

SOCIOLOGY IN SWITZERLAND

Contributions to General Social Theory

Nahe und ferne Beziehungen

Ein Beitrag zur Soziologie elementarer Interaktionen

Hans Geser

Zürich 1996

Bibliographische Zitation:

Geser Hans: Nahe und Ferne Beziehungen. Ein Beitrag zur Soziologie elementarer Interaktionen. Teil 1. In: Sociology in Switzerland. Contributions to General Social Theory. Online Publikationen. Zürich, 1996. http://geser.net/t_hgeser_elin.pdf

Inhalt

Einleitung	2
Erstes Kapitel:	4
Zum Funktionsverhältnis zwischen kollokaler, translokaler und alokaler Sozialität	4
1.1 Diachrone und synchrone Kombinationen	4
1.2. Funktionen der Kollokalität in sozialen Systemen	9
Zweites Kapitel:	13
Die komplexe Mehrebenenstruktur kollokaler Interaktionen	13
2.1 Fünf Systemniveaus interpersoneller Wechselwirkungen	13
2.2 Vier komplementäre Ebenen sinnhafter Kommunikation	17
2.2.1 Zur Hierarchie der vier Kommunikationsebenen	17
2.2.2. "Anwesenheit"	19
2.2.3 "Persönliche Erscheinung"	25
2.2.4 "Gestik"	29
2.2.5 Verbale Kommunikation	45
Drittes Kapitel:	72
"Aktuale Wahrnehmung" als Medium systemischer Ausdifferenzierung und Integration	72
3.1 Einleitung	72
3.2 Die soziogene Faktizität der "gemeinsamen Anwesenheit"	73
3.3 Der "gemeinsame Ort" als Medium dauerhafter und generalisierter sozialer Integration	76
3.4 Aktueller Kontextbezug und kommunikative Einbettung allen individuellen Handelns	80
3.5 Der Blickkontakt als Ursprung sozialer Interaktion	88
3.6 Die gemeinsame äussere Umwelt als Quelle sozialer Strukturierung	92
Viertes Kapitel:	96
Eigendeterminiertheit der Interaktionsprozesse als Substitut für Subjektivationen und Objektivationen	96
4.1 Einleitung	96
4.2 Die sinnliche Wahrnehmung als gemeinsamer Ursprung internaler und externaler Repräsentationen	97
4.3 Kollokale Interaktion im Spannungs- und Substitutionsverhältnis zur Ebene kultureller Objektivationen	113
4.4 Kollokale Interaktion im Spannungs- und Substitutionsverhältnis zur Ebene personeller Internalisierungen	148
Fünftes Kapitel	180
Prinzipien der Strukturbildung und sozialen Gesamtordnung kollokaler Systeme	180
5.1. Einleitung	180
5.2 Raumdistanz und relationales Feld zwischen menschlichen Personen	181
5.3 Soziofugale Strategien	187
5.4 Strategien der Desensibilisierung	195
5.5. Strategien der Verhaltensdisziplinierung	202
Literatur	229

Einleitung

Das Gemeinsame an Dorfsiedlungen, Cocktail-Parties, Parteiversammlungen, Massendemonstrationen, Militärgarnisonen, Familienhaushalten, Erziehungsheimen, Betriebsorganisationen, Verwandtschaftstreffen und wissenschaftlichen Kongressen besteht darin, dass mehrere Individuen für kürzere oder längere Zeit im selben Raumabschnitt zusammenrücken, so dass sie in der Lage sind, als Quellen physischer Bewirkungen, als Objekte sinnlicher Wahrnehmung sowie als Kommunikations- und Interaktionspartner miteinander in (objektiv-kausale und symbolisch-sinnhafte) Beziehungen zu treten.

Unter "*kollokaler Sozialität*" kann die Gesamtheit aller - offensichtlich weit über das Feld elementarer Interaktion oder primärer Gruppenkontakte hinausreichenden - sozialen Verhältnisse verstanden werden, die auf der objektiven Randbedingung einer *simultanen körperlichen Anwesenheit mehrerer menschlicher Personen am selben Ort* beruhen: wobei unter "Ort" ein homogener Ausschnitt aus dem Raumkontinuum verstanden werden kann, der dank geringer Ausdehnung und dank des Fehlens physischer Hindernisse (Wände, allzu hoher Lärmpegel u. a.) für eine wechselseitige Wahrnehmung dieser Ko-Präsenz sowie für verschiedenste Prozesse interpersonellen Beobachtens, Einwirkens, Kooperierens und Kommunizierens keine Widerstände bietet.

Ähnlich wie mit dem Konzept der "Mitgliederzahl" (vgl. Geser 1980) oder des "Entstehungszeitpunkts" ist mit dem Begriff der "Kollokalität" eine zwar einerseits äusserst objektive, in ihrer kausalen Wirkung aber vielfältige und diffus-unbestimmte *infrastrukturelle Randbedingung* sozialer Interaktionsprozesse und sozialer Systembildung angesprochen. Denn es ist leicht einzusehen, dass gerade in modernen, urbanen Gesellschaften engste räumliche Nähe mit immenser sozialer Distanz (bzw. psychologischer Indifferenz) einhergehen kann, während intensivste persönliche Beziehungen über weiteste Entfernungen hin aufrechterhalten werden (vgl. Simmel 1908: 480).

So kann eine angezielte "*Theorie kollokaler Sozialbeziehungen und Systembildungen*" nur auf jener überaus hohen Abstraktionslage angesiedelt werden, von der aus es ihr gelingt, den vielfältigen Formen und Zwecken der auf dieser gemeinsamen Basis errichteten Sozialverhältnisse Rechnung zu tragen und das gemeinsame Allgemeine zu formulieren, das beispielsweise eine Begegnung im Eisenbahnabteil mit der Sitzung eines Regierungskabinetts oder ein Forschungskolloquium mit einer Massendemonstration verbindet.

Dieses Gemeinsame mag am besten bei einer Gegenüberstellung mit zwei anderen Ausprägungen menschlicher Sozialität sichtbar werden:

- 1) "*Alokale Sozialität*" umfasst den grossen Bereich völlig unräumlicher Sozialverhältnisse, die dank ihrer Fundierung in der psychischen und/oder kulturellen Sphäre unabhängig von Interaktionsprozessen bestehen und deshalb auch gegenüber räumlichen Distanzen der Teilnehmer (und der zeitlichen Variabilität solcher Distanzen) völlig unempfindlich sind. Kirchen und Verwandtschaftsnetze, ethnische Gruppen und Berufsprofessionen, Sozialbewegungen und politische Parteien haben miteinander gemeinsam, dass sie mit einer beliebigen räumlichen Dispersion ihrer Teilnehmer kompatibel sind: auch wenn es in den meisten dieser Gebilde (zumindest temporäre) kollokale Kernstrukturen (z.B. Führungsgremien, gesellige Zusammenkünfte, Mitgliederversammlungen, Verwaltungszentren u. a.) gibt, die dem Kollektiv einerseits zu organisierter Handlungsfähigkeit und andererseits zu einer sinnlich wahrnehmbaren Selbstdarstellung verhelfen.

Hier stellt sich insbesondere die Frage nach den Integrationsmedien, die als funktionale Äquivalente für interpersonelle Interaktion derartigen sozialen Verhältnissen Zusammenhalt und Dauer verleihen, sowie die Frage nach den Entstehungsbedingungen,

Funktionen und Konsequenzen sozialer Systembildungen, die ihren Teilnehmern weder räumliche Anwesenheits- noch zeitliche Akkordierungszwänge auferlegen.

- 2) "*Translokale Sozialität*" umfasst die in traditionellen Gesellschaften relativ geringe, dank modernerer Kommunikationstechnologien und den zunehmenden Fernwirkungen menschlichen Handelns aber neuerdings stark angewachsene Sphäre von Interaktionen, die sich zwischen räumlich entfernten Individuen vollziehen. Dazu gehören einerseits kommunikative Beziehungen, die mittels Briefpost, Telephon, Computernetzwerken oder irgendwelchen andern technischen Medien ermöglicht werden; und andererseits raumübergreifende Wechselwirkungen physischer Art, die aus dem Transport von Gütern, Fernlenk Waffen, Luftschadstoffen u. a. m. entstehen.

Im Unterschied zu alokalen Verhältnissen konstituieren sie sich durchaus als Prozesse, die ihre Teilnehmer zumindest noch in der Zeitdimension an gewisse (allerdings meist gelockerte) Synchronisations- und Koordinationszwänge binden. Im Vergleich zu kollokalen Verhältnissen hingegen fällt auf, dass für die Übermittlung von Informationen oft nur ein einziger Transmissionskanal mit begrenzter "Bandbreite" und hoher Selektivität (z.B. nur Schrift, nur akustische Wahrnehmung etc.) zur Verfügung steht, und dass zwischen den Teilnehmern höchstens stark verdünnte (im Falle konventioneller Massenmedien sogar überhaupt keine) Rückkoppelungen bestehen.

Während eine Theorie alokaler und translokaler Sozialität beim aktuellen Stand der Forschung nicht einmal in groben Umrissen erkennbar ist, können für ein vertieftes Verständnis von Kollokalität mannigfache theoretische Argumentationen und empirische Befunde herangezogen werden, die sich über ein erstaunliches Spektrum historischer Zeitepochen und methodologischer Zugangsformen erstrecken. *Georg Simmels* pionierhafte Tiefblicke in die Wirkungen räumlicher Nähe und die Gesetzmäßigkeiten sinnlicher interpersoneller Wahrnehmung (Simmel 1908: 479ff.), *G.H. Meads* genetische Theorie symbolischer Bedeutungen aus "vokalen Gesten" (Mead 1934), die theoretisch zentrale Differenzierung zwischen "umweltlichen" und "mitweltlichen" intersubjektiven Verhältnissen im Werke von *Alfred Schütz* (Schütz 1974: 227ff.), *Merleau-Pontys* innovative Weiterungen phänomenologischer Analyse auf die Sphäre der "Zwischenleiblichkeit" (vgl. Merleau-Ponty 1976); und schliesslich *Erving Goffmans* tiefdringende Beobachtungen über elementares Sozialverhalten (z.B. Goffman, 1971: passim) oder *Niklas Luhmanns* ambitiöser Theorieversuch über einfachste Sozialsysteme (Luhmann, 1972: 51ff.) - damit sind nur einige wenige Beiträge angesprochen, die - ungeachtet ihrer höchst unterschiedlichen epistemologischen und methodologischen Einbettung - als komplementäre Bausteine zu einem einheitlichen Theorieprojekt verstanden werden können.

Sicher müssen auch zahllose Beiträge aus der sozialpsychologischen Experimentalforschung hinzugerechnet werden, in denen irgendwelche Effekte physischer Anwesenheit oder räumlicher Nähe zu den manipulierten Untersuchungsbedingungen oder den ermittelten Wirkungen gehören (vgl. z.B. Latané/Darley 1970; Sheleff 1978; Milgram 1974; Argyle/Dean 1965 usw.).

Im folgenden wird versucht, von der soliden Sprungbasis bisheriger Vorarbeiten aus einen grösseren Schritt in Richtung auf eine derart generalisierte Theorie kollokaler Sozialität zu wagen und daraus (*ex negativo*) auch korrelative Einsichten in die Natur raumübergreifender (=translokaler) oder raumunabhängiger (=alokaler) Sozialbeziehungen zu gewinnen. Es soll im Laufe der Ausführungen plausibel werden, dass soziale Phänomene auf allen Aggregationsebenen und in allen gesellschaftlichen Handlungsfeldern und Institutionen nutzbringend unter der Perspektive analysiert werden können, wie (und warum) sich bei ihnen kollokale, alokale und translokale Komponenten der Sozialität unterschiedlich (und im Zeitablauf variierend) miteinander verbinden.

Erstes Kapitel:

Zum Funktionsverhältnis zwischen kollokaler, translokaler und alokaler Sozialität

1.1 Diachrone und synchrone Kombinationen

Selbst bei höchstentwickelten Primaten wie Schimpansen und Gorillas darf man davon ausgehen, dass sich ihre sozialen Bindungen fast völlig auf kollokal induzierte Formen der Kollektivierung beschränken: weil ihnen für alokale Beziehungen die psychischen und kulturellen und für translokale Interaktionen natürlich auch die technischen und organisatorischen Voraussetzungen fehlen.

Das geringe Abstraktionsvermögen bewirkt, dass die jeweils anwesenden, sinnlich wahrnehmbaren Artgenossen unweigerlich das Zentrum des Aufmerksamkeitsfeldes besetzen, während Abwesende zwar wohl in Erinnerung behalten werden, kaum aber mit verhaltenslenkender Kraft virtuell gegenwärtig bleiben (vgl. z.B. Kummer 1971: passim). Und *a fortiori* fehlt die Vorstellung personenunabhängig konstituierter Kollektive oder Verbände, die jenseits aller konkreten Einzelinteraktionen zum Objekt symbolischer Repräsentation und (z. B. durch ein Konzept der "Mitgliedschaft") zu einer Bezugsebene der Identifikation und des Handelns werden könnten.

Entsprechend findet sich der Tiersoziologe in einer komfortablen methodologischen Situation: insofern objektivistisch fassbare räumliche Distanzen oder Häufigkeiten körperlicher Berührung ausreichend sind, um über die Qualität interindividueller Sozialbeziehungen wie auch über die Struktur des Gesamtkollektivs adäquaten Aufschluss zu gewinnen (vgl. z.B. Wilson 1975: passim).

Demgegenüber muss eine derart naturalistische Deskriptionsweise beim Menschen selbst für die Erfassung primitivster Formen der Vergesellschaftung völlig versagen, weil sich der Homo Sapiens in allen bekannten kulturellen Milieus in einer zumindest dual konstituierten Sozialität vorfindet, bei der sich kollokale und alokale Bindungen ungefähr die Waage halten und einander wechselseitig relativieren.

So konstituieren sich Jäger- und Sammlergesellschaften auf dem Dualismus zwischen

- kollokalen Sozialbindungen innerhalb der Residenzgruppe ("local band"), deren ausserordentliche zentripetale Integrationswirkung darauf beruht, dass sie für die Mitglieder praktisch den "Gesellschaftskontext" bildet, innerhalb dem sich all ihre alltäglichen Aktivitäten und Interaktionen vollziehen (vgl. Lee/De Vore 1968).
- alokalen Beziehungen, wie sie aus Verwandtschaftsbindungen oder der Zugehörigkeit zu Totemgemeinschaften entstehen und dazu dienen, im Verhältnis *zwischen* verschiedenen Residenzgruppen Solidaritätsbindungen zu stiften, sowie das Überleben der Gesellschaften während (saisonal bedingter) Phasen ökologischer Dispersion zu sichern (vgl. z.B. Service 1971: 62f.).

Vor allem das Konzept "Verwandtschaft" hat sich über alle Phasen menschlicher Geschichte hinweg als ein universelles Prinzip raumindifferenter Sozialintegration erwiesen, das einerseits irreversible Fragmentierungen menschlicher Populationen in autarke Lokalgruppen verhindert hat, andererseits aber in kollokalen Sozialsystemen immer wieder als Ursache für innere Spaltungen, Spannungen und offene Konflikte wirksam wurde (vgl. Simmel 1908: 513).

Universell verbreitete Inzestverbote und Exogamieregeln haben dazu beigetragen, dass kollokale und verwandtschaftliche Sozialintegration als zwei von einander differenzierte Bindemedien mit unterschiedlicher Reichweite und Funktionalität erhalten geblieben sind, und dass menschliche Sozialverhältnisse mit mannigfachen Ambivalenzen, Loyalitätskon-

flikten und "cross pressures" durchsetzt blieben, die sich als eine wichtige Voraussetzung für die innere Dynamisierung und erstaunliche Evolutionsfähigkeit der sozialen Strukturfürformationen (auf Makro- und Mikroebene) erwiesen haben.

Denn einerseits mussten Lokalgruppen infolge ihrer verwandtschaftlichen Aussenverflechtungen immer offene, austausch- und kooperationsbereite Sozialsysteme bleiben, und andererseits wurden verwandtschaftliche Solidaritäten immer wieder durch den Zwang relativiert, im lokalen Rahmen einen von familiären Herkunftsbindungen unabhängigen Modus vivendi zu finden.

So ist für agrargesellschaftliche Dorfsiedlungen immer ein Zustand labiler, "soziefugaler" Koexistenz zwischen verschiedenen Familien oder Sippen mit ihren konkurrierenden Besitz- und Nutzungsansprüchen charakteristisch geblieben (vgl.: König, 1958: 109ff.): und die politische Geschichte der Städte koinzidiert praktisch mit der Geschichte jener vielfältigen (im okzidentalen Kulturraum bekanntlich besonders erfolgreichen) Versuche, zwischen rivalisierenden Geschlechtern, Ethnien oder Religionsgruppen eine übergreifende Einheit zu stiften (vgl. Weber, 1972: 741ff.). Die dabei zu lösenden Probleme waren aber nicht prinzipiell anders als innerhalb einfacher Jäger- und Sammlergruppen, deren Mitglieder auf Grund exogamer Durchmischung ihre je eigenen, den Lokalkontext in verschiedene Richtungen transzendierenden, Herkunftsloyalitäten aufrechterhalten haben.

Vielleicht diesem über Jahrhunderttausende eingeübten Grundmodell nachgebildet, scheinen die meisten heute bekannten Sozialverhältnisse in einer - je nach ihrer Form unterschiedlichen - Kombination kollokaler und nicht-kollokaler Komponenten ihre optimale Gleichgewichtslage und Funktionsfähigkeit zu finden.

Zwar mögen in moderneren Gesellschaften häufiger als früher Fälle vorkommen, wo jeweils einer der Sozialitätstypen in idealtypischer Reinheit in Erscheinung tritt:

- *reine Kollokalität* z.B. bei transitorischen Begegnungen (im Zug, Restaurant, Flugzeug u. a.), die im urban-mobilen Lebensmilieu allein aus zufälliger zeitweiser Ko-Präsenz entstehen und keine über den Zeitpunkt des Auseinandergehens hinausgehenden Sozialbeziehungen erzeugen;
- *reine Alokalität* z.B. bei institutioneller Zuweisung von Mitgliedschaften und Statuspositionen (Verwandtschaft, Staatsbürgerschaft, Konfessionalität u. a.), die ohne jegliche Interaktionsprozesse erworben wurden und auch ex post keine interaktiven Vorgänge induzieren;
- *reine Translokalität* schliesslich bei technologisch vermittelten Ferninteraktionen, die sich auf das Medium eines dafür geeigneten Übertragungskanal (Telephon, Email u. a.) beschränken.

Andererseits wird der untypische und residuale Charakter derart extremer Fälle an der Regelmässigkeit deutlich, mit der sich bei allen differenzierteren, mit Begriffen wie "Sozialbeziehung", "Primärgruppe", "Organisation" oder "Institution" umschriebenen soziologischen Gebilden die drei Bezüge zum Raum entweder diachron abwechseln oder synchron miteinander verbinden.

1) Diachrone Phasendifferenzierung

Vor allem für kleinere und/oder strukturell wenig differenzierte Sozialsysteme ist charakteristisch, dass

- reversible Oszillationen zwischen Phasen der Kollokalität, Alokalität und Translokalität vollzogen werden,
- irreversible Prozesse der Systemevolution stattfinden, in deren Verlauf sich die den verschiedenen Phasen zugeordneten Zeiträume und Gewichtsverhältnisse systematisch ändern.

So gilt für jede *Freundschaftsbeziehung*, dass sie sich keinesfalls in den objektiv so gut fassbaren "Aktualphasen" physischen Beieinanderseins (mit all ihrer Vielfalt an sinnlichen Wahrnehmungen, emotionalen Reaktionen und mündlichen Kommunikationen) erschöpft. Vielmehr gehören gleichwertig auch ihre "Latenzphasen" dazu, während denen die Partner aneinander denken, einander die Treue halten oder Vorbereitungen für zukünftige Zusammenkünfte treffen (Schütz, 1974: 249).

Das Verhältnis beider Phasen wird durch komplexe, widerstrebende Kräftegruppen in einem labilen und im Zeitablauf leicht veränderbaren Gleichgewicht gehalten: indem die kollokalen Abschnitte z.B. der rituellen Bestätigung, sinnlichen Regeneration und allgemeinen Weiterentwicklung der Beziehung dienen, während die alokalen Intermediärphasen dazu beitragen, Gelegenheiten für wechselseitige Vertrauens- und Treueerweise zu schaffen, zusätzliche emotionale Bindekräfte (z.B. in Form von "Sehnsucht") zu mobilisieren, oder die Beziehung vor den Risiken zu schützen, die mit einem unkontrollierten wechselseitigen Eindringen in die Privatsphäre verbunden sein können (vgl. Simmel 1908: 480ff.).

Auf höherem Aggregationsniveau stellen vor allem *freiwillige Vereinigungen* (Vereine, Verbände u. a.) einen Systemtypus dar, dessen Komplexität sich eher im *diachronen Wechsel* verschiedener Strukturzustände anstatt - wie etwa bei "Betriebsorganisationen" - im *synchronen Zusammenwirken* funktional spezialisierter Strukturkomponenten, entfaltet. Kollokale Phasen sind häufig auf vorausgeplante und scharf eingegrenzte Zeitabschnitte (Generalversammlungen, Kongresse, Vorstandssitzungen, Festivals u. a.) beschränkt, die der expressiven Artikulation gemeinsamer Werte und Ziele, der Erarbeitung verbindlicher Entscheidungen, der Lösung von Konflikten sowie der rituellen Existenzbekräftigung der Organisation für Mitglieder und Aussenstehende dienen. Dazwischen spannen sich lange Phasen praktisch völliger Alokaliät, die nur durch translokale Interaktionen (wie z.B. den Versand von Zeitschriften oder die Einzahlung von Mitgliederbeiträgen) gemildert werden. Während solcher Intermediärphasen sehen sich die räumlich verstreuten Mitglieder einerseits auf ihre subjektiven Dispositionen (Identifikationen, Loyalitäten) und andererseits auf objektive Symbolmuster (z.B. formalisierte Regeln, Pflichtenhefte oder andere Korrelate ihres formalen Mitgliedschaftsstatus) verwiesen, um ihrer Organisationszugehörigkeit konkrete verhaltensprägende Geltung zu verleihen.

Auf noch umfassenderen Niveau schliesslich können "*soziale Bewegungen*" als extensive, unscharf abgrenzbare Felder spontaner Konsenskrystallisation betrachtet werden, die je nach konkretem Anlass kollokale Ausformungen von transitorischer Existenz (z.B. Masendemonstrationen) aus sich entlassen oder formale Organisationen ("social movement industries") ausbilden, die - wie z.B. aus der Arbeiterbewegung hervorgegangene Gewerkschaften oder sozialistische Parteien - zu eigenständigen Trägern verdichteter Kollokaliät werden können (vgl. z.B. Oberschall, 1973: passim; McCarthy/Zald 1987).

Äusserst naheliegend und empirisch gut zugänglich, aber momentan noch völlig unerforscht ist die Frage nach den generellen Gesetzmässigkeiten, die die Oszillationsfrequenz und die Zeitaufteilung zwischen kollokalen und alokalen Phasen bestimmen, und wie sich diese Verhältnisse in Korrelation mit der äusseren Umwelt und der inneren Systemstruktur, vor allem aber auch mit dem Entwicklungsstadium eines sozialen Gebildes, verändern.

Auf Grund der vielfältigen Voraussetzungen und funktionalen Eigenschaften jedes Phasentypus (vgl. unten) können derartige Fragen wohl immer nur unter Mitberücksichtigung zahlreicher Randbedingungen des jeweils spezifischen Falles beantwortet werden. Zum Beispiel muss man mit dem Paradoxon umgehen, dass gesteigerte Kollokaliät (z.B. das Konnubium bei einer heterosexuellen Partnerschaft) als Indikator und symbolischer Ausdruck einer intensiven und dauerhaften Sozialbeziehung fungiert; während umgekehrt ein konsolidiertes Sozialverhältnis gerade dadurch charakterisiert ist, dass es gegenüber lan-

gen Phasen der Alokaliät unempfindlich bleibt, oder dass sich häufige Zusammenkünfte von Vereinsmitgliedern in dem Masse erübrigen, als sie die meisten geltenden Parameter ihrer Organisation bereits erfolgreich ausgehandelt und festgelegt haben (vgl. z.B. Marcus 1966).

2) Synchrone Strukturdifferentierung

Auf der Ebene von *Organisationen und Institutionen* besteht eine der bedeutsamsten, in der bisherigen Forschungsliteratur aber fast völlig vernachlässigten Dimensionen struktureller Differentierung darin, dass kollokale, translokale und alokale Formen der Assoziierung in ihrer jeweils besonderen Eigenlogik nebeneinander koexistieren und in einem funktional komplementären, teilweise aber auch spannungsvoll-konfliktiven Interdependenzverhältnis zueinander stehen.

So erschliesst sich die volle soziologische Realität einer betrieblichen Formalorganisation (Verwaltung, Industriebetrieb, Klinik, Schule u. a.) nur dadurch, dass man

- die *statusmässige* Einbindung der Mitglieder auf der Basis ihrer alokalen formalen Mitgliedschaft,
 - die *rollenmässige* Integration derselben Teilnehmer auf der Basis ihrer regelmässigen Anwesenheit und Arbeitsleistung an der gemeinsamen Betriebsstätte,
- gleichgewichtig einbezieht. Der alokale Mitgliedschaftsstatus gewährleistet, dass über praktisch beliebige Phasen von Absentismus (Krankheit, Streik, Ferien u.a.) hinweg eine völlig invariante Basisbindung aufrechterhalten bleibt, dank der kollokale Anwesenheits- und Kooperationspflichten jederzeit reaktivierbar bleiben.

Als "heterolokal" mögen soziale Gebilde bezeichnet werden, in denen sich die Mitglieder verschiedener Subsysteme hinsichtlich der räumlichen Beziehungen, in denen sie zueinander stehen, deutlich voneinander unterscheiden: wobei je nach der Anzahl, Stellung und Funktion der kollokalen Systemkomponenten eher "zentralisierte" und eher "dezentralisierte" Typen unterschieden werden können.

Zentralisierte Heterolokalität findet sich bei jenen überräumlich konstituierten Organisationen oder Institutionen, die eine monozentrische, vorrangig der Führung und Verwaltung des Gesamtsystems dienende Kollokalstruktur besitzen:

- Parteien oder Gewerkschaften, bei denen permanente Leitungsstäbe, Sekretariate oder Verwaltungszentralen die "Stetigkeit der Leitung" (Weber) garantieren und zum Kreis der formalen Mitglieder (bzw. informeller "Sympathisanten") vorrangig translokale Radialbindungen aufrechterhalten;
- politische Gebietskörperschaften, die in den dichtgewobenen Interaktionsbeziehungen auf Parlaments- und Regierungsebene ihr "Nervenzentrum" besitzen;
- Zeitungen und Rundfunkanstalten, die ihre translokal verbreiteten Botschaften von einer punktuell lokalisierten Sendezentrale aus diffundieren;
- regional oder weltweit ausgedehnte Gesellschaftsräume, die von einzelnen Stadtmetropolen (z.B. Rom, Alexandria, Paris u. a.) kontinuierliche Anstösse zu kultureller Innovation oder modischem Wandel erfahren.

Grössere und komplexere Sozialsysteme scheinen ausschliesslich mittels einer monozentrischen kollokalen Kernstruktur in der Lage zu sein, ihre Fähigkeit zur entscheidungsmässigen Selbststeuerung (d.h. ihren Charakter als "Verbände" im Sinne Max Webers) zu bewahren. Oder anders gesagt: sie können paradoxerweise nur in dem Masse formale Organisationen sein, als sie in ihrem Zentrum auf ertümlichsten Mechanismen physischer Anwesenheit und interpersoneller Wahrnehmung beruhende (d.h. überaus "informelle") Interaktionsfelder aufrechterhalten.

Dezentralisierte Heterolokalität besteht im umgekehrten Falle, dass zahlreiche kollokale Subsysteme als konstituierende, operative oder reproduktive Subeinheiten eines alobalen Feldes fungieren, das selbst nicht zu einheitlichem kollektiven Handeln befähigt ist.

- Die *industrielle Ökonomie* ist das Erzeugnis eines Evolutionsprozesses, der die kollokale Verdichtung von Produktionsprozessen in betrieblichen Produktionsstätten und die Expansion raumunabhängiger Marktstrukturen als zwei miteinander streng korrelierende Erscheinungen umfasst.
- Die optimale Funktionsfähigkeit der *modernen Wissenschaft* scheint in kritischer Weise davon abzuhängen, dass lokal verdichtete standortgebundene Kooperationsstrukturen (Forschungsteams, Universitätsinstitute u.a.) und überraumliche, teilweise sogar weltumspannende Kommunikationsnetzwerke und professionelle Referenzgruppen in einem gewissen Gleichgewicht zueinander stehen (vgl. Ben-David, 1971; Geser 1975: 1977).
- Die Institution der *Familie* lebt nach wie vor im urtümlichen Polarisationsfeld zwischen den Kollokalbindungen in *lebensgemeinschaftlichen Haushalten* und den völlig alobalen Verknüpfungen auf der Basis *formaler Verwandtschaftsrelationen*, deren funktionale Komplementarität gewährleistet, dass diese traditionsreichste universellste gesellschaftliche Institution unter beliebigen Situationsbedingungen überlebensfähig bleibt.
- Soziale *Klassen* reproduzieren sich auf der Basis ganzer "Galaxien" von Familien, Nachbarschaftssiedlungen, Schulen u. a., die sich in analoger, aber jeweils auf die besonderen lokalen Verhältnisse bezogener Form an der Überlieferung, Sozialisierung und Implementierung schichtspezifischer Kulturmuster und Verhaltensweisen beteiligen (vgl. Dunphy 1972).

Gerade die Eigenzentriertheit und schwierige Aussenkontrolle der verschiedenen kollokalen Subeinheiten (vgl. Kap. 4) kann es erschweren, eines davon soweit zu privilegieren, dass es zur Kernstruktur werden und dem Gesamtsystem "Verbandscharakter" verleihen kann. Oder anders formuliert: Je grösser die Binnenkohäsion und die Selbstregulation koexistierender kollokaler Subeinheiten, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie (wie z.B. räumlich benachbarte Familienhaushalte) nur in punktuell-transitorische Beziehungen zueinander treten und damit verhindern, dass die umfassende Systemebene kollektive Handlungsfähigkeit gewinnt.

Dennoch gibt es hinreichende Beispiele für den komplexesten, natürlich besonders spannungsreichen Fall, dass sich zentralisierte und dezentralisierte Heterolokalität innerhalb desselben institutionellen Rahmens miteinander verbinden. Kaum ein *Staat* kann beispielsweise darauf verzichten, beim Vollzug seiner Gesetze, aus der besonderen Leistungsfähigkeit örtlich verdichteter Siedlungseinheiten (Gemeinden, Städte) Nutzen zu ziehen; und die *katholische Kirche* als vielleicht unräumlichstes aller Sozialgebilde muss sich auf die im Rahmen von Pfarreien, Gottesdiensten, Pilgerversammlungen etc. wirksam werdenden Integrationskräfte verlassen, um die Darstellung ihrer Symbole und die Teilnahmemotivation ihrer Gläubigen sicherzustellen. Ebenso stellt die *multinationale Unternehmung* schliesslich ein grundsätzlich alobales Gebilde dar, das seine Operativität durch eine Pluralität von Betriebsstätten und seine Integration durch den Monismus einer übergeordneten Verwaltungszentrale sichert.

Die Integration derartiger Mehrebenensysteme pflegt in jedem Fall auf einem labilspannungsvollen Gleichgewicht zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräftegruppen zu beruhen: weil den formalen Ansprüchen auf umfassende zentralistische Steuerung die Tatsache entgegensteht, dass die Binnenprozesse der kollokalen Subeinheiten infolge ihrer Fluidität und Informalität

- einerseits von aussen nicht gut erkennbar und kontrollierbar sind;
- andererseits aber unbedingt intakt gehalten werden müssen, weil auf die dadurch ermöglichten Funktionsleistungen (der Motivierung, Sozialisation, kooperativen Feinsteuerung usw.) nicht verzichtet werden kann.

In rein induktiver Sichtweise gewinnt man den Eindruck, dass soziale Gebilde jeglicher Zusammensetzung, Binnenstruktur und gesellschaftlicher Funktion von transitorisch oder permanent ausdifferenzierten Feldern kollokaler Interaktion abhängig sind, um ihren inneren Zusammenhalt und ihre äussere Adaptationsfähigkeit zu bewahren. Und im besonderen scheint es keine *formal organisierten* Sozialsysteme zu geben, die ihre Fähigkeit zu kollektivem Entscheiden und Handeln nicht auf dieselben urtümlichen Wahrnehmungs- und Kommunikationsprozesse physisch anwesender Individuen abstützen würden, wie sie etwa das Verhältnis zwischen Mutter und Kind oder die Beziehungen innerhalb primitiver Jäger- und Sammlergruppen dominieren.

Ein zweiter induktiver Blick führt zum dem nun keineswegs mehr überraschenden Ergebnis, dass raumgebundene und überräumliche Sozialfelder in einem charakteristischen funktionalen Komplementaritätsverhältnis zueinander stehen, und dass es einige klar identifizierbare, universelle Funktionen gibt, die bevorzugt oder gar ausschliesslich im dichten und diffusen Interdependenzfeld körperlich anwesender menschlicher Personen bewältigt werden können. Dieser Mangel an funktionalen Äquivalenten wird gerade in der modernen "Weltgesellschaft" besonders deutlich, wo Politiker, Wissenschaftler, Verkaufsleiter oder Unterhaltungsstars erstaunliche Mengen an Zeit, Geld und Mühe in weite Reisen investieren, anstatt modernere translokale Kommunikationstechniken (z. B. elektronische Videokonferenzen) zu benutzen, und wo euphorische Hoffnungen auf die Motivationskraft des "persönlichen Gesprächs" oder das Kreativitätspotential der "offenen Gruppendiskussion" in vielen Institutionen der Anlass sind, eine hypertrophische Kommissions- und Sitzungskultur zu entfalten, die hochbezahlten Kadermitgliedern viel Arbeitszeit kostet und rigide zeitliche Koordinations- und räumliche Anwesenheitszwänge auferlegt.

1.2. Funktionen der Kollokalität in sozialen Systemen

1) Sozialisation

Alle trans- und alokalen Formen menschlicher Sozialität sind auf ihnen vorausgehende Kollokalfelder angewiesen, in denen sich die frühkindliche Ontogenese des Persönlichkeitssystems sowie die darauf folgende spezifischere Enkulturation der an ihr teilnehmenden Individuen vollzieht.

Ist die Gesellschaft insgesamt an die Funktionalität der *Familie* mit ihren fundamentalsten, generellsten Sozialisationsleistungen gebunden, so vollzieht sich in der *Gemeinde* die primäre Sozialisation in politische Rollen (vgl. Geser 1977); an *Universitäten* die Einsozialisierung in die Wissenskultur weltweiter wissenschaftlicher Professionen und in *kleinen Arbeitsteams* die Assimilation an die informellen Regeln und Praktiken des grossen Betriebs. Auch sehr spezifische Verhaltens- oder Einstellungsänderungen scheinen sich bevorzugt im Medium dichter interpersoneller Wahrnehmung, Kommunikation und Beeinflussung kollokaler Primärgruppen zu vollziehen: so dass translokal rezipierte Massenmedieninhalte häufig nur vermittelt derartiger informeller Intermediärstrukturen eine nachhaltige Wirkung entfalten (vgl. Lewin 1958; Katz 1957 u. a.).

2) Komplexe Verfahren sozialer Konsensbildung und Entscheidungsfindung

Vorstands- und Kommissionssitzungen, Delegiertenversammlungen und internationale Konferenzen, vielschichtige Sozialpartnerverhandlungen oder subtile Beratungsgespräche beziehen ihre Unentbehrlichkeit alle daraus, dass es im Medium der Kollokalität weit- aus am besten gelingt, komplexe Prozesse der Konfliktregulierung, Entscheidungsfindung

und Konsensbildung speditiv zu bewältigen. Dieser Vorteil hängt gleichermassen mit der intensiven und kurzfristigen Rückkoppelung wie auch mit der qualitativen Vielfalt der systeminternen Kommunikations- und Interaktionsvorgänge zusammen und wiegt besonders schwer, wenn

- die Beteiligten zu Beginn des Prozesses nur wenig Konsens über Verfahrensweisen, Zielsetzungen usw. voraussetzen können;
- jeweils einmalige, in immer wieder anderer Form auftretende Problemvarianten zu bewältigen sind, so dass keine vorstandardisierten Verfahrensregeln zur Verfügung stehen.

Verhandlungs-, Schichtungs- und Gerichtsverfahren jeglicher Art illustrieren die Regularität, dass soziale Konflikte auch dann, wenn sie in der translokalen oder alokalen Sphäre entstanden sind, meist nur im Medium kollokaler Interaktion einer Behandlung und Lösung zugeführt werden können. Und die mit wachsender "task uncertainty" zunehmende Frequenz von informellen Konsultationen und Gruppensitzungen (vgl. Van de Ven/Delbecq/König 1976) zeigt deutlich, dass Organisationen ihre Mitglieder um so stärker in aufwendige kollokale Gruppeninteraktion einbinden müssen, je weniger sie sich auf *ex ante* vorstrukturierte, formalisierte Koordinationsverfahren abstützen (können).

3) Genese sozialer Beziehungen und Systeme

Ähnlich wie die Ontogenese der *Persönlichkeitssysteme* (vgl. oben) scheint sich auch die primäre Entstehungsphase *sozialer Systeme* weitestgehend im Interaktionskontext physisch anwesender Individuen zu vollziehen. Die *Zufallsbegegnung* als Ausgangspunkt für Bekanntschaft, Freundschaft, Partnerschaft oder Ehe, der *um den charismatischen Führer gescharte Jüngerkreis* als Keimzelle einer Weltreligion; die *"Rütliversammlung"* als Gründungsakt der schweizerischen Eidgenossenschaft oder der *"Wiener Kongress"* als Ursprung der europäischen Staatenstruktur des 19. Jahrhunderts - überall manifestiert sich dieselbe endogene Kapazität kollokaler Begegnungen zur Autokatalyse von sozialen Strukturen, die sich nachher von ihrem Entstehungskontext ablösen und im Medium der Translokalität oder Alokaliät überdauern können.

Vor allem in Phasen der Weiterentwicklung oder Umbildung sehen sich soziale Systeme genötigt, dem "verflüssigten" Aggregatzustand kollokaler Interaktion (z.B. durch höhere Frequenz und Dauer von Mitgliederversammlungen oder Gremiensitzungen) mehr Raum zu gewähren: während alokale Zeitperioden eher "Erstarrungsphasen" darstellen, bei denen kollokal generierte Strukturverhältnisse und Konsensbildungen oft allein aus Mangel an Kommunikation unverändert kontinuierlich (vgl. Schütz, 1962: 249).

4) Kulturelle Innovationen

Neben der Genese *personaler* und *sozialer Systeme* scheint auch die Entstehung *neuartiger kultureller Muster* an das Substrat kollokaler Interaktion gebunden, weil dank intensiver Rückkoppelungen die Kommunikabilität und Akzeptanz neuer Kreationen gut ausgetestet werden kann, und weil sie meist zuerst in einem primären Kreis von Rezipienten und Mitgestaltern jene Form finden müssen, dank der sie translokal diffundierbar und/oder in externalem, interaktionsunabhängigem Aggregat Zustand speicherbar werden.

So hat sich die *am Hof des Königs verdichtete Adelsgesellschaft* zur Zeit des Absolutismus als ein höchst aktives Innovationszentrum für neue Formen des ("höflichen") Verhaltens u. a. m. erwiesen (Elias, 1983); und die wohl immer unersetzliche gesellschaftliche Funktion der *Grossstadt* besteht darin, dass in ihren vielfältigen informellen Zirkeln und öffentlichen Lokalitäten (Kneipen, Galerien, Theater u. a.) kulturelle Innovationen ausgebrütet, selektiert und vorgeformt werden, die nachher in standardisierter Form (z.B. als verfilmtes Musical, gängiger Sprachjargon, standardisierter Tanzrhythmus, Konfektionskleid oder Versandhausartikel) ihre translokale Ausbreitung finden.

5) Objektivierende Repräsentation sozialer Kollektive und kultureller Muster

Die gemeinsame Anwesenheit mehrerer Personen erzeugt ein sinnlich objektiv wahrnehmbares, für Teilnehmer und äussere Beobachter gleichermassen evidenten "Miteinander", ein in der physischen Welt positiver Faktizität wurzelndes Gebilde, dessen Existenz und Umfang

- im Unterschied zu blossen Identifikations- und Bezugsgruppen unabhängig von subjektiven psychischen Dispositionen und
- im Unterschied zu formalen Institutionen unabhängig von Schriftdokumenten oder andern kulturellen Mustern

gesichert ist (vgl. Kap. 4).

Dank dieser autonomen Konstitutionsweise eignen sich kollokale Personenaggregate, um als "lebende Symbole" unüberbietbar deutlich die Existenz und Identität eines überräumlichen sozialen Gebildes zu einer örtlich begrenzten, aber dafür umso sichtbarer Darstellung bringen. Vor allem nicht formalisierte Sozialsysteme sind völlig auf dieses physische Medium der Selbstdarstellung angewiesen: Ein *unverheiratetes Paar* benötigt dringender als das Ehepaar das regelmässige Konnubium, um - im Innen- wie im Aussenverhältnis - dem konsensualen Willen zum gemeinschaftlichen Zusammenleben Ausdruck zu verleihen; und die noch nicht in formale Organisationen geronnene *soziale Bewegung* verliert jegliche Existenz, wenn nicht gelegentliche Massendemonstrationen, "sit-ins", Sternmärsche u.a. ihren Weiterbestand bezeugen.

Aber auch gewerkschaftliche Jahreskongresse, wissenschaftliche work shops, liturgische Messfeiern, militärische Paraden oder Verwandtentreffen anlässlich von Taufe, Heirat oder Beerdigung dienen ungeachtet ihrer übrigen Funktionen immer auch dem Zweck, sowohl den Teilnehmern wie auch aussenstehenden Dritten die Existenz, den Zusammenhalt, die beeindruckende Grösse und die Funktionsfähigkeit eines im Prinzip alokalen Kollektivgebildes überzeugend vor Augen zu führen.

6) Verdichtete Kooperation und Kontrolle

Kollokalität bietet die günstigste Voraussetzung, um individuelles Handeln unter Bedingungen maximaler sozialer Kontrolle, permanenter Beeinflussung und differenzierter koordinativer Steuerung stattfinden zu lassen: so dass es möglich wird, trotz hoher arbeitsteiliger Differenzierung und zeitlicher Variabilität des Rollenverhaltens ein hohes Niveau an Gesamtintegration und berechenbarem Kollektivhandeln aufrechtzuerhalten. Entsprechend war z.B. die Konzentration der Handwerker im Manufakturbetrieb historisch eine notwendige Voraussetzung, um nachher zur industriellen Zerlegung und Rationalisierung der Arbeitsvorgänge übergehen zu können (Braverman 1974: 59), und die Verdichtung verschiedener öffentlicher Verwaltungsstellen im selben Gebäude kann unentbehrlich sein, wenn vielschichtige, hohe Koordination erfordernde administrative Probleme bewältigt werden müssen (vgl. Geser, 1981: 227ff.).

7) Feinadaptation an partikuläre Situationen und Personen

Aus der Perspektive des überräumlichen Gesamtsystems bildet jede kollokale Subeinheit eine partiell autonome "periphere Grenzstation", zu der es sich in einem teils *sympiotischen*, teils *spannungsvoll-konfliktiven* Verhältnis befindet.

Die *sympiotische* Beziehung entsteht dadurch, dass allein das kollokale Feld in der Lage ist, den partikulären Bedingungen verschiedener lokaler Umweltischen oder den idiosynkratischen Merkmalen einzelner Mitglieder Rechnung zu tragen: so dass sie mit wachsender Heterogenität und zeitlicher Variabilität der Teilumwelten und der Mitglieder stark an Bedeutung gewinnen. So bilden die *einzelnen Gemeinden* für den Staat derartige Peripherstellen, in denen sich eine mit lokalen Gegebenheiten gut vereinbare, dennoch aber institutionell stabilisierte und legitimierte Vollzugspraxis öffentlicher Gesetze einspielen kann (vgl. Lipsky 1976, Geser 1987a: 28f.); und die Reichweite *kirchlichen Einflusses*

wäre viel geringer, wenn die generellen institutionellen Normen nicht innerhalb der örtlichen Pfarreien mit den Bedürfnissen und Gepflogenheiten der Lokalbevölkerung vermittelt würden.

Das *konfliktive* Verhältnis rührt andererseits daher, dass sich im Kollokalsystem deviante subkulturelle Differenzierungen ausprägen können, die sich nicht nur der Kontrolle durch die Institution entziehen, sondern oft nicht einmal der Steuerung durch die Teilnehmer selbst zugänglich sind. So kann eine von Unterschichten bewohnte brasilianische "favela" zu einer resistenten Solidargemeinschaft werden, die den Vollzug staatlicher Polizeimassnahmen erfolgreich blockiert (vgl. Leeds 1973); und im geschlossenen Kleinbüro können leicht Gewohnheiten Platz greifen, die den Prinzipien effizienter, einheitlicher Betriebsführung widersprechen (vgl. Fritz 1982).

Alle Sozialsysteme erhalten eine Komponente innerer Labilität, Widersprüchlichkeit und Wandelbarkeit auf Grund der Tatsache, dass ihre Mitglieder gleichzeitig dem alokalen Gesamtfeld *und* irgendeiner seiner kollokalen Subeinheiten angehören und die Inkongruenzen beider Perspektiven ständig zu einem gewissen Ausgleich bringen müssen.

Zusammenfassend liesse sich formulieren, dass überraumliche Sozialsysteme kollokale Subeinheiten für all jene Funktionen in Dienst nehmen müssen, die eine hohe Intensität sozialer Kommunikations- und Interaktionsprozesse erforderlich machen. Ein unkontrolliertes, strukturerodierendes Hineinfluten dieser Prozessualität wird dann dadurch vermindert, dass diese kollokalen Subeinheiten insuliert werden, oder dass sich das System nur gegenüber wenigen, seiner Verwaltung und Führung dienenden, Kollokalsystemen (z.B. Parlament, Regierungskabinett u.a.) sensibilisiert.

Genau umgekehrt sind Kollokalsysteme oft darauf verwiesen, sich im überlokalen Raum "Struktur auszuleihen", um nicht alle Vorbedingungen ihres Funktionierens endogen erzeugen zu müssen, und um nicht in einem Eskalationsprozess unkontrollierter Rückkopplungen irgendwohin abgetrieben zu werden. Dies geschieht typischerweise dadurch, dass die in der alokalen Sphäre fixierten Statusdifferenzierungen, Verfahrensregeln, Verteilungsprinzipien oder Themenstellungen auch in der Kollokalgruppe Beachtung finden, so dass eine funktionsfähige Primärstruktur erzeugt wird, von der dann autonome weitere Strukturbildungen ihren Ausgang nehmen können (vgl. z.B. Gillespie/Birmbaum 1980)

Müssen Alokalsysteme den Influx von *prozessualer Dynamik* aus der kollokalen Sphäre begrenzen, so stellt sich bei Kollokalgruppen das umgekehrte Problem, die Induktion *struktureller Erstarrung* aus dem alokalen Umfeld in Grenzen zu halten: z. B. indem gesellschaftliche Prestigerangordnungen durch differierende Kriterien "persönlicher Wertschätzung" teilweise ausser Kraft gesetzt werden (vgl. Wurzbacher/Pflaum 1954: 73; Faunce/Smucker 1969), oder indem man sich den Luxus leistet, den simplifizierten Regeln der Formalorganisationen einen Vorrat vielfältiger, ständig revidierbarer Rollenverteilungen oder Verfahrensnormen entgegenzusetzen (vgl. Strauss 1964: passim).

Zweites Kapitel:

Die komplexe Mehrebenenstruktur kollokaler Interaktionen

2.1 Fünf Systemniveaus interpersoneller Wechselwirkungen

Im Vergleich mit anderen empirischen Objekten zeichnet sich das menschliche Individuum dadurch aus, dass es gleichzeitig auf einer unübertroffenen grossen Zahl verschiedener Realitätsebenen und Systemniveaus existiert:

- 1) Als *physisches Ding*, das wie alle lebenden und toten Gegenstände in räumlich-zeitlichen Koordinaten lokalisierbar und in objektiven Termini von Masse, Gewicht, chemischer Zusammensetzung u. a. beschreibbar ist. Dies ist die niedrigste, selbstgenügsamste Ebene seiner Existenz, die ungeachtet seiner "höheren" Funktionsebenen lebenslänglich persistiert und meist auch sein biologisches Ableben eine Zeitlang überdauert;
- 2) als *lebender Organismus*, der wie alle Metazoen auf der Basis einer genetisch fixierten Anatomie und Physiologie atmet, Nahrung aufnimmt, Residualstoffe ausscheidet, einer charakteristischen Sequenz von Reifungs- und Alterungsphasen unterliegt und sich an der Reproduktion seiner Gattung mitbeteiligt;
- 3) als *Träger sensorischer Wahrnehmungs- und motorischer Verhaltenskapazitäten*, mit deren Hilfe er in der Lage ist, sich zu seiner Umwelt wie auch zu sich selbst zu "verhalten", d.h. in ein eigenselektives (nicht hinreichend durch Stimulus-Response-Modelle erfassbares) Verhältnis zu setzen;
- 4) als *psychisches Persönlichkeitssystem mit der Fähigkeit zu sinnhaftem Erleben und Handeln*, das seine Wahrnehmungen und Verhaltensweisen in einen autonom konstituierten Horizont von Bedeutungen und Verweisungen integriert, mit Zeichen und Symbolen umgehen kann und sich durch prospektive Zwecksetzungen einerseits und retrospektives Erinnern andererseits von unmittelbaren Aktualgegebenheiten emanzipiert;
- 5) als *kommunikations- und rasonnierfähiges Subjekt*, das im Medium der *Sprache* in der Lage ist, eine unbegrenzte Vielfalt von sinnvollen Aussagen zu formulieren und mit anderen Subjekten in diskursive Reflexions- und Verständigungsprozesse zu treten.

Mit der Vorsicht, die bei überwiegend induktiv gewonnenen empirischen Verallgemeinerungen immer am Platze ist, lassen sich hinsichtlich der Verhältnisse, in denen diese fünf Ebenen zueinander stehen, die vier folgenden Gesetzmässigkeiten formulieren:

1) Asymmetrische Bedingungsverhältnisse "von unten"

Während jede niedrigere Ebene unabhängig von allen höheren persistieren kann, so setzt jedes höhere Niveau das adäquate Funktionieren aller niedrigeren Niveaus als notwendige Bedingung voraus. So findet man sehr wohl, dass physische Gegenständlichkeit ohne Leben, Leben ohne Sensomotorik, Sensomotorik ohne Sinn und Sinn ohne Sprache eintreten kann, während das Umgekehrte in keiner Weise gilt.

Als Korrelat ergibt sich die Hypothese, dass die Gesetzmässigkeiten einer jeden Ebene für alle höheren Niveaus unverbrüchliche Gültigkeit besitzen: so dass nichts Biologisches auftreten kann, was physikalischen Kausalgesetzen widerspricht und kein intentionales Handeln vorkommt, das die Restriktionen physiologischer und sensomotorischer Prozesse nicht respektiert.

2) Nach oben hin zunehmende Variabilität, Unvorhersehbarkeit und Temporalisierung

Während für die Erfassung niedriger Ebenen relativ simple und deterministische Modelle physikalisch-chemischer Gesetzmässigkeit hinreichend sind, müssen auf höheren Niveaus immer grössere Spielräume der Variabilität und Unkalkulierbarkeit in Rechnung gestellt werden, die mit den hohen Freiheitsgraden sensomotorischer Abläufe und sinnhafter Deutungsmuster zusammenhängen und in der grenzenlosen Freiheit und Unvoraussagbarkeit sprachlicher Satz- und Textkonstruktionen - die auch Abwesendes, Vergangenes, zukünftig Erwartbares, nur Mögliches, ja sogar das Unmögliche thematisieren können - ihr unüberbietbares Maximum erreichen. Vor allem muss ein *Anwachsen an Temporalisierung und Irreversibilisierung* in Betracht gezogen werden: in dem Sinne, dass sich die Systemkomplexität immer mehr in diachronen Abläufen anstatt im synchronen Zusammenspiel differenzierter Systemkomponenten manifestiert (vgl. Luhmann, 1984) und sich das System zunehmend "historisiert", weil jedes aktuelle Geschehnis die Bedeutung aller früheren und die Bedingungen für alle nachfolgenden Prozesse verändert.

3) Nach oben hin zunehmende Eigenselektivität und Intentionalisierung

Hinsichtlich seiner niedrigeren Existenzebenen sieht sich der Mensch völlig exogenen, seiner Manipulation unzugänglichen Wirkungszusammenhängen ausgeliefert: er kann sich niemals aus seiner physischen und biologischen Körperlichkeit befreien und findet es überaus schwer, gewisse "unwillkürliche" Vorgänge der Sensomotorik (z.B. die Wahrnehmung aufdringlicher Gerüche oder den Vollzug habitualisierter Bewegungen) zu unterdrücken.

Auf höheren Niveaus finden menschliche Personen sich selbst und die andern als autonome Subjekte vor, die frei darüber verfügen, ob sie das höhere Steuerungsniveau überhaupt aktivieren wollen, und welche der unendlich vielfältigen Spezifikationsmöglichkeiten sie wählen. Am ausgeprägtesten zeigt sich diese Autonomie im *Sprachverhalten*, bei dem "Reden" und "Schweigen" immer prinzipiell gleich zugängliche Alternativen verfügbar sind: so dass dem Sprecher normalerweise sowohl die Tatsache, dass er gesprochen hat, wie auch die spezifischen *Inhalte* seiner Rede als selbstgewähltes, zu verantwortendes Handeln zugerechnet werden (vgl. Luhmann 1972).

4) Abwärts gerichtete Prozesse koordinativer Steuerung und semantischer Spezifikation

Ist jede Systemebene einerseits an die Bestandesbedingungen und Gesetzmässigkeiten aller sie fundierenden niedrigeren Ebenen gebunden, so vermag sie andererseits doch diese inferioren Niveaus teilweise mit ihrer autonomen Selektivität zu penetrieren und ihnen zu einem relativ unwahrscheinlichen Zustand geordneter Komplexität zu verhelfen. So muss die chemische Zusammensetzung eines Organismus weitgehend als Produkt biologischer Vorgänge der Stoffumwandlung (Metabolismus, Sekretion etc.) verstanden werden, während Tiere durch ihr Verhalten sowohl auf den räumlichen Standort ihres Körpers wie auf mannigfache physiologische Vorgänge (Nervenreizung, Muskelkontraktion, Hormonausschüttungen) Einfluss nehmen können, und Menschen schliesslich zweifellos in der Lage sind, ihre Verhaltensweisen unter dem Gesichtspunkt zweckgerichteter Handlungsentwürfe selektiv zu organisieren und zumindest einen Teil dieser Handlungen in überindividuell organisierte Handlungssysteme zu integrieren.

Ein weiteres "abwärtsgerichtetes" Bedingungsverhältnis betrifft die Prozesse semantischer Spezifikation. Weil die Zustandsformen auf den niedrigen Niveaus auf Grund ihrer geringen Differenzierbarkeit nur wenig "immanente Information" mit sich tragen, müssen sie ihren präzisen Sinn von einem auf übergeordnetem Niveau konstituierten semantischen Kontext zugewiesen erhalten. Beispielsweise ist die schiere leibliche *Anwesenheit* an einem Ort so wenig informativ, dass ihre Bedeutung nur durch die dort vollzogenen

Verhaltensweisen schärfere Konturen gewinnt; und das *Repertoire an Gesten* ist so beschränkt, dass es einer meist sprachlich explizierbaren Normierung (Anstandscodes, Spielkonventionen, Verkehrsregeln u. a. bedarf, um ihre eindeutige und konsensuale Interpretationsweise zu sichern (vgl. 2.2.4).

Unter "Kollokalität" (bzw. "Ko-Präsenz") kann nun exakter als oben jene Situation verstanden werden, in der zwei oder mehr menschliche Personen auf Grund gleichzeitiger Anwesenheit im selben Raumabschnitt auf jeden Fall auf der Ebene physischer Körperlichkeit und sensomotorischer Prozesse, meistens aber zusätzlich auch auf höheren Systemniveaus in Wechselwirkung treten. Der unverbindliche (dafür analytisch allerdings sehr unscharfe) Simmel'sche Begriff der "*Wechselwirkung*" mag vielleicht am besten die ganze Vielfalt möglicher Interrelationen einbegreifen, die sich vom rein physikalisch bedingten Übereinanderpurzeln im Strassenbus über die wechselseitige Geruchswahrnehmung, den Austausch von Blicken und sexuellen Streicheleinheiten bis zur Rede und Gegenrede im sprachlichen Diskurs erstrecken.

Die fundamentalen Grundlinien einer "allgemeinen Theorie menschlicher Kollokalität" werden bereits deutlich sichtbar, wenn man die soeben formulierten Basis-hypothesen über Zusammenhänge zwischen den fünf Systemebenen heranzieht, um daraus einige durchaus inhaltsreiche Propositionen über die Struktur interpersoneller Kollokalverhältnisse zu deduzieren.

Aus dem *ersten* Prinzip (der asymmetrischen Abhängigkeiten) lässt sich ableiten, dass Wechselwirkungen auf jeder Ebene zwar sehr wohl ohne das Mitwirken höherer Niveaus zustande kommen, andererseits aber immer alle niedrigeren Ebenen mitimplizieren. So ist die *unbemerkt bleibende Übertragung einer Infektionskrankheit* ebenso gut denkbar wie eine *unwillkürliche Abstimmung von Körpergebärden* oder ein *wortloser Blick*; aber in jedem *Handlungsvollzug* vergegenwärtigt sich unweigerlich die ganze Person, wie die sich rein physisch zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem gewissen Ort aufhält, sich in einem spezifischen physiologischen Zustand (der Müdigkeit, Hungerigkeit, Erregtheit u. a.) befindet und über bestimmte sensomotorische Fähigkeiten gebietet. Und *a fortiori* kann man keinen *Satz aussprechen*, ohne in Tonfall, Mimik, Gestik, ja in der Farbe der Gesichtshaut paralinguistische Informationen darüber mitzuliefern, unter welchen Bedingungen psychischer und physischer Befindlichkeit man seine Äusserungen vollzieht (vgl. Poyotas 1981).

Aus dem *zweiten* Prinzip ergibt sich, dass auf niedrigeren Niveaus relativ einfache und berechenbare, in ihrer Variabilität eng begrenzte und in *synchroner* Konstellation auftretende Interdependenzen vorherrschend sind, während auf höheren Ebenen *diachrone* Prozesse höchst mannigfaltiger und unvorhersehbar-wechselnder Art akkordiert werden müssen. So erhalten Kollokalsysteme durch die invariante körperliche Erscheinungsform und physiologischen Funktionsweisen ihrer Teilnehmer eine "infrastrukturelle" Basis, deren Stabilität jenseits aller psychischen Prädispositionen, sozialen Erwartungen oder kulturellen Deutungsmuster gesichert ist, und die deshalb gut zum Aufbau interner sozialer Strukturen genutzt werden können. Auch die "vorprädikativen", oft in frühen Phasen der Ontogenese habitualisierten Repertoires *sensorischer Wahrnehmung* und *motorischer Verhaltensabläufe* (z.B. Gewohnheiten des Essens, Gehens, räumlichen Distanzhaltens u. a.) können noch als mitstabilisierende Faktoren wirksam sein: während *sinnhaftes Erleben und Handeln* als dauernde Quelle unbeherrschbarer Dynamik, Variabilität, Ungewissheit und "doppelter Kontingenz" in Rechnung gestellt werden muss. In der *sprachlichen Kommunikation* schliesslich müssen derart grenzenlose Beliebigkeiten bewältigt werden, dass sie nur unter striktester Beachtung diachroner Ablaufsregeln (z.B. dass zu jedem Zeitpunkt nur einer spricht) und im Rahmen spezifischer Themenvorgaben (Luhmann 1972) vonstatten gehen kann (vgl. 2.2.5).

Kollokalsysteme sind also dazu prädisponiert, sich in einem besonders weiten Spannungsfeld zwischen äusserst *stabilen Strukturparametern* einerseits und unübertrefflich *labilen Prozessabläufen* andererseits zu konstituieren. *Georg Simmel* hat mit seiner Unterscheidung zwischen der Synchronizität der visuellen Wahrnehmung (z.B. des menschlichen Antlitzes) und der Diachronizität der akustischen Sprachkommunikation bereits einsichtsvoll auf diese Polaritätsachse hingewiesen: allerdings ohne ihrer *ganzen vielstufigen Differenziertheit* Rechnung zu tragen (vgl. Simmel 1908:485ff.).

Die Anwendung des *dritten* Prinzips führt uns zur Schlussfolgerung, dass menschliche Personen einander mit ansteigendem Niveau ihrer Wechselwirkungen zunehmend als autonome Subjekte begegnen, die für ihre Emissionen und Rezeptionen selbst verantwortlich sind - und deshalb mit den vielfältigen Risiken "doppelter Kontingenz" umgehen müssen. Während sprachliche Äusserungen praktisch immer (ausser vielleicht in Zuständen des Träumens, der psychischen Umnachtung u. a.) als eigenselektive, intentionale Akte zugerechnet werden, die je nach der Entscheidung des Emittenten auch hätten vermieden oder anders ausfallen können, so ist es bereits bei vielen gestisch-mimischen Äusserungen ("Wahrnehmungslassungen") unklar, inwiefern sie als zwangshafte Reflexreaktionen, als spontane Gefühlskundgaben oder als zweckhaft intendierte Handlungen zu deuten sind. Denn aus den intrinsischen Eigenschaften derartiger Verhaltensweisen kann man oft nicht ersehen, in welchem Masse sie physiologischen, sensomotorischen oder psychischen Prägekräften unterliegen. Und *a fortiori* kann man kaum jemanden für sein Schnarchen bei Nacht, seine fahle Gesichtsfarbe oder seine ernsthafte Erkrankung zur Rechenschaft ziehen: so wenig wie ein kleines Kind dafür kann, dass es üblicherweise dauernd in der Wohnung seiner Familie körperlich anwesend ist und vom elterlich verordneten Gemüsebrei Verdauungsprobleme kriegt.

Im Unterschied zu schriftlich korrespondierenden oder einander telefonierenden Personen sind kollokale Individuen deshalb immer *auch* mit Aspekten ihrer Befindlichkeit anwesend, die sie selbst nicht unter Kontrolle haben, nichts mit den aktuellen Inhalten und Zielen der Interaktion zu tun haben und die auch keinen interpersonellen Beeinflussungsprozessen zugänglich sind.

Aus dem *vierten* Prinzip schliesslich kann man ableiten, dass Individuen partiell in der Lage sind, niedrigere Systemniveaus mit der höheren Komplexität, temporalen Variabilität und Eigenselektivität der übergeordneten Niveaus zu penetrieren. So können die Teilnehmer von sich selbst und allen andern wissen, dass sie im Rahmen physikalischer und biologischer Gesetzmässigkeiten in der Lage sind

- den räumlichen Aufenthaltsort ihres Körpers autonom zu bestimmen ("freiwillige Anwesenheit");
- ihr körperliches Erscheinungsbild und Mienenspiel als taktisches Mittel zweckorientierter Interaktion (z.B. im Sinne des "impression management") zu verwenden;
- sprachliche Beschreibungen (wenn auch sehr selektiver Art) von den physischen Merkmalen, psychischen Stimmungslagen, Verhaltensgewohnheiten, und Handlungsabsichten ihrer selbst und anderer anzufertigen.

Komplizierend tritt die Möglichkeit vielfältiger "diagonaler" Wechselwirkungen hinzu, an denen die verschiedenen Teilnehmer auf unterschiedlich hohen Steuerungsniveaus partizipieren: z.B. wenn der Arzt einen narkotisierten Patienten operiert oder der alte Bekannte ein mir selbst unbemerkt bleibendes Altern meiner Gesichtszüge registriert.

Bereits im denkbar einfachsten *bilateralen* Sozialverhältnis wird die Vielschichtigkeit der Problematik dadurch erhöht, dass EGO und ALTER dasselbe Verhalten unterschiedlich interpretieren: mein Aufbleiben zu später Stunde kann mir als selbstgewähltes Handeln zugerechnet werden, während ich selber meine (physiologisch bedingte) Schlaflosigkeit dafür verantwortlich mache.

Und bei drei oder mehr Personen sind die Komplikationsmöglichkeiten geradezu unbegrenzt: weil jeder Teilnehmer potentiell in der Lage ist, sich über

- sein eigenes Verhältnis zu andern Mitgliedern
- die Verhältnisse dieser dritten Mitglieder untereinander

Vorstellungen und Beschreibungen zu verschaffen, die - samt den Diskrepanzen, die mitthematisiert werden - auch wieder diskrepant sein können.

Eine soziologische Theorie der Kollokalität darf davon ausgehen, dass interpersonelle Wechselwirkungen auf rein physikalischer oder biologischer Ebene ohne weiteres den dafür zuständigen naturwissenschaftlichen Disziplinen überantwortet werden können. Der Zusammenprall zweier Motorradfahrer oder das Knappwerden der gemeinsamen Atemluft im Zivilschutzbunker - diese Ereignisse sind per se auch dann nicht Forschungsgegenstände der Sozialwissenschaft, wenn sie weitreichende psychologische oder soziologische Ursachen oder Folgewirkungen haben.

Andererseits wäre es allzu restriktiv, nur "horizontale Relationen auf hohem Niveau" einzuschliessen, an denen sämtliche Teilnehmer auf dem Niveau sinnhaften Erlebens und Handelns oder sprachlicher Kommunikation partizipieren. Denn man würde in die Sphäre der gemeinhin als "sozial" definierten Erscheinungen eine höchst artifizielle, unplausible Schnittlinie legen, wenn man z.B. die medizinische Operation mit Narkose radikal von einem Eingriff ohne Betäubung trennen oder einen heimtückischen Schuss aus dem Hinterhalt grundsätzlich anders als eine Tötung im aktiven Kampf behandeln wollte.

Deshalb darf und soll sich die Soziologie für alle jene Kollokalsituationen zuständig fühlen, in denen mindestens *eine* Person sinnhafte oder sprachlich-kommunikative Dispositionen aufrechterhält, die - im Gefolge von *Schütz* - als "Fremdeinstellungen" und "Fremdwirkungen" bezeichnet werden können (vgl. Schütz 1974: passim). Deshalb sind es eminent soziale Situationen, wenn eine Mutter ihrem Neugeborenen die Brust anbietet, das bewusste Opfer des Verkehrsunfalls "erste Hilfe" erhält oder wenn das absichtliche "Vergessen" der Verhütungspille der Grund ist, dass ein Sexualakt zur Empfängnis und Geburt eines Kindes führt.

2.2 Vier komplementäre Ebenen sinnhafter Kommunikation

2.2.1 Zur Hierarchie der vier Kommunikationsebenen

Nichts wäre verfehlter als das reduktionistische Vorurteil, dass man bei der Analyse kollokaler Sozialbeziehungen gewissermassen auf die einfachsten Elementarbausteine der sozialen Welt stossen könnte, aus deren Kombinationen und Abwandlungen dann alle die komplexeren Erscheinungen (Gruppen, Organisationen, Institutionen, Gesellschaften) entstehen würden. Vielmehr findet man gerade in dieser urtümlichsten und alltäglichsten, universellsten und voraussetzungslosesten Sphäre menschlicher Sozialität besonders vielschichtige strukturelle Aufbauprinzipien vor: weil die verschiedenen Ebenen physischer, sensomotorischer, sinnhafter und sprachlicher Wechselwirkungen weniger als anderswo voneinander ausdifferenziert und verselbständigt sind, sondern sich auf diffuse Weise wechselseitig durchdringen.

Diese Komplikationen bleiben auch dann bestehen, wenn man "horizontale Wechselwirkungen auf tiefem Niveau" (z.B. rein physikalische oder biologische Kausalverhältnisse zwischen menschlichen Körpern) als nicht-soziologische Untersuchungsgegenstände aus dem Gesichtsfeld eliminiert (vgl. 2.1). Denn es bleiben dann immer noch all die "diagonalen" Verhältnisse erhalten, die aus der Abwärtspenetration übergeordneter Steuerungen entstehen.

Konkret bedeutet dies, dass sich die sinnhaften und kommunikativen Verhältnisse anwesender Personen niemals nur im Austausch intentionaler Handlungen oder Sprechakte erschöpfen: weil jeder in der Lage ist, auch die physische Körperlichkeit, die biologischen Bedürfnisse oder die unwillkürlichen sensomotorischen Verhaltensweisen der Anderen sinnhaft zu erleben und sprachlich zu thematisieren. Und weil jeder weiss, dass dies wechselseitig geschieht, werden alle versuchen, durch selektive Manipulation ihrer physischen Kundgaben auf ihre Partner gewisse Wirkungen zu erzielen und ihnen bestimmte Mitteilungen zukommen zu lassen, welche die Kommunikationen auf höheren Ebenen teils unterstützen, teils abschwächen oder gar konterkarieren.

Charakteristisch für Kollokalität ist deshalb, dass gleichzeitig mehrere, völlig verschiedenartige Trägermedien für teils intentional gesendete, teils unabsichtlich emittierte, immer aber sinnhaft dekodierbare Kundgaben zur Verfügung stehen.

Im Sinne der vorhin (vgl. 2.1) explizierten theoretischen Prinzipien ist ihr Verhältnis zueinander derart, dass jedes niedrigere Medium als notwendige Ausgangsbasis für alle "höheren" fungiert, und dass mit zunehmender "Höhe" des benutzten Kanals

- immer komplexere und variabelere Botschaften gesendet werden können,
- die Enkodierungs- und Dekodierungsprozesse besser kontrollierbar und intentional gestaltbar werden,
- die "Temporalisierung" zunimmt: so dass Übermittlungsprozesse immer mehr Zeit beanspruchen und dem Selektivitätsdruck der Zeitknappheit unterliegen.

Im Minimum ist es notwendig, die folgenden vier Niveaus sinnhaften Ausdruckhandelns und Erlebens voneinander zu unterscheiden, die für den soziologischen Beobachter in Termini relativ objektiver Unterscheidungsmerkmale identifizierbar sind und aus demselben Grund auch von den sozialen Akteuren selbst als voneinander differenzierte Ebenen interpersoneller Erfahrung unterschieden werden:

1) "Anwesenheit"

Das wechselseitig evidente Faktum des räumlichen Hierseins einer Person in ihrer physischen Körperlichkeit ist der generellste, fundierendste Ausgangspunkt für alle spezifischere interpersonelle Erfahrung, Interaktion oder Kommunikation. Als undifferenziertestes individuelles "Basisverhalten" ist der Ausdruckswert schieren Anwesendseins normalerweise derart unspezifisch, dass der "subjektive Sinn", den der Anwesende damit verbindet, meist nur in einem umfangreichen Horizont von Situationsbedingungen und Verhaltensweisen erschlossen werden kann.

2) "Persönliche Erscheinung"

Sie umfasst alle an der physischen Körperlichkeit festgemachten, zumindest im aktuellen Interaktionskontext relativ invarianten Merkmale (Hautfarbe, Geschlecht, Gesichtszüge, Haltung, Frisur, Kleidung u. a.), mit denen ein Individuum den Mitbewohnenden ein teils intentional gestaltetes, teils nicht manipulierbares Simultanbild seiner Persönlichkeit vermittelt. Setzt sie einerseits "Anwesenheit" voraus, so fungiert sie selber wieder als der Boden, aus dem alle variableren Kundgaben (Gestik, Sprechakte) herauswachsen und ihre spezifische Deutung gewinnen.

3) "Gestik"

bildet den zusammenfassenden Ausdruck für alle variablen Verhaltenskundgaben, wie sie einerseits bei intentionalen Akten nichtverbaler oder paralinguistischer Kommunikation, andererseits aber genauso als unbeabsichtigte Begleiterscheinungen irgendwelcher sensomotorischer Abläufe oder Handlungsvorgänge auftreten und dank ihrer objektiven

Wahrnehmbarkeit als Symptome für innere Gefühlszustände, Motivationen, Fähigkeiten oder Absichten eines andern Subjekts fungieren.

4) "Sprache"

umfasst die Gesamtheit akustischer Äusserungen, die im Medium eines konventionellen Codes der Laut- Wort- und Satzbildung enkodiert sind und durch Benutzung desselben Codes dekodiert werden müssen. Es ist die Kommunikationsebene mit der höchsten Kapazität für intentionale Steuerung und mit dem grössten Reichtum an inhaltlichen Spezifizierungen, aber andererseits auch mit den restriktivsten Anforderungen an individuelle Kompetenz, sachliche Selektivität, soziale Kontrolle und zeitliche Sequentialisierung.

In der Terminologie von Ruesch/Kees wären "*Anwesenheit*" und "*persönliche Erscheinung*" dem Niveau der "object language" (die auch alle über materielle Gegenstände wie Wohnungseinrichtungen, Schmuckstücke u. a. vermittelten Ausdrucksgaben mitumfasst) zuzurechnen, während der Begriff der "*Gestik*" weit genug gespannt sein soll, um alle mit dem Konzept der "action language" bezeichneten kommunikativen Verhaltensäusserungen zu umfassen. Die *verbale Kommunikationsebene* schliesslich gehört dem Niveau der "sign language" an, die alle durch konventionell festgelegte Symbole konstituierten Sinnbedeutungen umfasst (vgl. Ruesch/Kees 1956; Kendon 1981).

Vom kollokalen Sozialsystem aus gesehen bilden die beiden "unteren" Ebenen ("Anwesenheit" und "äussere Erscheinung") dank ihrer geringen Variabilität und Differenzierbarkeit in erster Linie Quellen systemischer *Integration* und Grundlagen struktureller Stabilisierung; die beiden "höheren" Ebenen dagegen sind genau konträr dazu Quellen der *Differenzierung* und der *prozessualen Dynamik*, mit deren Hilfe es sich zur *Umwelt hin* öffnen und seine *inneren Zustände in dauernder Bewegung halten* kann. Diese ausgeprägte Spannweite zwischen stabilen und labilen, strukturellen und prozessualen, integrativen und adaptiven Systemkomponenten ist wahrscheinlich der entscheidende Vorzug kollokaler Sozialsysteme, der ihr universelles Vorkommen und ihre funktionale Unentbehrlichkeit selbst in ausgeprägt alokalen Systembildungen (vgl. Kap. 1) erklärt.

2.2.2. "Anwesenheit"

Viele soziale Systeme stützen sich auf irgendein materielles Trägermedium ab, um zumindest ihrer *Existenz*, meist aber auch ihrer *Reichweite* und besonderen *Identität*, einen objektiv sichtbaren, für Mitglieder und Aussenstehende gleichermassen evidenten Ausdruck zu verleihen.

So erhalten Staaten durch ihr Territorium, Kirchen durch ihre Gotteshäuser, Städte durch ihre architektonische "sky line", Familienhaushalte durch ihr Eigenheim und "Miteinanders" in Restaurants durch temporär in Beschlag genommene Tische ihre Verankerung in der physischen Welt: also durch Inanspruchnahme materieller Substrate, die praktisch voraussetzungslos (d. h. ohne besondere Qualifikationen und Aktivitäten seitens der Emittenten und Rezipienten) wahrnehmbar sind, im Zeitablauf invariant bleiben und unabhängig von allen Variationen personeller Zusammensetzung, sozialer Interaktionsprozesse und Strukturformen, Werte, Normen oder anderer kultureller Standards dieselbe Bedeutung und Integrationskraft beibehalten (vgl. z.B. Simmel 1908: 474).

Mit diesem Höchstmaß an zeitlicher, sozialer und sachlicher Generalisierung unterscheiden sich physische Substrate von *symbolischen Trägermedien*, die - ob externalisiert oder nicht - immer nur in Termini *spezifischer Inhalte* konstituiert sind und die Identität des Sozialsystems deshalb untrennbar an die Aufrechterhaltung besonderer gemeinsamer Normen, Werte oder Zielsetzungen binden.

Beispiele dafür wären *Schrift Dokumente* (Verfassungen, Statuten, "charters", "mission statements" etc.), durch die formale Organisationen eine von physischen Bindungen zwar unabhängige, dafür aber inhaltlich festgelegte und den strukturellen und kulturellen Variationsspielraum einengende Identität zugewiesen erhalten, oder verbreitete *mentale Vorstellungen* (z.B. über gemeinsame Zugehörigkeit zu politischen Gesinnungsgruppen, Nationalitäten, Klassen, sozialen Bewegungen u. a.), die immer nur im konkreten Modus aktueller subjektiver Interpretationsweisen konstituiert sein können (und ein Sozialsystem prinzipiell auf die labile Basis innerpsychischer Prozesse stellen).

Dementsprechend sind vor allem jene Sozialsysteme auf physische Substrate als Garanten ihrer Identität angewiesen, die infolge hoher Fluktuationen und Unberechenbarkeit ihrer Umwelten und/oder Binnenverhältnisse gezwungen sind, ihre Existenz auf einer von konkreten Werten, Zwecken, Handlungsweisen oder Organisationsformen unabhängigen Grundlage festzumachen: z.B. *stationäre Lebensgemeinschaften* oder *Siedlungsagglomerate* (Dörfer und Städte), denen die Dauerhaftigkeit und sinnliche Prägnanz ihrer architektonischen Strukturen dazu verhilft, ihre Identität über beliebig wechselnde Mitgliederzusammensetzungen, Zweckinhalte, Interaktionsprozesse, Konfliktsituationen oder politische Machtverhältnisse hinweg aufrechtzuerhalten.

Die folgenreiche Besonderheit *kollokaler* Sozialsysteme besteht nun darin, dass sie *konkrete, körperlich anwesende menschliche Personen als ihr physisches Trägermedium benutzen*: so dass sie einerseits von andern physischen Medien (Boden, Gebäude u. a.) und andererseits von symbolisch-kulturellen Identitätsträgern relativ unabhängig werden. Zwar trifft es nicht nur manchmal, sondern im typischen Normalfall zu, dass "Anwesenheit" mit andern konstituierenden Medien sozialer Zugehörigkeit koinzidiert: z.B. wenn formale Mitglieder derselben Organisation im vorbestimmten Büroraum miteinander regelmäßig kooperieren, Familienmitglieder am gemeinsamen Wohnsitz miteinander Umgang pflegen oder wenn sich Anhänger einer sozialen Bewegung zur gemeinsamen Kundgebung treffen. In allen diesen Fällen aber gilt, dass das wechselseitig konstatierte Faktum, physisch im selben Raum anwesend und deshalb kommunikativ erreichbar zu sein, als notwendige Ausgangsbasis für jeder kollokale Systembildung fungiert - oder vielleicht besser: dass dadurch jene niedrigste, undifferenzierteste, evidenteste, konsensualste und generellste Ebene der Assoziierung konstituiert ist, an der selektivere und variabelere soziale Verhaltensweisen dann anknüpfen können.

Auf Grund der Tatsache, dass auch menschliche Personen *physische Objekte* sind, sind einige funktionale Korrelate von "Anwesenheit" durchaus mit den Eigenschaften anderer materieller Gegenstände identisch:

1) *Objektivität*:

Alle Beteiligten können praktisch voraussetzungsfrei zum evidenten gemeinsamen Schluss gelangen, dass sie selbst und die andern anwesend sind: während auf dem Niveau der "persönlichen" Erscheinung und der "Gestik" keine auch nur annähernd so umfängliche Konvergenz der Wahrnehmung gewährleistet werden kann. Unter dem Gesichtspunkt ihrer blossen "Anwesenheit" sind alle Mitglieder auf fundamentale Weise gleich: jeder Mensch ist allein dadurch, dass er existiert, mit einer Vielzahl von völlig verlässlichen, weil physikalisch verankerten, Körpereigenschaften ausgestattet und trägt diese Körperlichkeit als sein invariantestes, unmanipulierbarstes, nur durch seinen Tod eliminierbares Merkmal mit sich herum.

2) *Dichotome Differenziertheit*

Trotz kontinuierlicher Variabilität räumlicher Distanzen findet auf "natürliche" Weise eine relativ scharfe taxonomische Differenzierung der Menschheit in "Anwesende" und

in "Abwesende" statt: eine Dichotomisierung, die z.B. von formalen Organisationen mit ihrer Unterscheidung zwischen "Mitgliedern" und "Nicht-Mitgliedern" auf viel anspruchsvollere Weise artifiziell hergestellt und mit Hilfe spezieller Arrangements (Eintrittsprozeduren, Registrierungen u. a.) aufrechterhalten werden muss. Im gemeinsamen Gegensatz dazu stehen all jene nicht-kollokalen informellen Kollektive, die variable Ausprägungen subjektiv empfundener und intersubjektiv anerkannter "Zugehörigkeit" erlauben (Gesinnungsgruppen, soziale Schichten, politische Parteien usw.).

3) *Sachliche Generalisiertheit:*

"Anwesenheit" stellt eine für sich ausdifferenzierbare, völlig inhaltsfrei konstituierte Rahmenbedingung für soziale Interaktion und Strukturbildung dar, dank der Kollokalsysteme eine jenseits aller spezifischen Themen, Zielsetzungen und Aktivitäten stabilisierbare, "infrastrukturelle" Integrationsbasis erhalten.

Daraus beziehen sie eine potentiell unbegrenzte, z.B. in Beziehungen lebenslanger Partnerschaft oder Hausgemeinschaft arg strapazierte Elastizität: während translokale Beziehungen (z.B. via Telefon oder Briefwechsel) dadurch ausgezeichnet sind, dass sie ohne diese generalisierte Basisebene immer gleich auf dem Niveau inhaltlich spezifischer symbolischer Kommunikation einsetzen müssen.

Insofern nun aber die physischen Objekte *menschliche Personen* sind, sind mit "Anwesenheit" als Strukturbildungsprinzip andererseits einige Schranken und Risiken verbunden, die es als universelles Medium der Systemintegration im Vergleich zu Territorien, Gebäuden u. a. weniger geeignet machen:

- 1) Die *soziale Generalisierbarkeit* ist gering, weil es meist nicht substituierbare partikuläre Personen sind, deren Anwesenheit die besondere Identität des Sozialsystems garantiert.
- 2) Die *zeitliche Generalisierbarkeit* ist überaus beschränkt, weil jedes Mitglied durch absichtliches Wegbleiben oder Weggehen (normalerweise sehr leicht zugängliche Alternativen) jederzeit die Möglichkeit hat, die Struktur des Sozialsystems schwerwiegend zu modifizieren oder gar seine Auflösung herbeizuführen.

So besteht die besondere "Heteronomie" kollokaler Systeme darin, dass sie menschliche Personen gleichermassen als Garanten ihrer Stabilität und Elastizität *und* als unbeherrschbare Quellen von Dynamik, Störung und Bestandesrisiken einbeziehen und an der Ausdifferenzierung zwischen eher stabilen und eher labilen Systemkomponenten gehindert sind, weil sich bei jeder menschlichen Person invariante Merkmale (z.B. der körperlichen Erscheinung) und äusserst variable Aspekte (Verhaltens- und Sprachäusserungen) miteinander verknüpfen.

Zu einer Quelle der Unsicherheit, Labilität und Systemgefährdung wird die "Anwesenheit" vor allem in dem Masse, als sie als eine *absichtliche Handlung* aufgefasst wird, die in einem Horizont verschiedener Alternativen ausgewählt wurde und durch freien Willen diskontinuuiert werden kann (bzw. könnte). Genau im selben Masse wird "Anwesenheit" andererseits aber auch zu einer kommunikativen Kundgabe, die sich zum Ausdruck bestimmter - allerdings diffus bleibender und ungerichtet emittierter - Mitteilungsakte eignet. Der Handlungscharakter von Anwesenheiten ist nun aber äusserst variabel und kann überdies leicht strittig und unentscheidbar bleiben, weil die selbstreferentiellen Auffassungen des Akteurs mit den Perspektiven seiner Interaktionspartner (und diese wiederum mit den Deutungen externer - z.B. sozialwissenschaftlicher - Beobachter) - keineswegs übereinzustimmen brauchen. So wird dem Kleinkind der Aufenthalt in seiner Familie kaum als freiwillige, kontingente Handlung zugerechnet werden; und mein zufälliger Kabinengenosse auf der Schiffsreise ist höchstens insofern "freiwillig" in meiner Nähe, als er es unterlassen hat, aus Abneigung gegen mich um eine andere Koje nachzusuchen.

Unstrittigen Handlungscharakter aber haben jene Anwesenheiten, die auf expliziten vorgängigen Vereinbarungen beruhen (Besuche, Rendezvous, Vertragsgespräche u. a.), und/oder zu deren Zustandekommen absichtliche Ortsveränderungen (Reisen) notwendig waren.

Physische Anwesenheit wird rasch zu einem knappen Gut, wenn Individuen wegen vielseitiger sozialer Inanspruchnahmen, Rollenverpflichtungen und Mitgliedschaften genötigt sind, sich simultan oder in rascher Folge an verschiedenen Orten aufzuhalten. In der Masse, wie diese Verknappung nicht durch intensivere Lokomotionen (z.B. durch schnelle Autofahrten, Flugreisen u. a.) gemildert werden kann, muss sie durch verstärkte Selektivität in der Auswahl der Örtlichkeiten und intensivere Ökonomisierung des Zeitbudgets bewältigt werden: so dass räumliche Aufenthalte zunehmend den Charakter intentionaler, kontingenter Entscheidungshandlungen gewinnen.

So müssen Individuen mit wachsender struktureller Differenzierung der Gesellschaft im allgemeinen und ihres eigenen Rollensets im besonderen immer mehr mit der Tatsache zurechtkommen, dass ihnen sowohl die Orte ihrer An- und Abwesenheit wie auch die Zeitspanne, die jedem Aufenthalt gewidmet wird, als absichtsvolle, zu verantwortende, oftmals begründungsbedürftige Handlungen zugerechnet werden.

Das "Anwesenheitsmanagement" wird vor allem für vielbeschäftigte Elitepersonen (bzw. ihre agendaführenden Sekretärinnen) zu einem ständig akuten Problem: aber auch zur permanenten Chance, allein durch den Akt ihres Erscheinens, Nichterscheinens oder Weggehens an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten unübertrefflich sichtbare Ausdruckshandlungen mit klar verständlichem Symbolgehalt zu vollziehen.

So kann ein Generaldirektor allein durch häufiges Herumgehen im Betrieb sein generelles Interesse für die Belegschaft und die konkreten Fabrikationsabläufe so zwingend bezeugen, dass seine spezifischen Bemerkungen und Fragen vergleichsweise zweitrangig sind; und jeder Minister kann durch die Wahl der von ihm besuchten Verbandstagungen, Messeröffnungen u. a. politische Bewertungen ausdrücken und Signale setzen, die weitherum verstanden werden. Umgekehrt können "graue Eminenzen" auf den Verlauf formeller Entscheidungsprozesse in der Masse Einfluss nehmen, als man ihre Abwesenheit als kontingent ansieht und jederzeit damit gerechnet werden muss, dass sie bei einem für sie ungünstigen Verlauf der Dinge "persönlich intervenieren".

In hoch differenzierten urbanen Gesellschaften wird praktisch jedermann dazu neigen, seine An- und Abwesenheiten nicht nur auf Grund "persönlicher Präferenzen", sondern *auch* unter dem Gesichtspunkt festzulegen, welche kommunikativen Kundgaben darin mitimpliziert sind und wie andere voraussichtlich darauf reagieren. Jeder Student kann seinem Professor allein durch *regelmässigen Besuch der Vorlesung* auffälliges Interesse bekunden, weil diese dauernde Anwesenheit angesichts der Vielfalt alternativer Studienbeschäftigungen nicht selbstverständlich ist; durch *dauernde Tagespräsenz im Haushalt* drückt eine moderne, von Emanzipationsideen durchdrungene Ehefrau unweigerlich aus, dass sie im Interesse ihrer Familie bereit ist, auf eine Berufsarbeit zu verzichten; und jedermann kann durch *Pünktlichkeit* seine Treffpartner davon überzeugen, dass er die Zusammenkunft für hinreichend wichtig ansieht *und* dass er über genügend Selbstdisziplin verfügt, um diese Bewertung in seinem Verhalten zum Ausdruck zu bringen.

Der Ausdruckswert von Anwesenheit kann artifiziell gesteigert werden, wenn es gelingt, andere von der Vielfältigkeit konkurrierender Einladungen und Anwesenheitspflichten zu überzeugen: so dass z.B. das Erscheinen zu einer Einladung selbst dann als Kundgabe besonderen Interesses und Wohlwollens für den Gastgeber erscheint, wenn man beim besten Willen nicht wusste, wo man den freien Abend sonst hätte verbringen sollen.

So mögen hochrangige Personen sich zum Teil deshalb als vielbeschäftigt, ja "chronisch überlastet" darstellen, weil dieser Mythos ihnen die willkommene Möglichkeit gibt, nicht

nur verschiedenste Abwesenheiten zu entschuldigen, sondern jede Anwesenheit als einen höchst selektiven Akt darzustellen, der z.B. einen besonderen Respekt gegenüber einer Person oder ein überdurchschnittliches Interesse für einen sozialen Anlass oder eine Veranstaltung bekundet. Wer hingegen nicht durch den anspruchslosen Akt des blossen "Hierseins" in der Lage ist, hinlänglich deutliche und verständliche Mitteilungen auszudrücken, sieht sich stärker damit belastet, die ungleich anstrengenderen Ausdrucksebenen der "*persönlichen Erscheinung*", des *Verhaltens* oder des *Gesprächs* als Träger von intentionalen Kundgaben zu benutzen.

Die fundamentale Bedeutung "gemeinsamer Anwesenheit" für die Basisintegration sozialer Systeme entsteht aus der doppelten Tatsache, dass das leibhaftige im selben Raumabschnitt"

- a) eine *elementare Basishandlung* darstellt, die von allen Individuen mit normaler motorischer Leistungsfähigkeit praktisch voraussetzungslos erbracht werden kann, und die zu ihrer Kontinuierung keine besonderen Anstrengungen oder Fähigkeiten erfordert;
- b) eine der physischen Umwelt zugehörige *objektive Faktizität* aufweist, die vom Subjekt selbst, seinen Partnern und Beobachtern (normale sensorische Leistungsfähigkeit vorausgesetzt) praktisch voraussetzungslos und auf völlig zweifelsfreie Weise wahrgenommen werden kann.

Die anspruchslose *Erzeugbarkeit* (a) hat zur Folge, dass "gemeinsame Anwesenheit" als höchst unselektives, extensives Medium sozialer Kollektivierung wirksam sein kann: weil sich hier unterschiedlichste Individuen im Vollzug einer völlig identischen (weil aus immanenten Gründen elementaren, undifferenzierbaren) "Basishandlung" zusammenfinden, die nur im quantitativen Aspekt ihrer zeitlichen Erstreckung variiert werden kann, sich aber in jeder qualitativen Hinsicht als völlig undifferenzierbar erweist.

So können manche sozialen Bewegungen oft nur dadurch eine eindrucksvolle Grösse und innere Geschlossenheit demonstrieren, dass sie die Handlungserfordernisse der Teilnehmer streng auf reine Anwesenheiten (z.B. an Demonstrationen, Schweigemärschen, Mahnwachen u. a.) beschränken. Denn sobald darüber hinaus ein spezifischeres und variables Verhalten gefordert wird, werden die vielfältigen Unterschiede der Motivation, Qualifikation oder Zielsetzungen verschiedener Teilnehmer deutlich: so dass das Kollektiv schrumpft oder sich intern in Subgruppen mit unterschiedlichen Verhaltensweisen und Zielsetzungen fragmentiert.

Die anspruchslose *Wahrnehmbarkeit* gemeinsamer räumlicher Präsenz (b) bedeutet vor allem, dass "Anwesenheitskontrolle" die verbreitetste, weil mit geringstem Aufwand an individueller Aktivität und sozialer Organisation praktikierbare, Form sozialer Kontrolle darstellt, die ganz besonders in den folgenden zwei Fällen in den Vordergrund tritt:

- a) in *mangelhaft organisierten, intern wenig differenzierten sozialen Kollektiven*: z.B. in informellen sozialen Bewegungen und die Gesinnungsgruppen, wo die Tatsache, Häufigkeit und Länge der Anwesenheit (an Veranstaltungen u. a.) als einziges Kriterium für die faktische Zugehörigkeit und für den Intensitätsgrad der Teilnahme fungiert;
- b) in *Organisationen, die aus sachlichen Gründen über keine operationalen Messmethoden des Verhaltens oder seiner Ergebnisse verfügen*: z.B. in öffentlichen Verwaltungen, wo die Anwesenheitskontrolle als Substitut für Leistungsmessungen oder Erfolgsbewertungen Verwendung findet.

Die Vorteile der Objektivierbarkeit und Quantifizierbarkeit werden aber dadurch teuer bezahlt, dass sich aus dem undifferenzierbaren Faktum physischer Anwesenheit kaum gülti-

ge Schlüsse auf intrapersonelle Merkmale (Motivationen, Qualifikationen, Verhaltensneigungen u. a.) gewinnen lassen. Denn genauso wie die Teilnahme an einer Beerdigungszereemonie nicht als hinreichender Beweis für innige gefühlsmässige Anteilnahme gewertet werden kann, darf aus der überdurchschnittlichen wöchentlichen Aufenthaltsdauer im Amtsbüro nicht zwingend auf eine überragende berufliche Leistungsmotivation geschlossen werden: und manch regelmässiges Erscheinen an Sitzungen mag allein dadurch motiviert sein, auf möglichst arbeitssparende Weise ein sichtbares Zeichen von Interesse, Zuverlässigkeit u. a. zu setzen.

Bei länger andauernder gemeinsamer Anwesenheit werden schliesslich zusätzliche Quellen sozialer Systemstabilisierung erschliessbar, die mit den starren physiologischen Funktionsweisen menschlicher Organismen zusammenhängen.

So braucht man höchstens drei bis vier Stunden in einer kleinen Gruppe zusammenzusitzen, bis die *gemeinsame Einnahme einer Mahlzeit* zu einem allseits konsensfähigen, weil durch ununterdrückbare Hungergefühle gestützten, Anliegen wird: ein Unterfangen, über dessen Wünschbarkeit die Partner ungeachtet ihrer übrigen Meinungsdivergenzen und Konflikte in erlösender Gemeinsamkeit der Bedürfnisse miteinander konvergieren, und bei dem sie eine neue unabhängige Ausgangsplattform finden, von der aus zusätzliche soziale Interaktions- und Verständigungsprozesse zugänglich werden.

Ähnlich erklärt sich der hohe Routinisierungsgrad der meisten *kommunalen Verwaltungstätigkeiten und Dienstleistungen* hinreichend aus der einfachen Tatsache, dass mit dem andauernden Zusammenwohnen zahlreicher Einzelpersonen und Familien viele äusserst berechenbare Bedürfnisse und Ansprüche (nach Frischwasserangebot, Elektrizitätsversorgung, Abwasserkanalisation, Schneereinigung, Kinderspielflächen u. a.) erwachsen, für deren Erfüllung ebenso stabile, standardisierbare Verfahrensweisen und Technologien zur Verfügung stehen.

"Totale Institutionen" wie z.B. geschlossene Anstalten, Schiffsbesatzungen oder Militärgarnisonen zeigen in ihrem Strukturaufbau regelmässig hohe biologisch induzierte Stabilitäten auf Grund der Tatsache, dass die integral eingebundenen Insassen mit höchster Berechenbarkeit immer dieselben Grundbedürfnisse artikulieren und dadurch auch höchst verlässliche Ansatzpunkte für Strategien der Sanktionierung und Sozialkontrolle bieten (vgl. Goffman 1973: 54ff.).

Die schwerwiegendsten, gerade unter modernen gesellschaftlichen Verhältnissen immer auffälligeren Leistungsschwächen aller auf dem Prinzip der "Anwesenheit" konstituierten Sozialsysteme entstehen aus der Tatsache, dass Mitgliedschaftsrollen, Statusverhältnisse, Kooperationsbeziehungen und alle andern Elemente der Binnenstruktur nur dadurch stabil gehalten werden können, dass die Teilnehmer drastische Beschränkungen ihrer räumlichen Mobilität auf sich nehmen. Verständlicherweise wird mit vielerlei Mitteln versucht, den Status "prinzipieller Anwesenheit" wenigstens partiell vom Zustand dauernder physischer Präsenz unabhängig zu machen: indem man stellvertretend für den eigenen Körper *symbolische Markierungen* verwendet, um Phasen temporärer Abwesenheit zu überbrücken oder um sich gar bei beliebig seltener Anwesenheit immer den Zugang zu einer kollokalen Teilnehmerrolle zu sichern. Am besten scheinen dazu "*persönliche Gegenstände*" (z.B. Badetücher am Strand, Jacken im Eisenbahnabteil, Handtaschen auf Wartezimmerstühlen) geeignet, die mit der partikulären Persönlichkeit des Besitzers symbolisch derart stark assoziiert werden, dass man den Respekt und die Berührungsscheu, den man seinem Körper gegenüber verspürt, ohne weiteres auf sie überträgt (Goffman 1974: 71ff.).

Vor allem Individuen in höheren Statusrängen sind auf einen extensiven Gebrauch derartiger Körpersubstitute angewiesen, um ihre vielfältigen Einbindungen in kollokale Interaktionsfelder mit ihren ebenso ausgeprägten Bedürfnissen nach räumlicher Mobilität in Einklang zu bringen. Dies geschieht dadurch, dass sie eine besonders grosse Zahl physischer Gegenstände und Einrichtungen (z.B. Büros, Ferienvillas u. a.) exklusiv mit ihrer Persönlichkeit imprägnieren, andererseits aber darüber hinaus auch rein institutionelle Hilfen in Anspruch nehmen, um sich dauernde Zugangschancen zu solch materiellen Identitätsverankerungen (z.B. zum familieneigenen Kirchenstuhl oder zum Stammpfad im bevorzugten Speiserestaurant) zu sichern.

2.2.3 "Persönliche Erscheinung"

In der praktischen interpersonellen Wahrnehmung mag es kaum gelingen, das reine raum-zeitliche "Hiersein" eines Individuums zu verifizieren, ohne gleichzeitig auch verschiedene Aspekte seines besonderen "Soseins" in den Blick zu bekommen (vgl. Schütz, 1962: 182ff).

Dennoch bleibt diese Unterscheidung von höchster analytischer Relevanz, weil alle über die schiere "Anwesenheit" hinausgehenden personellen Attribute und Kundgaben einen ungleich spezifischeren und variableren Charakter haben, auf Seiten des Emittenten wie des Rezipienten mehr Spielraum für eigenselektive Gestaltung und Deutung offenlassen, und aus all diesen Gründen weniger zwingende Evidenz und Konsensualität in Anspruch nehmen können.

Am wenigsten treffen diese Eigenheiten allerdings auf die relativ invariante Ausdrucksebene der "äusseren Erscheinung" zu, die einerseits am unmittelbarsten auf dem Basisfaktum der "Anwesenheit" aufruht, auf der andern Seite aber ihrerseits als Fundament und Deutungsrahmen für alle variableren Äusserungen auf gestischer Ebene (2.2.4) oder verbalem Niveau (2.2.5) fungiert.

Normalerweise kann ich die Verhaltensäusserungen und Sprechakte eines anwesenden anderen Individuums nicht einmal wahrnehmen, geschweige denn adäquat interpretieren, bevor ich dieses nicht in intuitiver, höchst synthetischer Weise im Medium seiner spezifischen "äusseren Erscheinung" wahrgenommen habe: in den Aspekten seiner körperlichen Verfassung, seiner Bekleidung und Physiognomie, die sich "spontan" (d.h. für mich als Wahrnehmenden unvermeidbar und unkontrollierbar) zu einem komplexen Simultanbild der Gesamtperson und ihrer aktuellen Befindlichkeit zusammenfügen.

Auf ebenso unkontrollierbare Weise wird dieses Bild als äusserliches Korrelat einer - direkt nicht beobachtbaren - persönlichen Charakterstruktur gedeutet, der man ein analoges Mass an Konsistenz, Invarianz und Situationsunabhängigkeit unterstellt.

"Das Gesicht aber... ist das Symbol all dessen, was das Individuum als die Voraussetzung seines Lebens mitgebracht hat, es ist abgelagert, was von seiner Vergangenheit in den Grund seines Lebens hinabgestiegen und zu beharrenden Zügen in ihm geworden ist. Das Gesicht bewirkt, dass schon aus seinem Anblick, nicht erst aus seinem Handeln, verstanden wird. Das Gesicht, als Ausdrucksorgan, betrachtet, ist sozusagen ganz theoretischen Wesens, es handelt nicht, wie die Hand, wie der Fuss, wie der ganze Körper: es trägt nicht das innerliche oder praktische Verhalten des Menschen, sondern es erzählt nur von ihm. In irgendeinem, freilich schwankenden Masse, wissen wir mit dem ersten Blick auf jemanden, mit wem wir es zu tun haben (Simmel 1908: 485)."

Dieser diffus-holistischen Auffassungsweise steht nun allerdings eine ausgesprochen differenzierte, durch das komplementäre Zusammenwirken mehrerer kommunikativer Aus-

drucksebenen gekennzeichnete *Konstitutionsweise* der "persönlichen Erscheinung" gegenüber.

Auf Grund des Kriteriums, wie eng sie mit dem Niveau zugeschriebener biologischer Körpermerkmale einerseits oder dem Niveau intentional manipulierbaren Verhaltens andererseits in Verbindung stehen, müssen mindestens die folgenden vier Ebenen analytisch auseinandergehalten werden:

- 1) Bedingt durch Alter, Geschlecht, Hautfarbe und anatomisch bedingte Charakteristika bringt jedes Individuum an alle kollokalen Interaktionsfelder ein *invariantes Syndrom physischer Eigenschaften* mit, die praktisch im selben Wahrnehmungsakt, mit dem man die Anwesenheit der Person registriert, mitaufgefasst werden. Ihre unübertrefflich weite Entfernung von der Ebene intentionalen Handelns verdankt diese Ausdrucksebene also der Tatsache, dass der *Emittent* nicht in der Lage ist, auf das Ob, Wie, Wann und Wo solcher Kundgaben wesentlich Einfluss zu nehmen, und der *Rezipient* genau so wenig Autonomie hat, sich ihrer Wahrnehmung zu entziehen,
- 2) Auf der zweiten Ebene finden sich jene ebenfalls im Medium biologischer Körperlichkeit transportierten zuständlichen Ausdruckskundgaben, die aber als *Ergebnisse vorangegangenen Verhaltens* aufgefasst werden können. In nächster Nähe zur Ebene (1) stehen Merkmale, die auf Grund eines *irreversiblen organischen Eingriffs* (z.B. einer chirurgischen Operation) jetzt zu den zugeschriebenen Körpermerkmalen zu zählen sind, oder *habitualisierte Körperhaltungen*, die sich auf Grund langer Eingewöhnung einer intentionalen Manipulation entziehen. Ein Illustrationsbeispiel für den letzteren Fall findet sich in der Gewohnheit englischer Oberschichtkreise, ihren Kindern eine höhere Stellung der Augenbrauen anzuerziehen (vgl. Birdwhistell 1968: 381).
Zu einem Bereich mittlerer Fixiertheit gehören Körpermanipulationen, die (wie z.B. das Färben der Haare oder das Ansetzen von Bartwuchs) zwar reversibel sind, dem Individuum aber dennoch längerfristig ein stabiles, in allen Kollokalfeldern auf identische Weise zur Geltung kommendes Erscheinungsbild verleihen: im Gegensatz zu jenen nur kurzfristig wirksamen Manipulationen (Schminke, Rasur, Abendfrisur), die häufig im Hinblick auf eine einzelne kollokale Zeitperiode (z.B. eine Party oder eine Opernveranstaltung) vollzogen werden und bei deren längerem Andauern Schaden zu nehmen drohen.
- 3) Drittens wird die "persönliche Erscheinung" (zumindest ausserhalb von Nudisten-camps) in zentraler Weise durch *physische Gegenstände wie z.B. Kleidungsstücke, Brillen, Schmuckstücke, Schirme, Handtaschen u. a.)* mitkonstituiert, die - obwohl faktisch von ihrem Besitzer jederzeit entfernbar - an seine Person temporär oder dauernd assimiliert sind: indem er exklusive Nutzungsrechte auf sie geltend macht und sie häufig auch mit physischen Charakteristika (z.B. seinen Körpergerüchen) "imprägniert". Einige dieser Utensilien (z.B. die meisten Kleidungs- oder Schmuckstücke) teilen mit den körperlichen Ausdruckskundgaben der Ebene (2) die Eigenschaft, dass sie vor dem Eintritt ins Kollokalfeld fixiert worden sind und dazu disponiert sind, während der Dauer der Interaktionsteilnahme unverändert zu bleiben. Andere Gegenstände (wie z.B. Hüte, Handschuhe, Mäntel) sind gerade daraufhin angelegt, innerhalb desselben Interaktionsprozesses an- und abgelegt zu werden und dem Individuum zu einer gewissen (intendierten) Variabilität seines äusseren Erscheinungsbildes zu verhelfen, die für nonverbale Ausdruckskundgaben (z. B. das Signal, bald aufbrechen zu wollen) genutzt werden kann.

- 4) Schliesslich ist nicht zu unterschätzen, in welchem Ausmass auch vom menschlichen Körper völlig unabhängige äussere Objekte das persönliche Erscheinungsbild mitkonstituieren: im Sinne von "*Bühnenrequisiten*", wie z.B. *kostbaren Büro- oder Wohnungseinrichtungen*, die sich zusammen mit der Kleidung, Körperhaltung u. a. zu einem Gesamteindruck von "Vornehmheit" verbinden. Ein grosser Teil der Konsumgüterwerbung ist damit befasst, verschiedensten Objekten (z.B. Zigaretten, Getränken, Autos etc.) zu einem derartigen Status zu verhelfen: und jenes Repertoire an individuellen Ausdrucksmöglichkeiten anzureichern, die den Individuen für eine völlig freie, intentionale Gestaltung zur Verfügung stehen.

Aus dem Zusammenwirken dieser vier Ausdrucksebenen können im kollokalen Feld bereits vorgängig jeder Interaktion und Kommunikation relativ spezifische interpersonelle Typifikationen und Erwartungshaltungen entstehen, die den Einsatz gestischer oder verbaler Kommunikationsmedien

- einerseits *überflüssig* machen: weil wichtige Strukturprämissen der sozialen Beziehung bereits hergestellt sind, die z.B. im translokalen Brief- oder Telephonkontakt völlig im Medium der Sprache erarbeitet werden müssen;
- andererseits *erleichtern*: weil viele Verhaltensweisen oder Aussagen viel rascher und adäquater verständlich werden, wenn man sie auf der Folie eines aus vorgängigen Körperwahrnehmungen konstituierten Persönlichkeitsbildes interpretiert.

Die relativ hohen Unkontrollierbarkeiten und Unvorhersehbarkeiten kollokaler Interaktionsprozesse (vgl. Kap. 4) entstehen vor allem daraus, dass praktisch alle intentionalen Handlungen und Sprechakte unvermeidlicherweise über das Medium der "äusseren Erscheinung" vermittelt werden, deren dreifache Problematik darin beruht, dass sie

- 1) auf Grund zugeschriebener (z.B. biologischer) Merkmale nur in begrenztem Masse autonom gestaltet und verändert werden kann;
- 2) das Ergebnis eines für den dekodierenden Rezipienten "spontanen", nicht bewusst gestaltbaren kognitiven Auffassungsvorgangs bildet;
- 3) als Ausgangsbasis für spekulative Schlussfolgerungen über die "dahinter" stehende persönliche Charakterstruktur fungiert, die weder in objektiven Gesetzmässigkeiten noch in hinreichender empirischer Evidenz begründet sind.

So liegt es offensichtlich sehr nahe, körperlich besonders attraktiven Personen auch verschiedenste andere positiv bewertete Eigenschaften auf psychischer und charakterlicher Ebene zu attribuieren und ihnen - was durchaus zur "self-fulfilling prophecy" werden kann - überdurchschnittliche Mobilitäts-Chancen auf dem Heiratsmarkt oder in der beruflichen Arbeitswelt zu attestieren (vgl. z.B. Dion/Berscheid/Walster 1972).

Derartige Voreingenommenheiten mögen sehr wohl dazu führen, dass physisch anziehende Personen häufiger eine fortgesetzte Zuwendung ihrer Interaktionspartner erfahren und dadurch automatisch auch bessere Chancen zur verhaltensmässigen und verbalen Selbstdarstellung erhalten: während unattraktive oder gar abstossend-hässliche Personen gegenüber ihren zum Rückzug neigenden Interaktionspartnern oft keine Gelegenheit finden, ihre anfänglich negative Eindruckswirkung durch Darstellung umso positiverer Eigenschaften *handlungsmässiger Art* (Hilfsbereitschaft, Kunstfertigkeit u. a.) zu kompensieren.

Generell mag die Invarianz des äusseren Erscheinungsbildes eines Individuums dazu verführen, ihm über Gebühr auch konstante Persönlichkeitsmerkmale und psychische Befindlichkeiten zuzurechnen, und das Interaktionsverhältnis mag dadurch erschwert werden, dass die variablen Äusserungen einer Person mit den aus dem "Erscheinungsbild" hergeleiteten stabilen Erwartungshaltungen in ein konkurrierendes, konfliktives Verhältnis treten. So können insbesondere Individuen mit einem sichtbaren äusseren Gebre-

chen in der kollokalen Situation besondere Erschwernisse erfahren, weil man das sinnlich hervorstechende Einzelmerkmal ihrer Lähmung, Blindheit, Senilität u. a. zum Anlass nimmt, um sie auf generalisierte Weise zu stigmatisieren und alle ihre Verhaltensregungen nur unter dem *einen* Gesichtswinkel ihres physischen Handikaps (und dem damit assoziierten Zustand dauernder "Hilfebedürftigkeit") zu interpretieren (vgl. Goffman 1971:87). Bei jedem Neubeginn einer Bekanntschaftsbeziehung wird sich diese Problematik wieder verschärfen: weil erstmalige Interaktionspartner sich zuerst am körperlichen Erscheinungsbild (als der periphersten, sichtbarsten "Ausdruckskundgabe" einer Person) orientieren werden, selbst wenn sie guten Willens sind, in nachfolgenden, viel zeitaufwendigeren Beobachtungs- und Kommunikationsprozessen "sich eines Besseren belehren zu lassen". Experimentelle Untersuchungsergebnisse zeigen deutlich, dass Individuen am prägenden Primäreindruck, den sie bei ihrer ersten Begegnung voneinander gewinnen, stark festzuhalten pflegen, sofern sie sich nicht durch drastische Informationen gegenteiliger Art zu einer Modifikation genötigt sehen (vgl. Luchins, 1957; Anderson/Hubert 1963; Zimbardo 1980:145f.)

Wer den risikoreichen, wenig beeinflussbaren Wirkungen seines körperlichen Erscheinungsbildes weniger ausgeliefert sein will, hat deshalb zwei völlig gegensätzliche Strategien offen: er kann sein soziales Feld auf relativ *intime, langfristige Beziehungen* einschränken, in denen seine variableren, autonomer gestaltbaren (aber die Zeit und Aufmerksamkeit seiner Partner stärker beanspruchenden) Ausdruckskundgaben besser zur Geltung kommen; oder er kann sich auf *translokale Interaktionen* (z.B. Telephon- oder Briefkontakte) verlegen, bei denen sein physisches Erscheinungsbild aus rein technischen Gründen ausgeklammert bleibt.

Die Manipulation der äusseren Erscheinung stellt - aufbauend auf das "Anwesenheitsmanagement" - eine zweite Ebene intentionalen Handelns und interpersonellen Kommunizierens dar, die teils substitutiv, teils komplementär zur Ebene variabler Verhaltens- und Sprachprozesse zur gezielten Selbstdarstellung und Fremdbeeinflussung eingesetzt werden kann. Wie im Falle von An- und Abwesenheit kann die Frage, inwiefern z.B. ein "jugendliches Gesicht", ein "gutsitzendes Kleid" oder gar ein "muskulöser Körperbau" Ergebnisse kontingenten Handelns oder exogene physische Gegebenheiten sind, je nach Situation sehr unterschiedlich beantwortet werden, und Fremddeutungen brauchen natürlich keineswegs mit Selbstzurechnungen zu koinzidieren. So bestehen notorische Unsicherheiten über das genaue Lebensalter, in denen ein Kind für seine Bekleidung und Frisur Eigenverantwortung übernimmt, oder das jugendliche Aussehen einer alternden Dame nur noch auf aufwendiger, raffinierter Toilette beruht.

Der gezielte Einsatz der "äusseren Erscheinung" als Kommunikationsmedium wird sicherlich durch die folgenden funktionalen Eigenschaften begünstigt:

- 1) Laufende Prozesse gestischer oder verbaler Kommunikation werden von Selbstdarstellungsaufgaben entlastet: weil die Investitionen an Handlungen zeitlich *vor dem Eintritt ins Interaktionsverhältnis* (z.B. bei der Morgentoilette) getätigt werden. Mit Anzug, Gilet und Krawatte kann ich den ganzen Tag über bei beliebigen Partnern als "gepflegte Erscheinung" wirken und habe dadurch eine ohne weitere Anstrengung stabil bleibende, gesicherte Plattform, von der aus ich mich ungestörter allen spezifischeren, variableren Selbstdarstellungshandlungen zuwenden kann.
- 2) Meine Körpererscheinung ist ein trotz hoher Komplexität synchron gesendetes, ohne jeden Zeitverzug wahrgenommenes und entschlüsseltes "Makrosignal", durch das ich grundlegende und von momentanen Dispositionen relativ unabhängige Charakteristika meiner Gesamtpersönlichkeit zum Ausdruck bringen kann: während in Gestik und Sprache nur zeitlich sequenzierte Bruchteile artikulierbar sind, die überdies immer

durch Spezifika der äusseren Situation, der inneren Stimmung u. a. mitbeeinflusst werden.

- 3) Als unadressiert ausgesandtes, universell wahrnehmbares Signal liefert die äussere Erscheinung ein Instrument äusserst extensiver, auch unplanmässiger Bewirkung: so dass sie vor allem dann bedeutsam ist, wenn man auf ständig neue Interaktionspartner trifft, bzw. wenn man in singulären Begegnungssituationen auf Partner wirken will, die mangels weiterer Interaktion dauerhaft ausschliesslich auf den äusserlichen Ersteindruck verwiesen bleiben.

Diese funktionalen Merkmale machen es leicht verständlich, warum die Initiierung sexuell-erotischer Kontakte ganz besonders auf die vermittelnde Wirkung der "äusseren Erscheinung" angewiesen bleibt: weil unseligierte Adressaten in Termini ganzheitlicher Personenbilder angesprochen werden.

Die Frauen sind in der Masse stärker auf die Strategie des "Wahrnehmenlassens ihrer Körperreize" verwiesen, als man ihnen weniger als den Männern das Recht zugesteht, auf der Ebene gestischer oder verbaler Kommunikation die Initiative zu ergreifen: ähnlich wie die bunt blühenden Angiospermen durch auffällige, auf Insekten motivierend wirkende Farbsignale wettmachen müssen, was ihnen an aktiven Verhaltensmöglichkeiten fehlt. Der ungerichtete, unselektiv wahrnehmbare Charakter solcher Botschaften ist aber kein ungeteilter Segen. Zwar vermögen attraktive Frauen dank der Extensität ihrer Wirkung oft einen gewissen Überschuss an männlichen Avancen auszulösen, so dass sie die Wahl haben, sich nach eigenem Gutdünken eher entgegenkommend oder "spröde" zu verhalten. Andererseits können sich aber genauso gut auch völlig ungemeinte Adressaten angesprochen fühlen, die mit Pöbeleien, Nötigungen oder gar Vergewaltigung darauf reagieren.

2.2.4 "Gestik"

I

Im breitesten möglichen Wortsinne sollen mit dem Begriff der "Gestik" alle nicht-verbalen, auf körperlichen Bewegungsabläufen beruhenden persönlichen Kundgaben verstanden werden, die für den Emittenten selbst und/oder die kollokalen Anderen Objekt sinnhafter Wahrnehmung und Deutung bilden. Nur zu einem sehr kleinen Teil handelt es sich dabei um intendierte Äusserungen, die - z.B. substitutiv für Worte - eine verständliche Mitteilung vom Sender zum Empfänger transportieren; zum viel grösseren Teil sind es ungeplant emittierte Manifestationen, wie sie

- als Korrelate unkontrollierbarer senso-motorischer oder gar physiologischer Vorgänge (z.B. Rülpsen, Schnarchen, nervöse Zuckungen u. a.)
 - als Begleiterscheinungen beliebiger, nicht auf das soziale Umfeld bezogener Erlebnisse und Handlungsabläufe (z.B. bei Arbeit, sportlicher Betätigung u. a.)
- entstehen.

Ähnlich wie die schiere räumliche "Anwesenheit" sichergestellt sein muss, bevor die spezifischeren und variableren Manifestationen der "persönlichen Erscheinung" wirksam werden können, so können die noch ungleich volatileren Körpergesten wiederum nur auf der Grundlage einer vorgängig konstituierten "persönlichen Erscheinung" generiert und sinnhaft gedeutet werden. Dieselbe Handbewegung gewinnt je nachdem, ob ein Kleinkind, Verkehrspolizist, Dirigent oder Priester sie vollzieht, völlig verschiedene Konnotationen, und der "jugendliche Schritt" kann sich erst im Kontrast zur leiblichen Fülle oder zum greisenhaften Alter als etwas Bemerkenswertes, Überraschendes profilieren.

Die Verwobenheit beider Ebenen wird am Zwischenbereich jener "habituellen Leibkündgaben" deutlich, die sowohl der invarianten Sphäre der Körpererscheinung wie dem labileren Niveau der Gestik zugerechnet werden können: z.B. im Falle der *Körperhaltung*, die durch ständige Aktualisierung eingeübter Muskelanstrengungen aufrechterhalten werden muss, oder bei Gewohnheiten des *Gehens*, *Nasenrumpfens* oder *Umsichblickens*, die beim besten Willen nicht unabhängig von der leiblichen Gesamterscheinung wahrgenommen werden können. Vor allem die Präsentation einer "gepflegten äusseren Erscheinung" macht einen ständigen Aufwand an Wachsamkeit, Korrekturmassnahmen u. a. nötig, um den erforderlichen "unwahrscheinlichen" Ordnungszustand der eigenen Kleidung, Frisur u. a. gegen ständige Entropisierungstendenzen zu verteidigen: und dies unter der erschwerten Bedingung, dass EGO selbst viel weniger gut als alle seine kollokalen Beobachter in der Lage ist, sich selbst rundherum zu inspizieren.

"Eines der augenfälligsten Mittel, mit dem der Einzelne seine situationelle Anwesenheit belegen kann, ist die disziplinierte Handhabung seiner persönlichen Erscheinung oder seiner 'persönlichen Fassade', das heisst des Komplexes von Kleidung, Aufmachung, Frisur und anderer Oberflächendekoration seiner Person. An öffentlichen Orten in der westlichen Gesellschaft soll sich der Mann, der einer bestimmten Schicht angehört, in der Situation adrett gekleidet, rasiert, gekämmt, mit frischem Gesicht und gepflegten Händen präsentieren; für Frauen gelten ähnliche und noch weitere Auflagen. Zu beachten ist, dass in diesen Fragen der persönlichen Erscheinung nicht nur der Besitz der notwendigen Ausstattung zur Auflage gemacht wird, sondern auch die Ausübung einer ständigen Kontrolle, um alles in untadeligem Zustand zu erhalten." (Goffman 1969:36).

Allein schon die physische Wahrnehmbarkeit und erst recht die adäquate Deutung nicht verbaler Verhaltenskündgaben setzt als situative Rahmenbedingung voraus, dass man den Akteur als physisch anwesend und als Träger einer bestimmten "persönlichen Erscheinung" registriert.

Die Identifikation einer bestimmten Person als "Kind", "Frau", "Offizier", "Greis" oder als "invalid", "dick", "bleichgesichtig" oder "kleinwüchsig" ist das Ergebnis eines (im Normalfall visuellen) intuitiv-gesamtheitlichen Wahrnehmungsaktes, der "augenblicklich" (d.h. ohne subjektiv erlebten Zeitverzug) stattfindet und deshalb bereits abgeschlossen ist, wenn ich zu registrieren beginne, welche Verhaltensabläufe diese Person momentan vollzieht. Deshalb steht mir das Personenbild immer schon als ein informationsreicher Deutungsrahmen zur Verfügung, der mir dazu verhilft, adäquate Interpretationen vollzogener und Erwartungen zukünftiger Verhaltensweisen zu generieren.

Erst nach längerem Beisammensein (möglichst in verschiedenartigen Situationen) habe ich so viele Verhaltensweisen meines Partners beobachtet, dass ich in der Lage bin, aus ihnen ein eigenständiges, mit dem intuitiven Anfangsbild konkurrierendes Modell der durch sie zum Ausdruck kommenden Persönlichkeit zu konstruieren: der Invalide ist bewegungsfähiger, als ich gedacht habe, das schwächliche Kind besitzt Körperkräfte, die man ihm nie zugetraut hätte.

Derartige Urteilsbildungen sind voraussetzungsreich, zeitaufwendig und deshalb chronisch *knapp*: so dass sie sich tendenziell auf den engeren Kreis meiner regelmässigen Interaktionspartner begrenzen, während es im viel umfangreicheren Feld oberflächlicher und transitorischer Interaktionspartner (und zusätzlich auch: zu Beginn jeder nachher intimer werdenden Beziehung) nötig ist, sich auf das anstrengungslos erworbene (aber entsprechend unkontrollierbar konstituierte) "Bild der äusseren Erscheinung" zu verlassen.

In der modernen. urbanen Gesellschaft besteht die paradoxe Situation, dass

- auf der einen Seite die *Nachfrage* nach informationsreichen Ausdrucksformen der persönlichen Erscheinung sehr gross ist: weil häufig neue Kontakte geknüpft werden und besonders zahlreiche Sozialbeziehungen punktuell und transitorisch bleiben;
- andererseits das *Angebot* an derartigen Orientierungshilfen geringer ist als in früheren, ständisch formierten Agrargesellschaften, in denen jedermann in Kleidung und Habitus sichtbar zur Schau getragen hat, welcher sozialen Gruppe (Klasse, Berufsstand, Zivilstand u. a.) er angehörte.

II

Genauso wie die Merkmale der "persönlichen Erscheinung" gelten Gesten in jedem Falle als "Äusserungen": d.h. als empirische Indikatoren für intra-individueller Geschehnisse oder Dispositionen, die sich einer direkten Beobachtbarkeit entziehen. Ihre spezifische Funktion besteht darin, den kognitiven Zugang zu den zeitlich variablen Zuständen und Ablaufprozessen eines erlebenden und handelnden Individuums sicherzustellen: wobei die gewichtigen Vorteile gegenüber der sprachlichen Kommunikation darin bestehen, dass

- a) in den Gesten viele intraindividuelle Tatbestände auf relativ unmittelbare Weise sichtbar werden, während Worte immer als höchst vermittelte, weil von den bewussten Mitteilungsabsichten des Emittenten gesteuerte, Äusserungen gedeutet werden müssen;
- b) Individuen zum selben Zeitpunkt ein reiches Spektrum verschiedener Verhaltensweisen (z.B. Gesichtsmimik, Handbewegungen u. a.) aussenden können, während Sprechakte auf strenges zeitliches Nacheinander verwiesen sind - und deshalb mit der Vieldimensionalität psychisch-physischer Geschehnisse oft nicht Schritt halten können;
- c) nonverbale Gesten als "analoges Kommunikationsmedium" einer kontinuierlichen Abstufung zugänglich sind, während die Sprache als "digitales" Medium immer dazu zwingt, zwischen diskreten semantischen Alternativen (Begriffen, Satzbildungen u. a.) eine definitive Wahl zu treffen (vgl. Ruesch 1955; Sebeok 1962; Wilden 1977; Watzlawick/Beavin/Jackson 1967).

Diese letztere Eigenschaft erweist sich überall dort als Vorzug, wo auch die zu enkodierenden Tatbestände (Objekte, Zustände oder Ereignisse) den Charakter kontinuierlicher Variabilität besitzen:

- 1) Bei der Darstellung physischer Objekte, wo es mittels Gesten gelingt, etwa die Grösse eines Kreises oder die Form einer Vase "ikonisch" (d.h. durch Erzeugung einer der "wahren Form" genau entsprechende oder wenigstens isomorphe Handbewegung) zu symbolisieren (Graham/Argyle 1975).
- 2) Beim Ausdruck innerpsychischer Zustände, wo die Verbalsprache eine Entscheidung zwischen kategorial separierten Begriffsbestimmungen ("grosse Wut", "entsetzliche Enttäuschung" etc.) aufzwingt, während es etwa im Medium mimischer Ausdrucksgaben viel besser gelingt, den variablen Intensitäten oder qualitativen Ausprägungen solcher Stimmungslagen Rechnung zu tragen.

Dank dieser hohen Affinität zur psychischen Systemebene sind Körpergesten dazu geeignet, innersubjektives Erleben in einer mittels Verbalisierung unerreichbaren Differenziertheit für intersubjektive Kommunikation zu erschliessen: (vgl. Bateson 1968).

Die hauptsächliche Funktionsleistung der *Schauspielkünste* besteht darin, den defizienten Ausdrucksgehalt eines invarianten Sprachtextes durch variabelere nonverbale Aus-

drucksmittel (Kostümierung, Körperbewegung, Tonfall, Bühnenszenarien u. a.) zu komplettieren und dadurch Bereiche subjektiven Erlebens (wie z.B. variierende Gefühlsintensitäten), die keiner digital-begrifflichen Artikulation fähig sind, einer intersubjektiven Vermittlung und ästhetischen Gestaltung zugänglich zu machen.

Im Sinne von *Ekman/Friesen* (1981) können innerhalb der gesamten Sphäre nonverbaler Kommunikation drei Ebenen der Enkodierung identifiziert werden, die sich danach unterscheiden, ob das Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichneten physisch determinierten oder konventionell definierten Zuordnungen beruht.

- 1) Zur äusserst umfassenden, basalsten Sphäre "*intrinsisch kodierter*" Gesten gehören alle in der Gegenwart Anderer vollzogenen Verhaltensweisen, die simultan als Akte physischen Bewirkens und als (rein expressive oder kommunikative) Ausdruckskundgaben fungieren.

Wer eine Ohrfeige verteilt, das Fenster öffnet oder sich intensiv lesend über ein Buch beugt, erzeugt einerseits ein objektives Geschehen und andererseits gleichzeitig auch eine intersubjektive Mitteilung, dass sich genau dieses Geschehen vollzieht. Das reflektierte Mitberücksichtigen dieser kommunikativen Komponente mag dann vielleicht dazu verleiten, sich etwas demonstrativer als "notwendig" über das Buch zu beugen, oder zu hoffen, dass auch eine nur angedeutete, nicht schmerzhaft Ohrfeige ihre Sanktionswirkung tut. Eine der folgenschwersten Spezifika kollokaler Sozialsysteme besteht darin, dass praktisch alle äusserlich wahrnehmbaren Verhaltensweisen auch als "auf sich selbst verweisende Symbole" fungieren: so dass es kaum gelingt, sie aus solch kommunikativen Bindungen loszukoppeln und kompromisslos auf rein sachliche Bewirkungen hin zu orientieren (vgl.3.4).

- 2) Die zweite Sphäre der "*extrinsisch kodierten*" Gesten umfasst all jene "*ikonischen*" *Verhaltensvorgänge*, die zu demjenigen, was sie ausdrücken, immerhin noch in einem *isomorphen Abbildverhältnis* stehen. Die Entlastung von physischen Bewirkungen hat zur Folge, dass verschiedenartige und auch mit sehr geringem Aufwand an Energie oder Qualifikation vollzogene Handlungen hinreichend sein können, um ihren rein kommunikativen Zweck zu erfüllen: so dass es durchaus möglich ist, mit sachten Handbewegungen ein gewaltiges Orchester zu dirigieren, oder mit der blossen Drohf Faust ohne Kraftaufwand eine dem tätlichen Angriff vergleichbare Einschüchterungswirkung zu erzielen.
- 3) Zur dritten, der verbalen Ebene am nächsten verwandten Sphäre konventioneller Gesten ("*arbitrary extrinsic coding*") gehören Ausdruckskundgaben, die zum symbolisierten Tatbestand in einem völlig willkürlich festgelegten Zuordnungsverhältnis stehen - und deshalb zu ihrer intersubjektiven Verständlichkeit einer um so festeren Verankerung auf der *kulturellen Ebene* bedürfen. Paradoxerweise bedeutet die "Willkürlichkeit" derartiger Symbolhandlungen (wie z.B. Händeschütteln, Kopfnicken, Applaudieren etc.) keineswegs, dass sie von den Akteuren nach Belieben umdefiniert, eliminiert oder neu erzeugt werden könnten. Ganz im Gegenteil haben konventionell festgelegte Symbole (wie z.B. auch Sprachbegriffe) die Eigenschaft, besonders ritualisiert zu sein und sich der deliberaten Kreation oder Manipulation viel weitgehender als z.B. ikonische Gesten zu entziehen: Denn weil jede intrinsische Bezüglichkeit zum bezeichneten Referenten fehlt, wird es bei jeder Bedeutungsmodifikation notwendig, sehr umfassende Prozesse sozialer Diffusion, Konsensbildung, Sozialisierung und Tradierung stattfinden zu lassen.

Während sich verbale Äusserungen (z. B. Begriffe, Sätze u. a.) zu Formtypen verdichten, die völlig unabhängig davon, auf welche Weise sie gesprochen oder geschrieben werden, dieselbe invariante Bedeutung beibehalten, so bleibt der präzise Sinngehalt der meisten

nonverbalen Gesten unauflöslich mit der genauen Art und Weise ihrer Ausführung verbunden. So können sich Emittenten durch Verfeinerung ihrer motorischen Selbstkontrolle immer reichhaltigere und subtilere Fähigkeiten zu nonverbalen Ausdruckskundgaben erschliessen: genauso wie die dekodierenden Rezipienten sich durch eine Differenzierung ihres Wahrnehmungs- und Interpretationsvermögens in die Lage versetzen können, immer feinere Nuancierungen (des Gesichtsausdruckes, der Handbewegungen u. a.) zu registrieren und adäquat zu verstehen:

"Die kommunikative Bedeutung des Tonfalls, in den ich diese Redeäusserung kleide, des genauen Zeitpunkts (im Verhältnis zu den Voten meiner Konversationspartner), zu dem ich sie ausspreche, der Geschwindigkeit, mit der ich die Worte einander folgen lasse etc. etc., all dies hängt völlig von der Fähigkeit der Rezipienten ab, genau diese Merkmale richtig zu erfassen." (Kendon 1981:3f.).

Weil man nicht sprechen kann, ohne auf eine *bestimmte Weise* zu sprechen, sind alle kollokalen Redeäusserungen zwangsläufig mit einer Aura nonverbaler Begleit-äussserungen behaftet, die vom Sprechakt selbst nicht ablösbar sind. Darüber hinaus aber scheint es generell üblich zu sein, alles kollokale Sprechen auch in ein Milieu "extrinsischer" Gestik einzubetten: vor allem durch äusserst fein differenzierte *Gestikulationen* (der Hände u. a.), die mit der Sprache in einem dicht verwobenen komplementären Parallelitätsverhältnis stehen (vgl. Kendon 1983:17).

So scheint der Spracherwerb während des ontogenetischen Reifungsprozesses eines Individuums keineswegs mit einem Verlust an Gestik einherzugehen. Vielmehr werden die beim Kleinkind "frei flottierenden" nonverbalen Verhaltensweisen parallel mit ausdifferenziert und mit den verbalen Ausdrucksprozessen immer perfekter integriert (vgl. Bates 1979; Kendon 1983:24).

III

Wenn kollokale Sozialsysteme unter verschiedensten Situationsbedingungen fast voraussetzungslos und unvermeidlich entstehen und zu ihrer Kontinuierung (abgesehen von fortgesetzter Anwesenheit) keiner besonderen strukturellen Vorkehrungen bedürfen, so ist dies vor allem der Existenz und permanenten Aktiviertheit der fundierenden nonverbalen Kommunikationsebene zu verdanken, die als "Auffangebene" verfügbar ist, wenn die voraussetzungsreichere verbale Kommunikation versagt.

Häufig nur rudimentär ausdifferenziert, stellt sie eine entwicklungsfähige "Kommunikationsreserve" dar, deren Kapazitäten voll ausgeschöpft werden müssen, wenn z.B. Taubstumme oder Gruppenteilnehmer verschiedener Sprachen miteinander in Beziehung treten, oder wenn strikte institutionelle Normen Schweigen gebieten.

So waren die nordamerikanischen Indianer der "great plains" auf eine hoch differenzierte Zeichensprache als "lingua franca" verwiesen, als sie im Zuge rascher Stammesexpansion erstmals miteinander in Berührung traten: genauso wie verheiratete armenische Frauen, die durch Redeverbot (während des Essens) zum Austausch vielfältiger Gesten genötigt werden (vgl. Kendon 1983:37).

Während der Entstehungsprozess einer neuen Verbalsprache Jahrhunderte benötigt und sich - im starken Kontrast zur hohen Intentionalität des Sprachgebrauchs - einer absichtsvollen Steuerung weitgehend entzieht, können gestische Zeichensprachen innerhalb eines kontinuierlichen und relativ geschlossenen kollokalen Feldes ziemlich rasch zur Ausbildung gelangen. Diese höhere Evolutionsfähigkeit ist zum Teil sicher der Tatsache zu verdanken, dass viele nonverbale Gesten einen "ikonischen" Charakter tragen: d.h. mit

demjenigen, was sie bezeichnen, in einem intrinsischen Isomorphieverhältnis (anstatt bloss einem konventionellen Zuordnungsverhältnis) stehen (Ekman/Friesen 1981).

Während selbst intimste Unterredungen und Konversationen in Form und Sinngehalt fest in der Konventionalität der Sprache verhaftet (und deshalb auch für beliebige Dritte verstehbar) bleiben, so eignen sich nonverbale Gesten als Trägermedium für die Ausdifferenzierung partikularistischer Verständigungs-codes, deren Geltung sich strikte auf das kollokale Verhältnis ganz bestimmter Einzelindividuen beschränkt.

Die geringere Einbindung in systemexterne, kulturell verankerte Codestrukturen muss dann allerdings mit umso stärkeren sozio-strukturellen Voraussetzungen erkaufte werden: indem Gestensprachen zu ihrer Entstehung und Reifung auf aussergewöhnlich stabile und langfristig bestehende kollokale Interaktionsverhältnisse angewiesen sind und in ihrer Geltung häufig auf jene Individuen beschränkt bleiben, die sich auch an ihrer Genese mitbeteiligt haben.

So hat Knapp bei konnubialen Ehepaaren einen langfristigen Perfektionierungsprozess der diadischen nonverbalen Kommunikation beobachten können, der bei beiden Partnern von einer Zunahme der Enkodierungs- wie auch der Dekodierungsfähigkeiten begleitet ist und in folgenden konsistenten Entwicklungen seinen Ausdruck findet:

- a) ein immer breiteres Spektrum immer feinerer Verhaltensnuancen wird in den kommunikativen Austausch einbezogen;
- b) anstelle kulturell stilisierter (d.h. auch anderswo verwendeter) Ausdrucksformen werden immer mehr rein systemintern definierte "Sprachregelungen" verwendet: indem eine vom Kontext separierte "Mikrokultur" aufgebaut wird, die es äusseren Beobachtern (inkl. Soziologen) zunehmend erschwert, die systeminterne Kommunikation zu verstehen;
- c) die Kapazität der Informationskanäle nimmt zu: indem es gelingt, innerhalb derselben Zeitspanne immer zahlreichere Kommunikationsakte stattfinden zu lassen (bzw. aus der Tatsache, dass auf nonverbaler Ebene simultan verschiedene Ausdruckskundgaben stattfinden können, immer besseren Nutzen zu ziehen);
- d) indem eine wachsende Zahl funktional äquivalenter Ausdrucksweisen für denselben Sinngehalt zur Verfügung steht, wächst die Chance, unter beliebigen situativen Bedingungen (z.B. bei unterschiedlichen räumlichen Distanzen) zuverlässig zu kommunizieren;
- e) der gestische Austausch wird in dem Sinne habitualisiert, dass die Partner sowohl zur Enkodierung wie zur Dekodierung immer weniger Aufmerksamkeit aufwenden müssen und deshalb zunehmend in der Lage sind, ihre Kommunikation "beiläufig" (d.h. ohne Behelligung ihrer übrigen Aktivitäten) stattfinden zu lassen (vgl. Knapp 1983).

Indem die der nonverbalen Ausdrucksebene eigenen funktionalen Leistungsvorteile auf diese Weise immer stärker zur Entfaltung gelangen, wird sie fähig,

- einerseits *komplementär* zur Sprache dem Sozialsystem sehr subtile und flexible, voraussetzungslos zugängliche und höchst zuverlässige Möglichkeiten der interpersonellen Akkordierung zu erschliessen, die für den Vollzug anspruchsvoller Kooperationsleistungen (z.B. in medizinischen Operationsteams) grösste Bedeutung haben (vgl. Goffman 1983).
- andererseits *substitutiv* zur Sprache einen grösseren Anteil der gesamten intra-systemischen Kommunikation zu absorbieren: so dass sich die Teilnehmer auf verbaler

Ebene mit einem (in der Terminologie Basil Bernsteins) "restringierten Code" begnügen können (vgl. Bernstein 1964).

IV

Bekanntlich muss bereits das An- und Abwesendsein als ein fundamentales Basisverhalten angesehen werden, das - jeder spezifischeren Interaktion vorangehend - als Trägermedium für beliebige soziale Kommunikation Verwendung finden kann. Die Übermittlungskapazität dieses Kanals ist aber äusserst beschränkt, weil es in sachlicher Hinsicht nicht über eine blosser Binarität (d.h. ein einziges 'bit' Information) hinaus differenzierbar ist: so dass es höchstens auf Grund seiner zeitlichen Spezifizierung (z.B.: Pünktlichkeit des Erscheinens, Häufigkeit der Teilnahme, Länge des Aufenthalts u. a.) möglich ist, informationsreichere Aufschlüsse zu gewinnen.

Demgegenüber enthält die Ebene der "persönlichen Erscheinung" einen sachlich komplexeren *und* in zeitlicher Hinsicht variableren Grad an Information, insofern

- jedes Individuum seine je eigenen Körpermerkmale und intendierten Weisen äusserlicher Selbstdarstellung zum Ausdruck bringt;
- dieselben Individuen je nach Lebensalter oder aktuellem Befinden ein unterschiedliches Erscheinungsbild bieten und je nach den Eigenheiten des sozialen Anlasses absichtlich in verschiedenartiger Montur erscheinen.

Immer noch aber ist der Grad an zeitlicher Variabilität äusserst beschränkt, weil viele Erscheinungsmerkmale mit den langfristig stabilen anatomischen und physiologischen Eigenschaften des biologischen Körpers verhaftet sind, *und* weil die intentionalen Arrangements der persönlichen Aufmachung darauf angelegt sind, zumindest im Rahmen einer einzelnen sozialen Situation (z.B. während einer Abendeinladung, einer Beerdigungsfeier, eines beruflichen Vorstellungsgesprächs u. a. m.) möglichst invariant zu bleiben.

Entsprechend wird seitens des Emittenten keine Zeit beansprucht, um das im äusseren Erscheinungsbild enthaltene Bündel an Information mitzuteilen: so dass zum Beispiel die für mich als Partygast benötigte Zeit, um mir einen äusseren Eindruck von allen übrigen Gästen zu verschaffen, nur von meinen eigenen Wahrnehmungsprozessen abhängig ist.

Gestische Verhaltensweisen haben demgegenüber die Eigenschaft, dass sie

- 1) mit dem physischen Substrat persönlicher Anwesenheit und Körpererscheinung in einem äusserst lockeren Zusammenhang stehen: so dass man zwar wissen kann, welche Handlungsvollzüge kleinen Kindern oder Invaliden unzugänglich sind, ohne aber positiv voraussagen zu können, wie sie das immer noch unendlich weitgespannte Repertoire möglicher Verhaltensalternativen ausschöpfen werden;
- 2) sich deshalb im Vergleich zur "persönlichen Erscheinung" viel besser eignen, um mannigfachste interindividuelle Unterschiede wie auch intra-individuelle Variationen (z.B. zeitliche Wandlungen der Stimmungslagen, Interessen u. a.) zum Ausdruck zu bringen;
- 3) in doppelter Hinsicht ihre Komplexität nur unter Beanspruchung von Zeit angemessen entfalten können:
 - weil jeder einzelne Verhaltensablauf Zeit braucht, um vom Beginn bis an sein Ende zu kommen;

- weil nur sehr wenige Verhaltensabläufe simultan ablaufen können: so dass sie in strenger zeitlicher Sequenz angeordnet werden müssen.

Da nun der *Emittent* Zeit braucht, um seine informativen Stimuli *auszusenden* und der *Rezipient* Zeit benötigt, um sie zu *empfangen* und zu *interpretieren*, ist jetzt eine *intersubjektive Akkordierung motorischer und sensorischer Prozesse* notwendig, um den Erfolg der Kommunikation zu garantieren. Spezielle Mechanismen der sozialen Erwartungsbildung und begleitender Kontrolle müssen gewährleisten, dass ich genau dann (und solange) hinsehe, wenn mein Partner handelt: bzw. dass ich mich vor Ausführung meiner eigenen Gesten vergewissere, dass mein Partner sein enges Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsfeld mir zuwendet.

Die Konstitution, Wahrnehmung und Interpretation des nicht-verbalen gestischen Verhaltens vollzieht sich also unter den äusserst erschwerten Bedingungen, dass Emittent und Rezipient symmetrische Probleme zeitlicher, sachlicher und sozialer Selektivität in wechselseitiger Abstimmung zueinander bewältigen müssen:

	Emittent	Rezipient
sachlich:	was will ich tun?	was soll ich (aufmerksam) beobachten
zeitlich:	wann will ich es tun?	wann soll ich wahrnehmen?
sozial:	gegenüber wem will ich es tun?	wen will ich beobachten?

Diese Selektions- und Koordinationsprobleme sind so enorm und die zu ihrer Bewältigung entwickelten Mechanismen so beeindruckend und vielfältig, dass bei ihrer angemessenen Diskussion fast alle Aspekte der soziologischen Theoriebildung mitthematisiert werden müssten.

Andererseits halten sich diese Probleme im Bereich nicht-verbalen Verhaltens dennoch in viel engeren Grenzen als in der Sphäre sprachlicher Kommunikation, wo noch ungleich höhere Niveaus der Variabilität und Temporalisierung auftreten (und entsprechend drastischere Mechanismen der Selektivität wirksam werden müssen (vgl. 2.2.5)):

- 1) während der Emittent im selben kleinen Zeitabschnitt nur einen einzigen Satz ausformulieren und nur über ein einziges Thema sprechen kann, so ist er in der Lage, simultan durchaus verschiedene nicht-verbale Stimuli auszusenden, die in unterschiedliche Sinnkontexte eingebettet sind oder sogar auf verschiedene Interaktionspartner ausgerichtet werden. Ein Grund dafür liegt darin, dass neben dem akustischen Emissionskanal (der auf strenge zeitliche Sequenzierung hin angelegt ist) noch andere Trägermedien des Ausdrucks zur Verfügung stehen. Insbesondere lässt sich der Körper als komplexes visuelles Ausdrucksfeld beanspruchen, weil seine verschiedenen hochdifferenzierten Muskelpartien (Augen, Gesicht, Hände, Wirbelsäule u.a.) unabhängig voneinander bewegt werden können. So kann es in Gesprächssituationen leicht geschehen, dass nonverbale Kundgaben dem zähen Strom der Rede leichtfüssig vorausseilen: beim Rezipienten den Erwartungs- und Deutungshorizont vorstrukturierend, innerhalb dem er dann die nachfolgenden Verbalisierungen interpretiert. Ein mit diesem Deutungsrahmen in Widerspruch stehender Inhalt der Rede vermag sich häufig nicht durchzusetzen, weil die nonverbalen Kundgaben *primär* zum Zuge kommen und auch meist für authentischer (weil: für weniger leicht manipulierbar) gehalten werden:

"Und wenn ich fragte 'kennen Sie die Guermantes?' gab Legrandin, der Plauderer, zur Antwort: 'Nein, und ich habe auch niemals Wert darauf gelegt.' Leider aber antwortete er nur als zweiter, denn ein anderer Legrandin, den er sorgfältig in seinem Inneren verbarg und niemals vorzeigt, weil dieser Legrandin über den unseren und seinen Snobismus allerlei kompromittierende Geschichten wusste, ein anderer Legrandin,

sagte ich, hatte zuvor bereits seine Antwort gegeben durch den verwundeten Blick, die verbissene Linie seines Mundes, den übertriebenen Ernst im Tone seiner Erklärung, durch die tausend Pfeile, von denen unser Legrandin sich einen Augenblick gespickt und versehrt gefühlt hatte, ein heiliger Sebastian des Snobismus: 'Ach! Wie tust Du mir weh! Nein, ich kenne die Guermentes nicht, rühre nicht an den grossen Schmerz meines Lebens.' Und wenn dieser erste Legrandin, das Enfant terrible, nicht über die nette Ausdrucksweise jenes zweiten verfügte, so war er doch viel schlagfertiger, bestand aus lauter 'Reflexen', wie man sagt, und wenn Legrandin der Plauderer ihm das Schweigen gebieten wollte, hatte der andere längst gesprochen, und es nützte unserem Freund nichts, wenn er nachträglich verzweifelt war über den schlechten Eindruck, den die Enthüllungen seines alter ego machten; er konnte nur noch versuchen, ihn etwas zu verwischen." (Proust 1979:172/173).

Werden dieselben kommunikativen Inhalte parallel auf verbaler und auf nonverbaler Ebene emittiert, gelingt es, den Kommunikationen viel höhere "Robustheit" zu verleihen: so dass ihre adäquate Rezeption und Dekodierung selbst unter widrigen Situationsbedingungen gesichert werden kann. Wenn jederzeit mit plötzlichem Lärm gerechnet werden muss oder wenn die Partner sich aus grösserer Entfernung oder aus fahrendem Auto miteinander zu verständigen suchen, ist es beispielsweise ratsam, Grussworte durch begleitende Handgesten oder umgekehrt: warnendes Winken durch zusätzliche Rufe zu unterstützen (vgl. Birdwhistell 1970:107f.). Generell haben solche "doppelt enkodierte" Kommunikationsakte die Eigenschaft, sich gegenüber dem Umfeld der übrigen (simultanen) wahrnehmbaren Ereignisse prägnanter zu differenzieren und dementsprechend auch in der Erinnerung stärker haften zu bleiben. So ist es von höchster pädagogischer Bedeutung, dass beispielsweise gesprochene Sätze besser ins Gedächtnis eingehen, wenn sie von ausdrucksvollen Körpergesten begleitet werden (vgl. Berger/Popelka 1971).

- 2) Während der Rezipient sprachlicher Äusserungen sein integrales Aufmerksamkeitsfeld auf einen einzigen Sprecher ausrichten muss, um sich auf den hohen Überraschungsgelalt und die semantischen Konzentrationswerte verbaler Kommunikation einzustellen, kann der Beobachter nicht-verbaler Verhaltensweisen einen breiteren, unselektiveren Zugang zu seiner sozialen Umwelt aufrechtzuerhalten: weil er eben mehrere Sinnesorgane zur Verfügung hat und ganz besonders mit seinem visuellen Organ in der Lage ist, simultan relativ komplexe, vieldimensional konstituierte Muster zu registrieren. Bei der Mimik beispielsweise können Stellungen und Bewegungen verschiedener Gesichtspartien derart zu kohärenten Ausdrucksgestalten verdichtet werden, dass es möglich wird, simultan mehrere Gefühlszustände zur Kundgabe zu bringen: Elemente von Ungeduld, Vorfreude, Ängstlichkeit u.a. können in derselben Synchronizität, die ihrem subjektiven Erleben eigen ist, auch im Medium intersubjektiv wahrnehmbarer Verhaltensweisen sichtbar werden, während ihre verbale Explikation ein dieser Simultaneität zuwiderlaufendes zeitliches Nacheinander nötig machen würde (vgl. z.B. Plutchik 1962; Ekman/Friesen 1981).

Nicht zuletzt dank diesem "Realzeitverhältnis" zwischen Erleben und Kommunikationsverhalten können nonverbale Ausdruckskundgaben einen auf verbalem Wege unerreichbaren Grad an Authentizität und "Wahrhaftigkeit" erreichen: so dass sie überall dort, wo solche Authentizität hoch geschätzt wird (z. B. beim Theaterspielen, in Verhandlungsprozessen oder in psychotherapeutischen "Encounter Groups") gegenüber der verbalen Ebene in Führung gehen.

- 3) Während der sprachliche Kommunikationsfluss seine eigene zeitliche Variabilität und Unvorhersehbarkeit dadurch erzeugt, dass es normalerweise als inopportun, ja abstrus und psychopathologisch angesehen wird, wenn jemand auch nur zweimal genau das-

selbe sagt, so sind die Variationszwänge beim nicht verbalen Verhalten viel weniger streng normiert. Niemand wird allein deshalb negativ sanktioniert, weil er sehnsüchtige Blicke, ein schelmisches Lächeln, ein unwilliges Kopfschütteln oder selbst ein neurotisch wirkendes Mundzucken mehrmals wiederholt: und von allen Individuen wird stillschweigend erwartet, dass sie fortgesetzt dieselben Verhaltensanstrengungen aufwenden, um einen bestimmten Habitus ihrer Körperhaltung, ihres Gesichtsausdrucks oder des Tonfalls ihrer Stimme zu stabilisieren.

Aus all diesen Gründen fehlt das für verbale Kommunikation typische Dilemma, dass sich aufgrund der Knappheit an Redezeit und Zuhörchancen entweder eine asymmetrische Polarisierung zwischen einem Sprecher und vielen Zuhörern oder aber eine Fragmentierung in zahlreiche unabhängige Konversationsgrüppchen ergibt.

Vielmehr überwiegt ein relativ lose koordiniertes, dezentralisiert gesteuertes Geflecht multilateraler Emissions- und Rezeptionsaktivitäten: ein Grundpegel anarchischer, aber gerade deshalb äusserst beständiger "nicht-zentrierter Interaktion", bei dem jedes Individuum sich die Freiheit wahrt, als autonomes Emissions- und Rezeptionszentrum intersubjektiver Kommunikation zu fungieren:

"Alle Anwesenden stürzen sich in einen gemeinsamen Teich nicht-zentrierter Interaktion, jeder Einzelne vermittelt jedem in der Situation allein durch seine Anwesenheit, sein Benehmen, seine äussere Erscheinung irgendwelche Informationen von sich, und jeder Anwesende nimmt ähnliche Informationen über die anderen entgegen, zumindest insofern, als er willens ist, von seinen Möglichkeiten, etwas zu erfahren, Gebrauch zu machen. In diesem Bereich nicht-zentrierter Interaktion kann keinem Teilnehmer 'offiziell' das Wort erteilt werden: es gibt kein offizielles Zentrum für allgemeine Aufmerksamkeit." (Goffman, 1969:146;42).

So vermag das umfassende und sich auf anspruchsloseste Weise ständig regenerierende Geflecht sinnlicher Verhaltenswahrnehmungen dem kollokalen Sozialsystem zu einer weitreichenden und zuverlässigen primären Integration und zu einem Rahmen gesicherter gemeinsamer Situationsdefinitionen, Interpretationen und Antizipationen zu verhelfen, innerhalb dem dann die sprachliche Kommunikation gefahrloser ihre differenzierenden, häufig von Asymmetrien, Desorganisation und Fragmentierung begleitenden Wirkungen entfalten kann.

"Oberhalb und jenseits dieser allgemeinen Teilnahme aber beteiligen sich die voll integrierten Mitglieder einer besonderen Begegnung zusätzlich an einer Interaktion zentrierter Art; in ihr ist die Information eines Einzelnen als spezifischer Beitrag zu einem gerade diskutierten Thema gemeint und hat gewöhnlich auch einen bestimmten Adressaten, während die andern Mitglieder der Begegnung, und nur diese anderen, sie ebenfalls aufnehmen sollen. So liegt eine allen gemeinsame Basis nicht-zentrierter Interaktion einer nicht allen gemeinsamen Basis zentrierter Interaktion zugrunde (oder mehreren solchen Basen)." (Goffman, 1969: 147).

Dieses "Basisrauschen" nicht-verbaler Kommunikation bildet einerseits die Ausgangsbasis, auf der (z. B. indem sich jemand plötzlich zum Redner aufschwingt, oder alle aufhören, um dem Gespräch zweier Teilnehmer zuzuhören) sich ein viel schmalerer und im Zeitablauf stark variierender Überbau "zentrierter Interaktion" aufbauen kann; und andererseits bildet es die jederzeit verfügbare "Rückzugsbasis", auf die das Interaktionssystem nach anstrengenden Phasen der Zentrierung jederzeit regredieren kann, ohne seinen Charakter als soziales Interaktionssystem zu verlieren. So bleibt ein Theaterpublikum nach beendeter Vorstellung zumindest noch eine Zeitlang als nicht-zentriertes Feld ei-

inander stossender, musternder, winkender und sich vor der Garderobiere gefügig in die Schlange einreihender Individuen erhalten; und in durchaus ähnlichen Aggregationszuständen pflegen sich ermüdete Schulklassen während der Pausen vom anstrengenden zentrierten Unterricht zu erholen.

V

Bekanntlich stösst man beim Versuch, die *Anwesenheit* einer Person sowie ihre *äussere Erscheinung* als intentionale Handlungen (bzw. deren Ergebnisse) aufzufassen, auf recht enge Grenzen, denn

- jeder Mensch ist dem unentrinnbaren Zwang ausgeliefert, jede Minute des Tages irgendwo zu sein und andern Individuen einen bestimmten Anblick zu bieten: völlig unabhängig davon, inwieweit er diese ökologischen und physischen Parameter seiner Befindlichkeit absichtsvoll kontrolliert;
- auf Grund harter physischer Gegebenheiten lassen sich die meisten Absichten zur Manipulation solcher Zuständlichkeiten nur schwer oder überhaupt nicht verwirklichen: z.B. weil man sich nicht gleichzeitig oder kurz nacheinander an völlig verschiedenen Orten aufhalten kann, oder weil biologisch fixierte Körpermerkmale (bedingt durch Geschlecht, Alter u. a.) der Manipulation des äusseren Erscheinungsbildes Widerstand entgegensetzen.

Am entgegengesetzten Pol höchster Intentionalisierung wäre wohl das *verbale Kommunikationsverhalten* anzusiedeln, denn

- weil man (zumindest im Sinne physischer Kausalität) niemals gezwungen ist, überhaupt etwas zu sagen, wird die Tatsache, dass ein Sprechakt erfolgt, fast unweigerlich als Indiz für eine absichtsvolle Handlung gewertet;
- weil man im Medium der Sprache mit gleichbleibender Mühelosigkeit alles und jedes in beliebig variabler Diktion zum Ausdruck bringen kann, wird - ausser in psychopathologischen Fällen - auch das *Was* (und häufig auch das *Wie*) der Rede grundsätzlich der (intendierten) Eigenselektivität des Sprechers zugerechnet.

Nicht-verbale Verhaltensweisen belegen nun zwischen diesen beiden Polen eine intermediäre Position, oder besser: ein relativ breites Spektrum mittlerer Positionen, die sich vom Bereich praktisch unkontrollierbarer, physiologisch bedingter oder habitualisierter Verhaltensreflexe (Niesen, Rülpsen, Gewohnheiten des Gehens, Händereichens, Lächelns u.a.) bis zu völlig absichtsvoll gemeinten (und verstandenen) Handlungen erstrecken.

Wird die "*persönliche Erscheinung*" durch biologisch zugeschriebene Körpereigenschaften noch direkt *determiniert*, so werden *Verhaltensweisen* durch diese nur noch *konditioniert*: indem sie einen Variationsspielraum potentiell ausführbarer senso-motorischer Abläufe begrenzen, ohne zu bestimmen, ob, wann und wie oft eine spezifische Verhaltensweise erfolgt. Entsprechend wird der Tatbestand individueller Autonomie erst auf dieser dritten Ebene zu einer derart regelmässigen, generalisierten Erfahrung, wie dies für die Konstituierung *selbstreferentieller Persönlichkeitssysteme* und *interreferentieller Sozialsysteme* notwendig ist:

- 1) Das Individuum erfährt sich selbst als ein *Selektionszentrum*, das *andauernd* aus einer Vielzahl gleich zugänglicher Alternativen auswählen kann und muss: so dass es für die Orientierung an Werten, Normen, Präzedenzen, "Bedürfnissen" und vielen anderen Strukturierungshilfen sensibilisiert wird, die ihm die Reduktion dieser permanent neu entstehenden Komplexität erleichtern.
- 2) Die Individuen erfahren einander wechselseitig als andauernd *selbstbestimmende (und damit auch: unberechenbare)* Akteure und müssen damit leben, dass sie für ihre eigenen Handlungen zur Verantwortung gezogen werden und die Verhaltensweisen anderer als eigenselektive (d.h. nicht durch deterministische Kausalwirkungen hinreichend konstituierte oder beeinflussbare) Ereignisse hinnehmen müssen.

Dieser *Selektionszwang* teilt mit dem physischen Körper die Eigenschaft, den Menschen unentrinnbar über seine ganze (zumindest: wache) Existenzdauer hinweg zu begleiten. Darf die Einsicht "*Man nimmt mich wahr, also bin ich*" als konstitutiv für eine primäre, bereits dem kleinsten Kind zugängliche *selbstreferentielle Existenz Erfahrung* gelten, so ist das Urteil "*Ich muss wählen, also bin ich*" dank ihrer ähnlich zwingenden Evidenz geeignet, das *Selbstbewusstsein des Individuums als autonom handlungsfähiges Subjekt* zu begründen. Andererseits aber ist nicht-verbales Verhalten immer noch so weitgehend in physische Bedingungs- und Einflussverhältnisse eingebunden, dass es selten einen so hohen und unbestrittenen Grad der Intentionalisierung erreicht, wie er für Sprechakte generell charakteristisch ist:

- 1) Der Spielraum realisierbarer Intentionen wird immer noch durch relativ spezifische, nicht manipulierbare Randbedingungen (Körperbau, Wahrnehmungsfähigkeiten, motorische Kondition u.a.) begrenzt, die zwischen verschiedenen Personen wie auch im Verlaufe individueller Biographien auf unkontrollierbare Weise variieren. Deshalb kann es niemals eine ähnlich "generalisierte Verhaltenskompetenz" geben, wie es eine "generalisierte Sprachkompetenz" (vgl. 2.2.5) gibt.
- 2) Individuen können sich nicht ähnlich souverän zum "Verhalten" oder "Nichtverhalten" entschliessen, wie sie sich jederzeit für das "Reden" oder "Schweigen" entscheiden können. Zwar sind sie zumindest im Schlaf oder bei Bewusstlosigkeit von Verhaltenszurechnungen dispensiert (während sie auf dem fundamentalen Niveau ihrer "persönlichen Erscheinung" selbst dann unentwegt sinnlich wahrnehmbare Stimuli emittieren). Aber in ihrem normalen Wachzustand sind Individuen daraufhin angelegt, ununterbrochen ein relativ hohes Niveau motorischer und sensorischer Aktivität aufrechtzuhalten: so dass "absolute Bewegungslosigkeit" nur annäherungsweise und unter grössten Anstrengungen erreichbar ist und als unnatürlichster, entweder auf höchste intentionale Anspannung oder auf katatonischen Wahnsinn hinweisender Zustand gilt.

Dieser Basispegel ständiger motorischer Abläufe hat zur Folge, dass jedes Individuum andauernd viel mehr Verhaltensstimuli emittiert, als es zum Objekt intentionaler Selbstkontrolle und aufmerksamer Fremdbeachtung machen kann. Dabei sorgt die Unsicherheit über den jeweiligen Aufmerksamkeitsfokus dafür, dass der intentionale Gehalt vieler Verhaltensweisen zwielichtig bleibt und vom Akteur selbst anders als von seinen Interaktionspartnern beurteilt wird. Weil man schliesslich seine Augen immer irgendwohin wenden muss, kann man immer bestreiten, mit dem Anblicken oder Anstarren einer Person eine bestimmte Absicht (z.B. sie zur Interaktion aufzufordern, Missbilligung auszudrücken u.a.) verbunden zu haben; und mein vernehmbares Räuspern während einer Diskussion muss nicht als "Kommentar" zum soeben gehörten Votum aufgefasst werden, weil auch rein physiologische Erklärungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen (vgl. z.B.; Kendon 1983: 14).

Gerade weil ihr Handlungscharakter so undeutlich ist und deshalb verschiedenartigen und leicht revidierbaren Deutungen offensteht, sind nicht-verbale Verhaltensweisen viel besser

als verbale Äusserungen dazu geeignet, um bei relativ hoher Erwartungsunsicherheit mit wenig Aufwand und Risiko Interaktionsmöglichkeiten und Konsensancen zu explorieren. So können kollokale Individuen (z.B. auf Begegnungsparties) ihre Blicke ähnlich wie Pflanzen ihre Sporen um sich streuen: in Erwartung, dass zumindest einer von ihnen "haften" bleibt und einen kommunikativen Prozess auslöst, der zu einer Tanzaufforderung, Bekanntschaft, Freundschaft oder noch weiter führen kann.

Das der dauernden motorischen Basisaktivität analoge "Grundrauschen" ständiger *sensorischer Wahrnehmungsprozesse* hat zur Folge, dass Individuen nur geringe Kontrolle und nur begrenztes Wissen darüber haben, welche der von ihnen ausgesandten Verhaltensstimuli von wem wann wie wahrgenommen werden.

"Man weiss zwar, dass man wahrgenommen wird, aber nur sehr unscharf und indirekt, als was man wahrgenommen wird." (Luhmann, 1969)."

Vor allem die visuelle Kommunikationsebene ist mit der doppelten Unsicherheit belastet, dass EGO einerseits nicht gut weiss, welche Stimuli es überhaupt aussendet (weil er sich selbst viel weniger gut zusehen als zuhören kann), und andererseits noch viel weniger weiss, welche der emittierten Stimuli wahrgenommen und in welcher Weise gedeutet werden.

Besonders ausgeprägt trifft diese Problematik auf die *Gesichtsmimik* zu: weil mimische Kundgaben

- a) ununterbrochen ausgesendet werden müssen, da das Gesicht im Gegensatz zu den übrigen Körperteilen den Mitbewesenden permanent in unverhüllter Nacktheit dargeboten wird und auch (im Gegensatz etwa zu den Händen) in seiner Lage und Darstellungsperspektive kaum manipuliert werden kann;
- b) von den Mitbewesenden mit besonders hoher Wahrscheinlichkeit registriert werden: weil allein schon die Höflichkeit es gebietet, seinen Partner mit einer gewissen (allerdings auch wieder begrenzten) Häufigkeit und Zeitdauer ins Antlitz zu blicken (Ekman/Friesen 1969) und es darüber hinaus als erwiesen gilt, dass im Gesichtsausdruck besonders informationsreiche und authentische Kundgaben sichtbar werden;
- c) bei alledem vom Emittenten besonders schwer registrierbar und kontrollierbar sind: weil ausgerechnet das Gesicht, das für alle anderen im Zentrum visueller Aufmerksamkeit steht, sich so weitgehend wie kaum ein anderer Körperteil der eigenen Wahrnehmung entzieht.

Das hat zur Folge, dass die Selektivität der nonverbal übermittelten Kommunikationen in hohem Masse den Aufmerksamkeitsleistungen und Dekodierungsfähigkeiten des *Rezipienten* aufgebürdet wird: weil die Vielfalt der permanent erzeugten Kundgaben ihm viel Autonomie überlässt, das Wann, Was und Wie seiner Wahrnehmung selbst zu bestimmen. Dies wiederum bedeutet, dass im Verhältnis zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung (wie auch zwischen den Fremdwahrnehmungen verschiedener Beobachter) hohe Diskrepanzen entstehen können, die meist implizit bleiben, weil sie - wegen der engen Kapazitätsschranken sprachlicher Kommunikation - niemals alle auf der Ebene verbaler Verständigung thematisiert werden können.

Entsprechend bleibt alles ausserhalb verbaler Explikation (bzw. Explizierbarkeit) stattfindende Handeln in dem Sinne "unvollständig sozialisiert", als sich sowohl die Enkodierungs- wie die Dekodierungsprozesse einer strengen Kontrolle durch intersubjektiv verbindliche Regeln entziehen und jedes Individuum in gewissem Grade seine höchst priva-

ten Auffassungen darüber aufrechterhält, wie es aussieht, sich verhält und dadurch "auf andere wirkt".

VI

Im Verhältnis zu den wenig differenzierbaren Ausdrucksebenen persönlicher Anwesenheit und Erscheinung fungiert die Sphäre nicht-verbalen Verhaltens als hierarchisch übergeordnete Ebene der Steuerung und semantischen Spezifikation:

Beispielsweise ist die bloße Anwesenheit in einer Kirche ein in sich selbst so wenig informationshaltiges Faktum, dass man nur aus dem Kontext des dort praktizierten Verhaltens Schlüsse ziehen kann, ob touristische Neugier, ästhetisches Erlebensbedürfnis oder gläubige Andacht die Motive dafür bilden. Und das öffentliche Auftreten in festlicher, schwarzer Kleidung ist ein so unspezifisches Signal, dass man nur durch Kenntnis

- der im jeweiligen kulturellen Kontext geltenden Kleidungskonventionen
- der aktuell vorliegenden Situation und Handlungsabsichten (z.B.: einer Beerdigungszeremonie beizuwohnen, ein Orchester zu dirigieren u. a.)

zu genaueren Interpretationen gelangt.

Auf der andern Seite bildet die Sphäre nicht-verbaler Verhaltensweisen ihrerseits das fundierende Substrat für alle verbale Kommunikation. Denn niemand kann im kollokalen Interaktionsverhältnis auch nur einen Satz äussern, ohne gleichzeitig (bzw. wiederum: ein bisschen vor dem Zeitpunkt, wo der Satz vollendet und dadurch zum Gegenstand intersubjektiven Verstehens geworden ist) in Tonfall, Mimik, Modulierung, Blickweisen und Handbewegungen die situativen Rahmenbedingungen mitzuliefern, die

- 1) im *physischen Sinne* kausal notwendige Trägersubstrate der Sprachäusserung darstellen;
- 2) im *symbolischen Sinne* den semantischen Kontext mitkonstituieren, innerhalb dem sich die präzise Sinndeutung des Gesprochenen vollzieht (vgl. z.B. Poyotas 1981),

Weil eine sehr begrenzte, durch keinerlei Massnahmen wesentlich vermehrbare Zahl verschiedener motorischer Verhaltensvollzüge für eine unabgrenzbare Vielfalt verschiedener Bedeutungen in Anspruch genommen werden muss, ist jede Verhaltensweise "semantisch defizient" und verlangt nach einer sinnhaften Präzisierung, die nur auf der noch ungleich differenzierbaren Ausdrucksebene sprachlicher Kommunikation gewährleistet werden kann (vgl. Kendon, 1981: 15, Freedman 1981:151ff.). So erhält das *Fahneschwenken des Linienrichters* ausschliesslich von den kodifizierten Regeln des Fussballspiels seinen Sinn; und in den *Armbewegungen des zelebrierenden Priesters* kann man mühelos die Vorschriften der Messliturgie wiederfinden. Die mangelhafte immanente Verständlichkeit der meisten Gesten rührt daher, dass im Vergleich zur grenzenlosen Mannigfaltigkeit formulierbarer Sätze und Texte nur ein begrenztes Repertoire klar unterscheidbarer Körperbewegungen zur Verfügung steht: so dass dieselben Bewegungsmuster je nach kulturellem und situativem Kontext mit ganz unterschiedlichen Ausdrucksfunktionen befrachtet werden müssen.

Ganz besonders beschränkt ist das Arsenal der sogenannten *ritualisierten Gesten*, die den strengen Anforderungen genügen müssen, von jedermann ohne besondere motorische Voraussetzungen ausführbar sowie ohne besondere perzeptive Anforderungen wahrnehmbar zu sein.

Das *lächelnde Anblicken*, das *Kopfnicken* oder *Verneigen* sind einige dieser Standardgesten, deren besondere Kompatibilität mit physiologisch-anatomischen Voraussetzungen des menschlichen Organismus dafür sorgt, dass sie in praktisch allen Kulturen vorkom-

men und überall für eine grosse Vielfalt verschiedener Ausdrucksfunktionen Verwendung finden (Morris/Marsh/Shauthnessy 1979; Kendon 1983: 35, Ekman/Friesen 1971).

Aber auch (ja: gerade) sehr komplexe, zu einer übergreifenden Molarhandlung koordinierte Verhaltensabläufe bleiben semantisch unterdeterminiert, solange man den verbalen Kontext der Weisungen, Vorschriften, Sanktionsandrohungen u.a. nicht kennt, in den sie hineingehören. So kann man zwar dem *Fällen eines Baumes* durchaus einen immanenten, aus dem zweckhaften Ineinandergreifen verschiedener Verhaltensvorgänge erschliessbaren Sinn abgewinnen (vgl. Weber 1972: 4); aber ohne Angabe eines verbalisierten semantischen Referenzsystems kann man nicht wissen, ob es sich dabei um die Erfüllung einer dienstlichen Vorschrift, die Urbarmachung von Neuland oder um delinquenten Waldfrevel handelt.

Blickkontakte haben beispielsweise häufig die Funktion, den Sinngehalt gleichzeitig emittierter Verbaläusserungen zu unterstreichen, dem gesamten Kommunikationsakt dadurch mehr Redundanz und "Robustheit" zu verleihen und das Risiko, dass die Rede falsch (z.B. ironisch statt ernsthaft) verstanden wird, stark zu reduzieren.

So hat sich in einer Experimentaluntersuchung von Ellsworth/Carlsmith (1977) gezeigt, dass Kommunikatoren, die die Rezipienten während des Sprechens häufig und lange anblicken, von diesen

- bei positivem Inhalt ihrer Rede günstiger beurteilt werden
- bei negativem Inhalt ihrer Rede ungünstiger beurteilt werden

als wenn - was beispielsweise bei Telefongesprächen zwangsläufig der Fall ist - Blickkontakte fehlen.

Und nur im Lichte des Gesamtkontexts einer sozialen Beziehung oder situativen Bedingungskonstellation wird zweifelsfrei deutlich, ob ein lang ausgehaltener wechselseitiger Blick als *Ausdruck inniger Liebe*, als *Artikulation einer dringenden Bitte*, als *bedrohliche Ankündigung bevorstehender Aggressionsakte* oder als *erfolgreiche Vorverständigung über eine homosexuelle Kontaktnahme* gewertet werden soll: und katastrophale Missverständnisse sind wahrscheinlich, wenn hinsichtlich dieses umfassenden Interpretationsrahmens diskrepante Auffassungen bestehen.

Natürlich ist es in der weiten Sphäre subinstitutioneller Interaktionen häufig der Fall, dass Verhaltensabläufe nicht nur hinsichtlich der Frage *ob* es Handlungen seien, sondern auch *was für* Handlungen es seien, zwielichtig bleiben. Auch *diese* Mehrdeutigkeit kann taktisch benutzt werden, um unverbindliche Initiativen zu eröffnen und jederzeit zugängliche Rückzugsmöglichkeiten zu wahren: z.B. bei einem "*sphinxhaften Lächeln*", das ebensogut als Zeichen für *freundschaftliches Einverständnis* wie für *skeptische Vorbehalte* oder gar *mitleidige Verachtung* gewertet werden kann; oder bei einem *innig-warmen Händedruck zum Abschied*, der nicht nur tiefes Bedauern über die Trennung, sondern auch die Gewissheit (bzw. den Entschluss), dass es nicht so bald zu einer Wiederbegegnung kommen wird, zum Ausdruck bringen kann.

In dem Masse, wie in einem kollokalen Interaktionssystem nonverbale Kommunikationen vorherrschen, fehlt diesem die Möglichkeit, mit Hilfe autonomer, endogener Prozesse den genauen Sinn der ausgetauschten Kommunikationsakte zu spezifizieren: vor allem weil es im Gegensatz zur verbalen Ebene nicht möglich ist, zur Verständigung über diesen Sinn metakommunikative Prozesse stattfinden zu lassen.

Mit andern Worten: Kollokalsysteme bezahlen die genannten Leistungsvorteile gestischer Kommunikationen teuer damit, dass sie an Autonomie verlieren und auf den Import von Deutungsmustern angewiesen sind, die ausserhalb ihrer selbst (z.B. auf der alokalen Ebene gesellschaftlicher Institutionen) festgelegt worden sind. Je undifferenzierter und intrinsisch vieldeutiger die Körpergebärden, desto grösser der Bedarf an derartigen exogenen Selektionshilfen, um ihren präzisen Sinn im Interaktionssystem zu fixieren und intersubjektiv zu stabilisieren. Dies trifft in besonders hohem Masse für *Körperberührungen* zu, die für den Rezipienten mit physischem Schmerz und/oder einer Verletzung seiner Intimsphäre verbunden sind und deshalb Gefühle der Bedrohung und Furcht auslösen, wenn nicht genau feststeht, wie sie gemeint sind und welchen voraussehbaren Beschränkungen (in der Intensität, Zeitdauer, Häufigkeit u.a.) sie unterliegen.

So ist es verständlich, dass *Aerzte, Tanzlehrer, Physiotherapeuten, Massschneider oder Polizisten* ihre berufsnotwendigen Körperberührungen meist innerhalb eines relativ scharf segregierten Situationskontexts vollziehen, bei dem schon durch die Wahl der Örtlichkeit, die instrumentale Ausstattung der Behandlungsräume, durch die Berufskleidung und mannigfache Rahmenbedingungen der Interaktion jeder Zweifel daran ausgeschlossen ist, dass eine rein funktional-professionelle, auf die Lösung einer spezifischen Einzelproblematik fokussierende (und deshalb zeitlich eng limitierte) Sozialinteraktion besteht (vgl. Heslin/Alper 1983). Und äusserst ritualisierte Schemata von "Takt" und "Höflichkeit" müssen in Anspruch genommen werden, um sicherzustellen, dass begrüssende Umarmungen oder Abschiedsküsse keine sexuellen Konnotationen enthalten oder auch nur als Ausdruck einer innigen persönlichen Freundschaft gewertet werden (Heslin/Alper 1983).

Am Beispiel taktiler Körperkontakte wird auch am besten deutlich, dass diese exogenen Situationsdefinitionen und Interpretationsmuster keineswegs nur als *kognitive Orientierungsschemata* (d.h. zur Präzisierung bestimmter Sinndeutungen) benötigt werden, sondern auch als *normative Motivationsfaktoren*, denen die Kraft zukommen muss, gewisse emotionale und verhaltensmässige "Spontanreaktionen", die teilweise wohl biologisch mitgeprägt sind, zu neutralisieren.

Die Existenz derartiger "vornormativer" Elementarreaktionen erscheint naheliegend auf Grund des empirischen Befundes, dass nur Männer, nicht aber Frauen die Berührung einer ihnen wenig bekannten Person des anderen Geschlechtes als lustvoll empfinden, und dass taktile Kontakte unter Männern unabhängig vom wechselseitigen Bekanntheitsgrad als unangenehm empfunden werden (vgl. Heslin/Alper 1983).

Während *verbale Äusserungen* vom psychischen oder gar physiologischen Apparat ihres Erzeugers derart wenig präformiert sind, dass ihr Sinn rein konventionell festgelegt werden kann (und sie ausserhalb solcher Konventionen keinerlei Sinn besitzen), so muss sich der konventionelle Sinngehalt *nonverbaler Verhaltensweisen* häufig gegen den Widerstand elementarerer Deutungs- und Reaktionsweisen durchsetzen, die sich - entweder auf Grund ihrer biologischen Prägung oder ihrer traditionellen Habitualisierung - einer zweckgerichteten, absichtsvollen Umformung entziehen. Entsprechend muss ein höheres Mass an Sozialisation und Dauerdisziplin aufgewendet werden, um nonverbale Verhaltensweisen aus derartigen Primärbindungen zu befreien und für zusätzliche Sinndeutungen (deren Mannigfaltigkeit und Variabilität sich korrelativ zur gesellschaftlichen Gesamtdifferenzierung erhöht) verfügbar zu machen.

2.2.5 Verbale Kommunikation

I

Unter "kollokaler Verbalkommunikation" sollen in erster Linie Gespräche unter mitanwesenden Interaktionspartnern verstanden werden; in einem weiteren Sinne aber alle sprachlichen Ausdruckskundgaben, die Individuen in (wahrgenommener) Hör- und Sichtweite anderer vollziehen: z.B. indem sie laute Selbstgespräche führen, Vorträge oder Lesungen abhalten oder bei ihren Äusserungen in einem Telefongespräch auf zufällige Zuhörer im selben Raume Rücksicht nehmen.

Unabhängig von der genaueren Art der situativen Bedingungen oder subjektiven Intentionen sind mit dem mündlichen Sprachgebrauch spezifische sozio-strukturelle Formungen, funktionale Leistungskapazitäten und Folgeprobleme verknüpft, die in der ausgesprochen hohen Variationsfähigkeit, Intentionalität und Präzisierbarkeit sowie in den rigiden Sequentialisierungszwängen des verbalen Mediums ihre Ursachen haben.

Diese Gesetzmässigkeiten der kollokalen Rede werden am besten erkennbar, wenn man sie als eine vierte, nicht nur im metaphorischen Sinne "höchste" Ebene kommunikativer Verständigung begreift, die die Ausdruckspotentiale der drei bisher diskutierten Medien bei weitem transzendiert, andererseits aber vielfältige Bindungen an sie aufrechterhält, durch die sie sich z.B. vom telefonischen oder schriftlichen Sprachgebrauch unterscheidet.

Das Theorem der "einseitigen Fundierung" (vgl. 2.2.1) besagt, dass alle nicht-verbalen Medien der Kommunikation unabhängig von der sprachlichen Ebene funktionsfähig sind, während die Sprache andererseits sie alle voraussetzt und sich nur auf ihrer Basis und mittels ihrer konstituierenden Mitwirkung aktualisiert. So lassen sich einerseits sehr häufig völlig "sprachlose" Kollokalverhältnisse finden, wo sich die Teilnehmer im Medium ihrer physischen Anwesenheit und äusseren Erscheinung begegnen und sich ausschliesslich mittels gestischer Kundgaben verständigen: z.B. im *Strassenverkehr*, wo verbale Kommunikationen aus technischen und zeitlichen Gründen meist unterbleiben, oder bei gut eingespielten Kampfsportteams (z. B. Hand- oder Fussballmannschaften), die in stummer Kooperation ihre maximale Reaktionsfähigkeit und Effektivität erreichen.

Während die nonverbalen interpersonellen Verhaltensabläufe und Wahrnehmungen fast voraussetzungsfrei - und deshalb äusserst kontinuierlich, kaum bemerkt und nur schwer kontrollierbar - immer weiter laufen und dem Kollokalsystem eine verlässliche, nur durch simples Weggehen zerstörbare Integrationsbasis verleihen, so bildet die Sphäre verbaler Kommunikation einen vergleichsweise schmalbrüstigen und zerbrechlichen "Überbau", der sich nur intermittierend auf Grund besonderer Aufmerksamkeits- und Koordinationsleistungen der Mitglieder aus dem Dauerstrom nicht-verbaler Kundgaben erhebt und auch dann oft nur einen Teil aller Anwesenden in sich schliesst (vgl. Goffman 1969:14).

Andererseits ist es eben nicht denkbar, unter Bedingungen der Kollokalität ein rein *verbales Interaktionssystem* zu finden, dessen Teilnehmer ausser Redeäusserungen keine anderen irgendwie als informativ aufgefassten Wahrnehmungen ihrer Person aussenden würden, denn

- *bevor sie sprechen*, haben sie sich wechselseitig bereits als Personen aufgefasst, die in diesem Moment am selben Ort anwesend sind, auf bestimmte Weise körperlich gebaut und gekleidet sind, auf spezifische Art gehen, stehen oder sitzen und ihre Zuwendung zueinander durch Bewegungen des Kopfes, Handbewegungen, Blicke u.a. zum Ausdruck bringen;
- *während sie sprechen*, können sie nicht anders, als ihre Rede im Medium spezifischer nicht-verbaler Verhaltensfärbungen zum Ausdruck zu bringen. Vom Tonfall der Stimme über die Allokation von Akzentuierungen und Sprechpausen bis zur dauernd lebendi-

gen Mimik und Gliedergestik spannt sich der Bogen unvermeidlicher begleitender Ausdrucksweisen, die den sprachlichen Kommunikationsfluss dauernd begleiten und deren Sinngehalt teils zusätzlich betonen, präzisieren oder komplementär ergänzen, teils abschwächen und auf schillernd-verunsichernde Weise mit ihm kontrastieren.

In jedem Falle werden *kollokale Sprecher* einander eine insgesamt komplexere, wegen ihrer Mehrdimensionalität schwerer in ein konsistentes Gesamtbild zu integrierende Informationsfülle zukommen lassen als *Telefonpartner*, die einander höchstens einige akustisch wahrnehmbare Begleitkorrelate vermitteln, oder gar *Briefeschreiber*, deren Adressanten den gesamten Sinngehalt der Botschaft aus den expliziten verbalen Formulierungen zu entschlüsseln haben.

So muss beispielsweise jeder Vortragsredner mit der Tatsache umgehen, dass er seinem Publikum unvermeidlicherweise mehr von sich mitteilt als den von ihm verfassten und verlesenen Text (Goffman 1981: 162ff); und er muss deshalb versuchen, auch diesen zusätzlichen, ihm selbst vielleicht am allerwenigsten bewussten Strom von Ausdrucksgaben in intentionale, kontrollierte Bahnen zu lenken. Und wer immer in heiklen und emotionalisierten Angelegenheiten die mündliche Unterredung dem Briefschreiben vorzieht, muss damit rechnen, gleichzeitig mit dem Sinn seiner Rede auch den sie motivierenden inneren Erregungszustand leicht erkennbar zum Ausdruck zu bringen.

Vielleicht lässt sich dem zwiespältigen Charakter der mündlichen Rede am besten dadurch Rechnung tragen, dass man sie als ein Interferenzphänomen zwischen einem digitalen Kommunikationsmedium (Sprache) und mehreren "analogen" Medien (persönliche Erscheinung, Gestik u.a.) konzeptualisiert:

- 1) Unter dem Aspekt, *was* gesagt wird, erscheint die gesprochene Rede als Anwendungsfall eines konventionellen sprachlichen Codes. Der digitale Charakter dieses Mediums ist allerdings nur bei schriftlichen Äußerungen unverfälscht sichtbar, deren Sinngehalt sich vollständig aus der Wahl oder Nichtwahl bestimmter Buchstabenreihen, Wörter, Sätze u.a. ergibt, ohne dass die Art der Drucktype, die Fleckenhaftigkeit des Papiers etc. diesen Sinn im mindesten mitbeeinflussen würden. Auch die mündliche Rede erhält durch den Sprachcode einen "lokutionären Kerngehalt an Sinn", der allein auf etablierten Sprachregelungen und -bedeutungen beruht und durch alle spezifischen Weisen der Aussprache und Begleitgestik hindurch persistiert.
- 2) Unter dem Gesichtspunkt, *wie* etwas gesagt wird, kann man die mündliche Rede als jene spezifische Form sprachlicher Kommunikation identifizieren, die im Gegensatz zur Schrift auf *analogen* (d.h. kontinuierlich-variablen) Trägermedien beruht: z.B. auf der Art der Stimmführung oder der begleitenden Gesichtsmimik, mit deren subtilen Ausprägungen das Gemeinte und das Verstandene je nach der Differenziertheit des Ausdrucks- und des Wahrnehmungsvermögens kovariiert (Kendon 1981: 3f.; Knapp 1983).

Für den *einzelnen Sprecher* entsteht aus diesem Nebeneinander zweier teils substitutiver, teils komplementärer Medien ein reiches Arsenal kombinierter Enkodierungsmöglichkeiten, denen allerdings auch entsprechend differenzierte Dekodierungsfähigkeiten seitens der Rezipienten gegenüberstehen müssen.

Die partielle *Substitutivität* (d.h. funktionale Äquivalenz) beider Medien eröffnet die Chance, sie wechselseitig von allzu hoher Informationsfracht zu entlasten: z.B. indem das *Vorzeigen der Armbanduhr* die verbale Zeitangabe oder das *modellhafte Vormachen einer Arbeitshandlung* ausführliche Erläuterungen ersetzt, oder indem der genauen Wortwahl und Satzformulierung weniger als im Schriftverkehr Beachtung geschenkt werden muss, weil *Intonation der Stimme* und *begleitende Gesten* den gemeinten Sinn ohren- und

augenfällig machen (vgl. Goffman, 1981: 190). Genauso mag ein *verbales Liebesgeständnis* ein Pärchen davon entlasten, die Intensität der Beziehung allein auf dem Wege inniger Gesten zum Ausdruck zu bringen: ähnlich wie der wortreich-monologisierende Schauspieler weniger leibliche Kundgaben als der Pantomime benötigt, und der Vortragsredner durch blosse Sprechpausen jene Zäsuren deutlich machen kann, die im schriftlichen Text durch explizite Titelgliederungen bezeichnet werden müssen.

Und die *komplementären* Funktionsmerkmale beider Kommunikationsebenen bieten sich für eine Differenzierung des Übermittlungsprozesses in dem Sinne an, dass die konventionelleren und expliziter kodierbaren Aspekte einer Botschaft ins verbale Medium eingekleidet werden, während die personengebundenen, nur diffus vermittelbaren oder absichtlich in ungewisser Schwebe gehaltenen Komponenten in der nicht-verbalen Sphäre verbleiben.

Vor allem kommt den gestisch-mimischen und akustischen Begleitkundgaben sehr häufig die Aufgabe zu, simultan mit der lokutionären Botschaft metakommunikative Informationen über ihre illokutionäre Zielrichtung mitzuliefern: z.B. wenn die Ernsthaftigkeit einer Mahnung im gemessenen oder schneidenden Charakter der Stimmführung ihre Unterstützung findet, wenn hinter der geäusserten Bitte ein verzweiflungsvoller Hilfeschrei durchschimmert, oder wenn heiter-schmunzelnde Untertöne die Ironie in einer Tadelsäusserung deutlich machen.

Einer der unbestrittenen Vorzüge "persönlicher Begegnungen" gegenüber fernmündlichem oder schriftlichem Verkehr liegt ohne Zweifel darin, dass derartige illokutionäre Spezifikationen

- simultan mit der verbalen Äusserung geliefert werden, während sie z.B. bei Briefen dem Referenztext (als metakommunikative Verbalexplikationen) vor-, zwischen- oder nachgestellt werden müssen;
- mit Hilfe eines überaus reichen Arsenal beliebig abstufbarer Ausdrucksweisen kommunizierbar sind, während im Sprachcode dafür nur wenige, relativ standardisierte Formeln zur Verfügung stehen;
- im Interesse der Offenheit und Flexibilität des Gesprächsfortgangs relativ unverbindlich und in ihrer Bedeutung unbestimmt gehalten werden können, während Schriftlichkeit den Zwang in sich schliesst, sich explizit und irreversibel festzulegen und dem Emittenten die Rückzugsmöglichkeit entzieht, "es in Wirklichkeit nicht so gemeint zu haben." (vgl. Kendon 1981:13f; Luhmann 1972).

Zu den häufigsten und unentbehrlichsten illokutionären Begleitgesten des mündlichen Gesprächs gehören die *Blicke*, die nicht nur über die Intentionen oder emotiven Regungen des Sprechers subtile Auskunft geben, sondern vor allem auch zum Ausdruck bringen, an welche(n) Adressaten sich die Rede überhaupt richtet. Im Unterschied zum Telefon- oder Briefkontakt ist die mündliche Rede nämlich in sozialer Hinsicht äusserst unselektiv: weil sie für alle in akustischer Reichweite befindlichen Personen in derselben Weise vernehmlich ist und es auch durch Variation der Stimmlage oder andere intra-mediale Manipulationen nur sehr beschränkt möglich ist, gemeinte von nicht gemeinten Adressaten zu differenzieren (vgl. Goffman 1981: 131ff.).

Dank seiner Eigenschaft, ein *wahrnehmbarer Wahrnehmungsakt* zu sein (vgl. 3.5), kann der Blick diese Funktion personeller Fokussierung aufs Beste erfüllen, weil er

- 1) dem *Adressaten* simultan mit dem Redeakt selbst sichtbar macht, dass er gemeint und zum aufmerksamen Zuhören aufgefordert ist;

- 2) dem *Sprecher* gleichzeitig die Möglichkeit öffnet, die gestischen Reaktionen des Adressaten auf seine Rede zu beobachten und daraus Schlüsse auf seine perlokutionären Wirkungen zu ziehen.

Allerdings stellt das Anblicken ein allzu grobschlächtiges und unzuverlässiges Medium dar, um bei einem grösseren Kreis von Anwesenden Gemeinte und Nichtgemeinte säuberlich zu trennen. Denn weil der Sprecher (wie z.B. der Lehrer im Schulzimmer) immer irgendwohin blicken muss, können sich bestimmte Einzelne selbst von unfokussierten Bemerkungen "persönlich angesprochen" fühlen; und weil man (besonders bei räumlicher Nähe) oft nicht gut mehrere Personen gleichzeitig ins Auge fassen kann, tendieren Gesprächskontakte oft zu einem Grad an Bilateralisierung, der dem lokutionären Gehalt und der illokutionären Zielrichtung des Gesprochenen in keiner Weise entspricht. Interessant wäre die Frage, wie interagierende *Blinde* mit dem Problem umgehen, dass sie keine Mechanismen visueller Partnerfokussierung zur Verfügung haben, oder wie *Taubstumme* das entgegengesetzte Problem bewältigen, dass sich ihre rein visuelle Kommunikation vielleicht in allzu dyadischen Bahnen vollzieht.

Wenn man die Perspektive über einzelne Sprechakte hinaus auf das kollokale Sozialsystem als Ganzes erweitert, so fällt auf, dass sich interpersonelle Gesprächsabläufe als dichtgewobenes Netzwerk verbaler und nicht-verbaler Kommunikationsakte konstituieren (Goffman 1981: 7). Völlig normal ist beispielsweise, dass deutliches Kopfnicken oder Kopfschütteln als hinreichend klare Antwort auf eine explizite verbale Frage hingenommen wird, der phantasievolle Erzähler durch die ungläubige Miene seiner Zuhörer davon abgehalten wird, sein Seemannsgarn weiterzuspinnen, oder dass (wie z.B. im Restaurant oder beim Taxifahren) Handzeichen genügen, um eine räumliche Annäherung und verbale Interaktionssequenz auszulösen.

Selbst im intensivsten und explizitesten Gespräch scheinen nicht-verbale Zusatzkommunikationen keineswegs entbehrlich zu werden, sondern - im symbiotischen Funktionsverhältnis mit der verbalen Ebene - an Bedeutung eher noch zu gewinnen (Kendon 1983: 17). Ein Hauptgrund dafür liegt in der äusserst folgenschweren Tatsache, dass Gesten nicht im selben Masse wie Sprechakte den rigiden Zwängen temporaler Sequentialisierung unterworfen sind: so dass sie von beliebigen Teilnehmern zu beliebigen Zeitpunkten emittiert werden können, ohne den ordentlichen Fortgang des Gesprächsablaufs zu unterbrechen (Goffman 1981: 28).

So kann ein Sprecher noch während seiner Rede aus den Gesten seiner Zuhörer entnehmen, wie sie auf seine Äusserungen reagieren, und diese Informationen für die Strukturierung oder Umorientierung seiner weiteren Sprechabsichten verwenden: z.B. indem er angesichts sich verhärtender Mienen von einer allzu drastischen Forderung Abstand nimmt oder durch interessebekundende Blickzuwendungen dazu veranlasst wird, auf ein probeweise angesprochenes Thema ausführlicher einzutreten.

Diese selben Gesten bilden auch das Medium, mit denen die Zuhörer *einander* über ihre Reaktionen auf Gesprochenes informieren. In vielen grösseren Gruppen und/oder bei sehr asymmetrisch verteilten Redechancen (z.B. bei Vorträgen) ist es für die meisten Teilnehmer überhaupt die einzig zugängliche Möglichkeit, aktiv in den Kommunikationsprozess zu intervenieren (Goffman 1981: 12).

Eines der vielen Handikaps *telefonischer* Gespräche besteht darin, dass der verbale Kommunikationsprozess allzu leicht "unterdeterminiert" bleiben und unkontrolliert in die Irre gehen kann, weil kein ihn begleitender Feed-back-Mechanismus wirksam ist, um Führung und korrektive Steuerung auf ihn auszuüben. Denn die Adressaten sind genötigt, alle ihre Reaktionen erst *nach* vollendeter Rede und völlig auf derselben verbalen Ebene mit-

zuteilen: was nicht nur lästige Zeitverluste mit sich bringt, sondern es zudem fast unmöglich macht, den Gesprächskreis auf mehr als zwei Teilnehmer zu erweitern.

Die mangelnde Verselbständigung der verbalen gegenüber der nicht-verbalen Kommunikation hat generell zur Folge, dass das Ausdrucksmedium "Sprache" in kollokalen Sozialsystemen häufig unterbenutzt und unterdifferenziert bleibt: weil es angesichts der leichten Zugänglichkeit eines zweiten "Sendekanals" selten nötig ist, die auf verbalem Niveau verfügbaren Ausdrucksmöglichkeiten voll auszuschöpfen (vgl.2.2.4).

In methodologischer Hinsicht muss man daraus folgern, dass sich Kommunikationsprozesse unter Bedingungen der Kollokalität nur dann sinnvoll analysieren lassen, wenn man verbale und nicht-verbale Verhaltensweisen als zwei völlig gleichwertige, einander wechselseitig präzisierende Ausdrucksebenen einbezieht. Selbst im elementarsten kommunikativen Einzelakt sind beide Medien in subtilster Weise miteinander verwoben, und wer immer sich ausschliesslich an den verbalen Aspekten (z.B. in der Form von Tonbandaufnahmen oder schriftlichen Gesprächsprotokollen) orientiert, wird nur Bruchstücke eines nicht mehr voll rekonstruierbaren kommunikativen Gesamtprozesses in Händen halten (Goffman 1981: 33).

II

Im Vergleich zu allen nicht verbalen Kommunikationsmedien ist für die Sprache charakteristisch, dass

- a) in Termini desselben Codes beliebig verschiedenartige Varianten gebildet und unendlich viele semantische Inhalte enkodiert werden können;
- b) die erzeugbaren Varianten eine hohe Spezifität aufweisen: indem sie sich mindestens bezüglich ihrer äusseren Form, vielfach aber auch hinsichtlich ihres Sinngehalts präzise voneinander unterscheiden.

Vor allem ist es nur mit Hilfe der Sprache möglich, die Sphäre des Situativ-Gegebenen und des Positiv-Faktischen zu verlassen, weil man mit demselben Grad an Präzision, mit dem man über Anwesend-Gegenwärtiges spricht, auch über Abwesendes, Vergangenes und Zukünftiges, über nur Mögliches und Imaginiertes, ja sogar über völlig Unmögliches reden kann.

Ohne verbale Verständigung würde das soziale Zusammenleben der Menschen wahrscheinlich viel stärker von aktuellen Situationsbedingungen und unmittelbar erlebten interpersonellen "Wechselwirkungen" bestimmt, weil kein Medium verfügbar wäre, um dem realen Aktualverhalten Alternativvorstellungen des Erwarteten, des normativ Geforderten oder zu Vermeidenden, des traditionell Geltenden oder des zukünftig Angestrebten gegenüberzustellen.

So sehen sich kollokale Individuen der Situation gegenüber, dass die Möglichkeiten des Sprechens zu jedem Zeitpunkt viel reichhaltiger sind, als die Möglichkeiten, nicht-verbale Verhaltensstimuli, "Wahrnehmungslassungen" der persönlichen Erscheinung zu emittieren (vgl. Luhmann 1972:51ff.). Entsprechend sehen sie sich in ihrer Rolle als Gesprächsteilnehmer einer ausserordentlich komplexen, ihre Aufmerksamkeit voll absorbierenden doppelten Problemsituation gegenüber:

- 1) Als *Zuhörer* müssen sie das Problem der Unvorhersehbarkeit bewältigen, das sich aus dem höchst variablen, eigenselektiven Redeverhalten anderer Sprecher ergibt: indem sie eine generalisierte Bereitschaft zur Rezeption (bzw. auch Beantwortung) inhaltlich und formal beliebiger Äusserungen aufrechterhalten. Diese "Offenheit für Beliebiges"

wird allerdings dadurch erleichtert, dass das "Beliebige" in der Regel im Kleid eines konventionellen Codes und in einer präzisen, zweifelsfrei identifizierbaren Formulierungsweise erscheint.

- 2) Als *Sprecher* müssen sie sich dem Problem der Selektivität stellen, das sich aus der Differenz zwischen der unendlichen Mannigfaltigkeit *möglicher* und dem dünnen Rinn-sal *aktualisierbarer* Sprechakte ergibt, so dass sie für vielfältigste Orientierungshilfen (introspektiver, sozialer und kultureller Art) empfänglich sind, um ihre (sich von Zeitpunkt zu Zeitpunkt ständig regenerierende) Komplexität zu reduzieren. Dieses Selektionsproblem wird zwar einerseits ebenfalls dadurch erleichtert, dass die Alternativen aus einem Pool "vorkonfektionierter" Einzelkomponenten und Kombinationstypen ausgewählt werden können, andererseits aber wird es durch den genannten Präzisierungszwang aller verbalen Äusserungen beträchtlich erschwert. Ist es in der nicht-verbalen Kommunikationssphäre durchaus möglich, eine *Geste* nur ansatzweise oder dermassen mehrdeutig zu vollziehen, dass sie die innerpsychischen Unentschiedenheiten im Zustand eines Akteurs widerspiegelt, so sehen sich *sprechende* Individuen meist zu einem Grad an Spezifizierung genötigt, der der Diffusität ihrer Stimmungslage oder der Unsicherheit ihrer Urteile oder Absichten in keiner Weise entspricht.

Natürlich gibt es haufenweise Illustrationsbeispiele für den erfolgreichen Versuch, die der verbalen Kommunikation immanente Komplexität durch Massnahmen sozialer Kontrolle, Standardisierung und Ritualisierung zu reduzieren: bis hin zum Extremfall verfestigter *Zeremonien* (z.B. in der katholischen Messliturgie), wo jegliche Ungewissheit darüber eliminiert ist, wer wann was in welcher Sprechweise sagt.

Die interessanten Fragen einer "Soziologie des Gesprächs" profilieren sich aber erst bei der Thematisierung jener - viel häufigeren - Situationen verbaler Kommunikation, in denen derartige Reduktionsmechanismen nur teilweise wirksam sind (z.B. bei themengebundenen Verhandlungen und Diskussionen) oder überhaupt keine Bedeutung haben (z.B. bei "freier Konversation" im geselligen Kreise). Derartige unnormierte Gesprächssituationen stellen für die soziologische Theorie eine der grössten Herausforderungen dar: weil sich hier schärfer als irgendwo sonst die Frage stellt, wie Individuen angesichts der hohen Kontingenz ihres Verhaltens und der hohen doppelten Kontingenz ihrer Wechselwirkungen dennoch in der Lage seien, erwartungssicher miteinander umzugehen und zur Bildung einer stabilen Sozialordnung zu gelangen.

Unter dem äusserst generellen Konzept der "*Temporalisierung*" können jene Mechanismen subsumiert werden, die alle die gemeinsame Funktion haben, die unerträglich hohe Komplexität, der sich Sprecher und Zuhörer in der Gesprächssituation gegenüber sehen, in Grenzen zu halten, *ohne* gleichzeitig ihre Freiheiten und Variationsspielräume zu vernichten und die "Offenheit für Beliebiges", die das funktionale Spezifikum des verbalen Kommunizierens ausmacht, irreversibel einzuengen.

Die Gemeinsamkeit aller Temporalisierungsstrategien besteht darin, eine bestimmte Fülle von Ereignissen, Zuständen, Alternativen u.a. über breitere Zeitspannen zu verteilen: um jeden einzelnen Zeitpunkt von allzu hoher Komplexität zu entlasten. Wir haben bereits gesehen, dass in der kollokalen Situation nur die beiden zuständigen Trägermedien "Anwesenheit" und "körperliche Erscheinung" die Eigenschaft haben, den Rezipienten zu jedem Zeitpunkt mit der Gesamtheit aller von ihnen transportierten Ausdruckskundgaben zu konfrontieren: während die nicht-verbalen Verhaltensweisen bereits so variationsfähig (wenn auch noch oft repetitiv) sind, dass sie zur Ausführung selbst Zeit benötigen und deshalb sequentiell hintereinandergereiht werden müssen (vgl. 2.2.4).

In noch viel höherem Masse gilt für verbalisierende Interaktionspartner, dass sie ihre immensen Gewinne an kommunikativen Variations- und Spezifizierungsmöglichkeiten mit umso härteren Bindungen an die unvermeidlich ablaufende Zeit (mit ihren grausamen Eigenheiten, unvermehrbar zu sein und irreversibel voranzuschreiten) bezahlen.

Zur Bewältigung der temporalen Folgeprobleme müssen leistungsfähige Mechanismen sozialer Differenzierung, Koordination und Kontrolle entwickelt werden, in denen sich die (von personellen, situativen und kulturellen Gegebenheiten völlig unabhängige) auswegslose Unerbittlichkeit zeitlicher Restriktionen widerspiegelt.

a) Die diachrone Ausdifferenzierung des Gesprächsystems als Ganzes

Während die *Teilnehmer an völlig nicht-verbalen Interaktionsprozessen* in gewissem Umfang ihre je eigenen Aufmerksamkeitsschwerpunkte aufrechterhalten und ihren ganz persönlichen Zielen nachgehen können (z.B. im Strassenverkehr oder während routinemässiger Kooperationen), so bilden die *Teilnehmer eines gemeinsamen Gesprächs* im anspruchsvolleren Wortsinne ein "soziales System", das sich gegenüber der je eigenen Umwelt jedes individuellen Teilnehmers sowie der übrigen gemeinsamen Umwelt aller Teilnehmer scharf differenziert.

Ganz anders als z.B. bei formalen Organisationen wird diese Ausdifferenziertheit nicht durch explizite formale Normen oder durch physische Artefakte (wie z.B. Gebäude, Räumlichkeiten u.a.) garantiert, sondern notwendigerweise vom *psychischen System der individuellen Teilnehmer* getragen: indem jeder seine volle Aufmerksamkeit auf den Gesprächsprozess fokussiert und dadurch, dass er sich gegenüber anstürmenden inneren oder äusseren Störungen und Ablenkungen unempfindlich macht, zum Erhalt des inselhaft ausgegrenzten Interaktionsgebildes einen unerlässlichen persönlichen Beitrag leistet (vgl. Goffman 1981: 70ff.);

"Wenn die andere Person die Einladung zum Dialog akzeptiert hat, ist ihre Lebenssituation mit einem Schlage völlig transformiert. Die zwei Teilnehmer lassen alle ihre übrigen Beschäftigungen und Bekümmernisse in dem Augenblick hinter sich, wo die Stille in Sprechen übergeht. In diesem Moment werden sie Bewohner einer eigenen, nur für sie existierenden sozialen Welt, die allein durch Kommunikationsakte erzeugt und permanent verändert wird." (Rommetveit 1974:23).

Denn nur indem alle ihre übrigen Beschäftigungen und Gedanken temporär zurückstellen und sich gegenüber themenfremden Objekten und Ereignissen desensibilisieren, können sie die hinreichende Konzentration aufbringen, um

- a) sich gegenüber der Fülle unvoraussehbarer Sprechakte Anderer aufnahme- und reaktionsbereit zu halten;
- b) unter Einbezug dessen, was von andern gesagt wurde und was sie selber sagen möchten, ihre eigenen Gesprächsbeiträge zu spezifizieren;
- c) für die Einhaltung der anspruchsvollen Verfahrensregeln (z.B. zur Allokation von Sprecherrollen, Zuteilung von Redezeit, Sanktionierung von Themenabschweifungen u.a.) zu sorgen, ohne die kein ordentlicher Gesprächsablauf gelingt.

So konstituieren sich Gesprächssysteme wegen ihres hohen Bedarfs an konvergierender Aufmerksamkeit als überwiegend innenorientierte, von endogenen Triebkräften bestimmte Sozialsysteme, die nach aussen hin nur auf Insulierung und Abschirmung bedacht sind

und deshalb über keine freien Valenzen verfügen, um sich in umfassendere soziale Kooperationszusammenhänge einzubinden oder flexibel auf unerwartet auftretende exogene Problemfälle zu reagieren.

Keine Frage, dass derartige Zustände sowohl vom Standpunkt der Teilnehmer her wie auch auf Grund situativer Restriktionen nur während limitierter Zeitperioden aufrechterhalten werden können: solange, bis z.B. Familien- oder Arbeitspflichten rufen, Hunger- und Durstgefühle zum Abbruch der Sitzung nötigen, neue Ereignisse und Entwicklungen dem aktuellen Gesprächsthema Relevanz entziehen oder das Bedürfnis wächst, durch Beendigung des jetzigen Gesprächs Valenzen für anschliessende andere Gespräche freizumachen.

Je nach ihren Potentialen zur inneren Strukturdifferenzierung einerseits und zur äusseren Umweltadaptation andererseits unterscheiden sich menschliche Gesellschaftsformationen wie auch einzelne ihrer Subsysteme (Institutionen, Organisationen Gruppen) danach, welche Entfaltungsspielräume sie für derart insulierte, eigensinnig ihrer endogenen Prozesslogik folgende Systeme verbaler Kommunikation zur Verfügung stellen können.

Solche Nischen expandieren beispielsweise in dem Masse, als es infolge technischer oder sozio-ökonomischer Entwicklungen besser möglich wird,

- Individuen aus Bindungen an physische Verhaltensrestriktionen und rigide soziale Kooperationszwänge zu entlassen;
- verbalisierende Kollokalgruppen durch optimale physische Randbedingungen (schalldämmende Raumwände, moderierte Zimmertemperaturen, Kaffee-Ausschank in Sitzungspausen u.a.) während längerer Zeitphasen von Irritationen und Ablenkungen abzuschirmen.

Umgekehrt sind Gespräche in modernen, urbanen Kontexten auch viel leichter zu destabilisieren: weil es bei Individuen mit besonders zahlreichen Bekanntschaften, Rollenpflichten, Interessen und Tätigkeitsschwerpunkten wahrscheinlicher ist, dass jedes begonnene Gespräch relativ rasch an irgendwelchen konkurrierenden Aufmerksamkeitsschwerpunkten der Teilnehmer seine Grenzen findet.

Wann immer ein Gespräch eröffnet oder abgebrochen wird, pflegen Individuen eine drastische Umorientierung ihres Aufmerksamkeitsfeldes zu vollziehen und - ähnlich wie bei der Übernahme oder Aufgabe einer organisationellen Mitgliedschaftsrolle - eine diskontinuierliche Schwelle von einer sozialen Ordnung in eine andere zu überschreiten. Diese Passage den Teilnehmern selbst, ihren Partnern wie auch umstehenden Dritten explizit zu machen, ist die Funktion von sogenannten "Einrahmungsritualen", die den Gesprächsbeginn durch eine Form von *Begrüssung* und das Gesprächsende durch eine ebenso rituelle Form des *Abschieds* markieren (vgl. Goffman 1981:20/21).

Durch Einklammerung zwischen derart standardisierte, praktisch voraussetzungsfrei vollziehbare und wahrnehmbare Ritualhandlungen wird das Gespräch als zeitlich limitiertes Sozialsystem scharf herausgehoben: so dass

- die Beteiligten konsensual erkennen, innerhalb welchen Zeitraums sie sich im Zustande sprunghaft gesteigerter aufmerkamer Zuwendung und kommunikativer Erreichbarkeit befinden;
- jeder Teilnehmer sich bewusst wird, von welchem Zeitpunkt an er berechtigt ist, seine Aufmerksamkeit aus dem Gesprächssystem abzuziehen und auf andere Anliegen hinzuwenden;

- am Gespräch unbeteiligte Dritte erkennen, wann Gesprächssysteme ihre Teilnehmer aus sich entlassen und wieder für andere Beschäftigungen und Kommunikationen verfügbar machen.

Am Vergleich mit *schriftlicher Kommunikation* kann man sich zusätzlich klarmachen, warum kollokale Gesprächssysteme die Aufmerksamkeit ihrer Teilnehmer in derart umfassender und rigider Weise absorbieren, dass man sie restriktiven zeitlichen Limitierungen unterwerfen muss, um sie mit den übrigen Aktivitäten und Rollenanforderungen kompatibel zu machen. Einer der grössten Vorzüge der Schriftlichkeit besteht darin, dass *Enkodierungs- und Dekodierungsprozesse gegeneinander verselbständigt werden*. Ein Text kann zu beliebigen Zeitpunkten nach seiner Niederschrift gelesen und wiedergelesen werden; der Rezipient verfügt autonom darüber, wie schnell er liest, welche Passagen er Wort für Wort und welche anderen er nur summarisch zur Kenntnis nimmt, und vor allem verfügt er über die Möglichkeit, nach Bedarf wieder an beliebige Ausgangs- oder Zwischenpunkte seiner Lektüre zurückzukehren: z.B. um eine schwer verständliche Formulierung nochmals durchzugehen oder demselben Text im Lichte veränderter Informationen oder Situationsbedingungen neue Bedeutungen abzugewinnen.

Weil sie jederzeit zur Verfügung stehen, können Texte in residualen Zeiträumen gelesen werden, in denen die Rezipienten ohnehin keine anderen Verpflichtungen haben: und es kann dadurch ein höheres absolutes Ausmass an verbaler Kommunikation aufrechterhalten werden, ohne dass andere Aktivitätsfelder darunter leiden.

In der *kollokalen mündlichen Rede* hingegen sind Enkodierungs- und Dekodierungsprozesse

- hinsichtlich des absoluten Zeitpunktes, zu dem sie stattfinden, sowie
- hinsichtlich der relativen sequentiellen Anordnung, in der die verbalen Akte aufeinander folgen,

starr miteinander gekoppelt: indem die Zuhörer genau jetzt genau dies hören müssen, was der Redner ihnen sagt. Auch bei translokaler mündlicher Kommunikation lässt sich (wie z.B. bei Tonbandaufnahmen) meist nur die Bindung an den absoluten Zeitpunkt aufheben: so dass spätere Hörer genötigt sind, einfach zeitversetzt dieselbe starre Sequentialität des Gesprochenen zu akzeptieren.

Diese *erzwungene Koppelung von Enkodierung und Dekodierung* ist der Hauptgrund, warum Individuen durch ihre Teilnehmerrolle am Gespräch derart absorbiert sind, dass sie kaum mehr freie Valenzen für andere Rollentätigkeiten besitzen, denn

- der *Zuhörer* muss der voranschreitenden Rede gerade jetzt ungeteilte Aufmerksamkeit entgegenbringen: weil er im Falle überhörter oder missverstandener Passagen kaum mehr die Möglichkeit hat, sein Verständnismanko später wettzumachen;
- der *Redner* muss gerade jetzt überlegt, deutlich und unmissverständlich sprechen, um in einer von ihm intendierten Weise verstanden zu werden.

So erweisen sich kollokale Gesprächssysteme als eine Art "soziale Klumpengebilde", bei denen

- im Innenverhältnis keine funktionalen Spezialisierungen oder Subsystemdifferenzierungen erfolgen können, weil die Aufmerksamkeitsfelder aller Teilnehmer starr in einem einzigen, unteilbaren Fokuspunkt konvergieren;
- im Aussenverhältnis keine Einfügung in umfassendere Kooperationszusammenhänge gelingt, weil die engagierten Teilnehmer über zu wenig frei flottierende Aufmerksamkeitspotentiale verfügen.

Sie repräsentieren typischerweise eine "Sackgasse der sozialen Evolution", weil von ihnen aus kein Weg mehr weiter zu höher differenzierten, auf einer grösseren wechselseitigen Verselbständigung ihrer Komponenten beruhenden, Entwicklungsstadien führt. Die immense evolutionäre Bedeutung der *Schrift* besteht dementsprechend genau darin, verbale Kommunikation mit wachsender Heterogenität, wechselseitiger Autonomie und unvorhersehbarer Variation (von Emittenten und Rezipienten) kompatibel zu machen.

b) Das "Thema" als diachron variierendes Strukturelement

Wenn Individuen ihr Wahrnehmungsfeld auf *äussere Objekte und Ereignisse* ausrichten, finden sie dort *physisch bedingte Invarianzen und Berechenbarkeiten* vor, die ihnen die Auswahl und zeitweilige Stabilisierung eines gemeinsamen Aufmerksamkeitsschwerpunktes erleichtern.

Wenn ich z.B. weiss, dass draussen ein Gewitter aufzieht, das Ladengeschäft nur Orientteppiche verkauft oder mein Freund Georg die Waldstein-Sonate übt, bin ich auf Grund *exogen* reduzierter Komplexität davon entlastet, mein begrenztes Aufmerksamkeitsfeld anderen als diesem einen Thema zuzuwenden. Weil ich nicht in generalisierter Weise für inhaltlich Beliebiges offen sein muss, bin ich umso besser in der Lage, mich für die spezifischeren Unvorhersehbarkeiten innerhalb meines sachlich begrenzten Wahrnehmungsbereichs offen zu halten und vertiefende Kenntnisse (über den Verlauf des Unwetters, die Qualität der Teppiche, Georgs Fortschritte beim Sonatenspiel u.a.) zu akkumulieren.

Nur wenn es sich bei den Erlebnisinhalten um verbale Kommunikationsakte handelt, ist diese Gewissheit, dass stabile Umweltbedingungen stabile Themenhorizonte ermöglichen, im Prinzip aufgehoben: denn im Medium der Sprache ist es widerstandslos möglich, in rascher Folge völlig verschiedenartige Sachinhalte zu thematisieren: ohne dass im aktuellen Thema im geringsten präjudiziert wäre, was als nächstes oder übernächstes folgt. In Gesprächen ohne jegliche Themenkontrolle würden die Teilnehmer wohl ein in ihrer ganzen übrigen Erfahrungswelt nirgends vorfindbares Mass an Unsicherheit erfahren und zu einem vielleicht aus anthropologischen Gründen unerreichbaren Grad an mentaler Flexibilität genötigt. Die Themenspezifikation muss aber hier als endogene Leistung des sozialen Systems selbst erzeugt werden, weil sie sich nicht aus exogenen Restriktionen der realen Welt selber ergibt, und stellt eine temporäre strukturelle Festlegung dar, über die das soziale System selber autonom verfügt.

Wenn Gesprächssysteme sich durch Fixierung und Variation von Themen selbst steuern, so erhält ihr Kommunikationsprozess einen charakteristischen Aspekt der hierarchischen Differenzierung: weil man Sprechbeiträge nun danach unterscheiden muss, ob sie sich nur als *subordinierte Voten zu einem bereits feststehenden Gesprächsthema* verstehen, oder ob es *übergeordnete Steuerungsvoten* sind mit dem Zweck, auf die Festlegung und zeitliche Sequenzierung von Themen Einfluss zu nehmen.

Um Themen verbindlich zu fixieren und um ihre Geltung (gegenüber konkurrierenden Themen, undisziplinierten Abschweifungen u.a.) zu verteidigen, sind im verbalen Kommunikationssystem *Führungsleistungen* notwendig, die mehr oder weniger ungleich von den verschiedenen Teilnehmer erbracht werden können. Beim *zentralisierten Steuerungsmodus* ist es eine autoritativ herausragende *Einzelperson* (z.B. ein "Diskussionsleiter"), der das Thema vorgibt und Abweichungen sanktioniert; beim *halbzentralisierten Modus* ist es das *horizontale Netzwerk der Teilnehmer*, innerhalb dem sich Themenkonsens und wechselseitige Sozialkontrolle aktualisiert; und beim *dezentralisierten Modus* (etwa bei geselliger Konversation) wird die Themenwahl beliebigen Einzelnen überlassen, die die Initiative früher als andere an sich reissen oder zufällige Redepausen für einen selbstgewählten Themenwechsel nutzen.

In jedem Fall ergeben sich zwischen den Kommunikationsbeiträgen der verschiedenen Mitglieder qualitative Differenzierungen und Relevanzunterschiede, die es selbst bei völliger Gleichverteilung der Redezeiten unmöglich machen, eine völlig egalitäre, "herrschaftsfreie" Diskurssituation zu erzeugen. Ein gewisser Egalitarismus lässt sich höchstens unter der Bedingung erreichen, dass die Funktion der Themensteuerung völlig an eine externe Instanz (z.B. eine Institution, die den Diskussionsgegenstand vorgibt) übergeht, so dass die Gesprächsteilnehmer wenigstens in der Hinsicht, dass *keiner von ihnen* auf die Thematik Einfluss hat, eine homogen-egalitäre Gruppe bilden.

Wegen ihrer asymmetrisierenden Strukturwirkungen kommen die Prozesse der Themenfixierung am wenigsten mit den übrigen sozialen Bedingungen eines Gesprächssystems in Konflikt, wenn ohnehin sehr ungleiche Redezeiten bestehen: z.B. bei Referaten, wo der eine Redner zusammen mit allen übrigen Prärogativen meist auch die Autonomie hat, über sein gesamtes Thema oder über die Allokation von Redezeit auf verschiedene inhaltliche Schwerpunkte zu entscheiden. Wenn aber die Teilnahmekancen dermaßen breit gestreut sind, dass die meisten oder alle Mitglieder sowohl als Sprecher wie als Zuhörer fungieren, ergeben sich Diskrepanzen und Spannungen, die auch besondere strukturelle Lösungen (sowie eine partielle Lockerung der Themenkontrolle) notwendig machen.

Zum Verständnis dieser Problematik muss man sich vergegenwärtigen, dass die Teilnahme an reziproker Gesprächskommunikation die Fähigkeit und Willigkeit voraussetzt, eine anstrengende und widerspruchsvolle Doppelrolle zu übernehmen:

- 1) Als *aktueller Zuhörer* ist man laufend damit befasst, dem Reden anderer aufmerksam zuzuhören: um ihre Erwartungen, vernommen und verstanden zu werden, zu erfüllen, und um nachher auf das Gesagte reagieren zu können.
- 2) Als *zukünftiger Sprecher* ist man davon absorbiert, sich über eigene Standpunkte klar zu werden und seinen eigenen nächsten Gesprächsbeitrag in Gedanken vorzuformulieren.

Jede diese Tätigkeiten tendiert dazu, die gesamte Aufmerksamkeit zu absorbieren, und immer besteht deshalb das Dilemma, dass man entweder durch den Zwang zum ununterbrochenen Zuhören an der Konzipierung komplexerer Eigenbeiträge behindert ist, oder dass man umgekehrt kaum mehr zuhört, weil die Vorbereitung des nächsten Votums (vor allem wenn es sich um relativ verbindliche, folgenschwere Stellungnahmen handelt) völlige Konzentration erfordert.

Verschiedene Typen der Gesprächsgestaltung lassen sich nun danach klassifizieren, auf welche Weise sie diese widerstrebenden Orientierungen in ein gewisses Gleichgewicht zueinander bringen. Bei der offenen *geselligen Konversation* zum Beispiel entsteht das Gleichgewicht dadurch, dass die Teilnehmer mehr auf die Rezeption fremder als auf die Konzeption eigener Redebeiträge verwiesen werden: weil ja jedem Teilnehmer das Recht zu "Ausschweifungen" und autonomem Themenwechsel zugestanden wird. Der Mangel an "Eigenplanung" ist aber tolerierbar, weil keine verbindlichen oder differenziert durchformulierten Äusserungen erwartet werden und es nicht nötig ist, an irgendeinem akkumulativen "Gesamtprodukt" des Gesprächsprozesses mitzuwirken (vgl. Simmel 1911). Bei *zweckorientierten Diskussions-, Beratungs- oder Verhandlungsprozessen* ergibt sich das Gleichgewicht umgekehrt eher so, dass jeder Teilnehmer vorrangig mit seinen eigenen (teilweise allerdings vorbereiteten und ihn deshalb nicht mehr so absorbierenden) Stellungnahmen beschäftigt ist, und deshalb für das Zuhören nur wenig Aufmerksamkeit erübrigen kann. Ein gewisser Mangel an kommunikativer Sensitivität ist hier aber durchaus tolerierbar: weil jeder seine Redebeiträge direkt auf das stabil vorgegebene Thema beziehen kann und deshalb wenig darauf verwiesen ist, sie nahtlos an die Aussagen seiner Vorredner anzuschliessen.

c) Die diachrone Allokation von Sprecherrollen

Die dritte, für die soziale Binnenorganisation von Gesprächssystemen besonders folgenschwere Form der Temporalisierung ergibt sich daraus, dass Zuhörer nicht gut in der Lage sind, gleichzeitig den Redeäusserungen mehrerer Sprecher zu folgen. Vielmehr neigen sie selbst im grössten Stimmengewirr dazu, ihre Aufmerksamkeit auf einen einzigen Redner zu fokussieren, um sie danach (meist erst, wenn dessen Äusserungen zu einem verständlichen Abschluss gelangt sind) ruckartig einer andern Person zuzuwenden.

Ein derart selektives Anpeilen einzelner (unter oft anstrengender Zurückstellung oder Ignorierung aller andern) Gesprächsteilnehmer ist aus zwei Gründen völlig unvermeidlich:

- 1) Während die visuelle Wahrnehmung simultan eine Fülle höchst verschiedenartiger Erlebnisinhalte und Gestalteindrücke vermittelt, ist das Gehör bald überlastet, wenn zum selben Zeitpunkt zahlreiche Reizqualitäten rezipiert und verarbeitet werden müssen (vgl. Simmel, 1908: 487). So stehen auch alle nicht-verbalen akustischen Transmissionen (z.B. musikalischer Art) unter der harten Restriktion, dass höchstens drei oder vier simultane Emissionsqualitäten (z.B. Instrumente, harmonische Tonkombinationen oder polyphone Stimmen) differenzierbar sind, und dass deshalb *Zeit* in Anspruch genommen werden muss, um eine bestimmte Mannigfaltigkeit von Stimuli (die auf einem Gemälde alle simultan gegenwärtig und mit einem einzigen Blick erfasst werden können) zu transportieren.
- 2) Beim akustischen Sonderfall der *verbalen Kommunikation* kommt hinzu, dass Zuhörer sich gegenüber einer unabsehbaren Vielfalt unvorhersehbarer Botschaften offenhalten müssen, die - im Unterschied zu musikalischen Darbietungen - zudem auf ihren objektiven und subjektiv gemeinten Sinn hin abgefragt werden müssen. Dies setzt eine Konzentrationsleistung voraus, die niemals gleichzeitig gegenüber mehreren, sich unabhängig voneinander äussernden Sprechern aufrechterhalten werden kann.

Ein besonderer Aspekt dieser fundamentalen "Exklusivitätsregel" besteht darin, dass der Sprecher selbst während seiner Rede ebenfalls nur sich selber zuhören kann: und allein schon aus diesem Grund genauso wie seine Rezipienten daran interessiert ist, dass niemand anders zur selben Zeit spricht.

Im krassen Gegensatz zur Sprecherrolle unterliegt die Zuteilung von Zuhörerrollen keinerlei Restriktionen und braucht deshalb auch nicht zum Gegenstand besonderer Normierung und sozialer Kontrolle zu werden: weil beliebig viele Individuen dasselbe wahrnehmen (niemals aber dasselbe *tun*) können, ohne einander wechselseitig zu behelligen:

"So geniessen bei Begegnungen, wo gesprochen wird, alle das Recht des Zuhörens, während das Recht zu sprechen sehr restringiert sein kann, wie z.B. bei Bühnenaufführungen und grossen öffentlichen Versammlungen. Ähnlich dürfen Kinder den Unterhaltungen bei Tisch zwar zuhören, aber sie dürfen nichts sagen." (Goffman 1971:101).

Ist es aus Gründen sozialer Systembildung einerseits *nicht nötig*, so wäre es unter kollokalen Bedingungen andererseits auch *nicht gut möglich*, den Zugang zum Erleben zu beschränken und zu reglementieren: Wer überhaupt anwesend ist, geniesst allein dadurch das pauschale Recht, alles, was wahrnehmbar ist, zu rezipieren. Nur wer *handeln*, und insbesondere wer *sprechen* will, muss die Sphäre subjektiver Beliebigkeiten verlassen und sich dem Feld sozialer Konfliktrisiken und normativer Zwänge exponieren.

So ist es für verbale Kommunikationssysteme charakteristisch, dass sie ihre Einheit nur unter Bedingungen der "Monofokalität" (bzw. der "zentrierten Interaktion") wahren können:

indem in jedem Moment ein scharf herausgehobener, konsensual anerkannter "*ratifizierter Sprecher*" identifizierbar ist, dem gegenüber alle andern in der rezeptiven (aber deswegen keineswegs viel anspruchsloseren) Komplementärrolle des *Zuhörers* verharren. Sobald mehrere Personen gleichzeitig sprechen, tendiert das System zur segmentären Differenzierung in einer Mehrzahl kleinere, beziehungslos nebeneinander koexistierender Subeinheiten: wie z.B. im umfangreicheren geselligen Konversationskreise, wo jeder Redner einen eigenen kleinen Zuhörerkreis um sich schart. Wird die Exklusivitätsregel in der Zuweisung der Sprecherrolle selbst in diesen Mikrosystemen nicht mehr beachtet, kann nicht mehr von einem "Gesprächssystem" gesprochen werden und die kollokale Gruppe regrediert auf das Niveau nicht-verbalen Kommunikation, wo viel anspruchslosere Integrationsbedingungen herrschen (vgl. 2.2.4).

Solange Anwesende nämlich *nicht* sprechen, können sie auch ohne scharfe Differenzierung zwischen Emittenten- und Rezipientenrollen einen einheitlichen Systemzusammenhang aufrechterhalten, weil jedes Mitglied in der Lage ist

- a) gleichzeitig seine Blicke widerstandslos über viele andere Teilnehmer schweifen zu lassen, und ohne anstrengende, diskontinuierliche Akte der Zu- oder Abwendung immer wieder andere Adressaten ins Auge zu fassen;
- b) ohne Überlastung seiner eigenen Aufmerksamkeitskapazität gleichzeitig als Emittent eigener und als Rezipient fremder Stimuli zu fungieren: weil die jeweils eigenen gestischen und mimischen Kundgaben zu ihrer Ausführung häufig nur wenig bewusste Aufmerksamkeit benötigen und für den Emittenten meist keine Objekte konzentrierter (propriozeptiver) Wahrnehmung bilden.

Mit wachsender Teilnehmerzahl wird es deshalb immer wahrscheinlicher, dass kollokale Sozialsysteme nur noch über "niedrigere" Kommunikationsmedien nicht-verbalen Art (im Grenzfall: nur noch durch die wechselseitige Konstatierung gemeinsamer Anwesenheit) zusammengehalten werden, während sie auf der verbalen Ebene in kleinere Subsysteme desintegrieren. Im Unterschied zu allen Formen translokaler Interaktion kann man sich eine derartige Desintegration aber gefahrlos leisten, weil das Interaktionssystem immer zur fundierenden, nonverbalen Integrationsebene zurückkehren kann, um auf ihrer Basis wieder neue und anders zusammengesetzte Gesprächsabläufe zu generieren.

Umgekehrt kann ein Gesprächssystem paradoxerweise seine innere Einheit nur dadurch wahren, dass es eine ebenfalls überaus drastische Form struktureller Binnendifferenzierung ausbildet, um mit den bedrohlichen Integrationsproblemen fertigzuwerden, die aus der scharfen Unterscheidung zwischen Sprecherrolle und Zuhörerrolle sowie aus der jeweiligen Exklusivität der Sprecherrolle heraus erwachsen.

Ein *erstes* Integrationsproblem entsteht dadurch, dass es unvermeidlich ist, dem jeweiligen Sprecher eine generalisierte, ihm allein vorbehaltene Vorzugsstellung einzuräumen, indem man ihm in pauschaler Weise "die Plattform überlässt". (Goffman, 1981:162ff.). Wer immer den herausgehobenen Monopolstatus des "ratifizierten Sprechers" momentan innehat, befindet sich in der völlig autonomen Position desjenigen, der alles sagen kann, was er will; und wer immer die rein rezeptive Rolle des "blossenen Zuhörers" akzeptiert, begibt sich in die verletzbare, ausbeutbare Situation desjenigen, der sich dem Risiko aussetzt, sich Bitten, Abschweifungen, Falschinformationen oder gar Drohungen und Anwürfen anhören (und nachher auf sie reagieren) zu müssen.

Wer immer zu sprechen anhebt, usurpiert die legitimationsbedürftige Rolle desjenigen, der den andern die grosszügige Vorleistung zumutet, ihm ohne zu wissen, was er sagen wird, ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, und er muss um Vertrauen und Anerkennung werben, um überhaupt (bzw. gar wohlwollend) angehört und verstanden zu werden.

Typischerweise entsteht deshalb ein impliziter "Kommunikationsvertrag" in dem Sinne, das EGO als Gegenleistung für ALTER's Zuwendung sich freiwillige Mässigung und Zurückhaltung auferlegt, konventionelle Regeln einhält und sich um angemessene Kürze bemüht (Goffman 1981:105ff.).

Aus demselben Grund pflegen Sprecher durch vorausgehende Bitten und begleitende "Demutsgebärden" ihre Hochschätzung und Dankbarkeit für die entgegengebrachte Zuhörbereitschaft zum Ausdruck zu bringen und dem Adressaten im voraus beruhigend mitzuteilen, dass sich ihre Redeabsicht auf kurze und inhaltlich eng begrenzte Äusserungen beschränkt:

"Deshalb wird die Eröffnung eines Gesprächs normalerweise erbeten, nicht gefordert, und oft stellt der Initiator der Rede eine Entschuldigung für die Störung voran, sowie eine Absichtserklärung, wie lange das Gespräch dauern wird, alles unter der Annahme, dass der Rezipient selber bestimmen solle, wie lange er seine Zuhörerrolle ausüben will. (Insgesamt beantworten Individuen mehr Gesprächseröffnungen, als sie eigentlich wollen: ebenso wie sie weniger Eröffnungen selber initiieren, als sie eigentlich möchten (Goffman 1981:18/19))."

Ähnlich wie bei eigentlichen Herrschaftsbeziehungen werden rituelle Demutsbezeugungen also mit dem Zweck verwendet, um die real unvermeidliche Asymmetrie eines sozialen Rollenverhältnisses symbolisch abzuschwächen: und wahrscheinlich sind sie umso unersetzlicher, je weniger es durch Zirkulation der Sprecherrolle möglich ist, allen gleiche Teilnahmekancen einzuräumen (z.B. bei Referaten oder in grösseren Gruppen).

Eine zweite, eher technische Integrationsproblematik entsteht daraus, dass der "ratifizierte Redner" wegen seiner temporären Ungebundenheit das Risiko läuft, den Gesprächsprozess in die Irre zu leiten: z.B. indem er unabsichtlich und ohne es zu merken Äusserungen macht, die vom Standpunkt der übrigen Teilnehmer aus als fehlplaziert, abschweifend, unverständlich oder aus irgendeinem andern Grund als inadäquat empfunden werden.

Im Gegensatz etwa zum Briefwechsel, wo unangemessene Kommunikationsakte kaum mehr revidierbare Fehlsteuerungen in Gang setzen (bzw. kaum mehr heilbare Wunden schlagen) können, bieten sich in der kollokalen Gesprächssituation gute Möglichkeiten, die einzelnen Sprechakte trotz ihrer autonomen, sozial unkontrollierten Entstehungsweise in einen übergreifenden Kontroll- und Steuerungsprozess einzufügen.

Dies geschieht vor allem dadurch, dass man Äusserungen als Glieder eines dialogischen Sprechzusammenhangs konzipiert: indem sie von allen Teilnehmern unter dem konsensualen Gesichtspunkt betrachtet werden, inwiefern sie als "Antworten" (bzw. allgemeiner: als Reaktionen, Konsequenzen u.a.) früherer Äusserungen verstanden werden könnten (Goffman 1981: 12). Bevorzugt wird wahrscheinlich ein allereinfachstes Modell kettenartiger Verknüpfungen unterlegt, bei dem jede Redeäusserung auf den unmittelbar vorangegangenen Sprechakt bezogen wird: und nur subsidiär wird zugestanden, dass sie mit vor- oder vorvorletzten Gliedern in Zusammenhang steht und ihrerseits übernächste Reaktionen provozieren kann.

Diese "horizontale", nur zu einem sich sequentiell fortspinnenden Konversationsgewebe führende Relationierung konkurriert häufig mit einer "vertikalen" Variante, bei der die Beiträge als Voten zu einem übergreifenden Thema verstanden werden und aus dieser Perspektive miteinander in Verknüpfung treten.

Die dialogische und die thematische Einbettung zusammen schaffen die Voraussetzung dafür, dass kollokale Gesprächsflüsse selbst dann nie sehr lange in die Irre gehen, wenn jeder Sprecher seine "Plattform" auf völlig eigenwillige und unvorhersehbare Weise benutzt: weil unmittelbar auf jede Äusserung aufwendige Prüfverfahren und Synthesebemü-

hungen einsetzen, um sie als Gesprächsbestandteil eines sequentiellen Gesprächsablaufs zu integrieren. Darüber hinaus haben die Zuhörer trotz ihrer grundsätzlich rezeptiven Rolle ein beschränktes Repertoire von Verhaltensmöglichkeiten zur Verfügung, um auf den Sprechenden Kontrolle auszuüben: indem sie durch nonverbale Gesten wie Blickkontakte, Kopfbewegungen u. a. unmissverständliche Reaktionen zum Ausdruck bringen (Kendon 1967), oder indem sie Nebenbemerkungen ("relational utterances") einflechten, die trotz ihrer verbalen Natur nicht darauf angelegt sind, dem momentanen Vortragenden die Vorzugsrolle des "ratifizierten Sprechers" zu entziehen (vgl. Ogden/Richards 1947; Soskin/John 1963).

Drittens müssen alle Gesprächssysteme allgemein akzeptierte Regeln und Verfahrensweisen anwenden, um

- zu jedem Zeitpunkt eindeutig festzulegen, wer die Rolle des "ratifizierten Sprechers" innehat;
- die Übergabe der Sprecherrolle vom einen Teilnehmer auf den nächsten in geordneter Weise stattfinden zu lassen;
- den Gesamtumfang an Sprechgelegenheiten und an Redezeit auf die verschiedenen Mitglieder zu verteilen.

Die dabei zu bewältigenden Selektions-, Koordinations- und Allokationsprobleme sind nicht nur von den Gesprächsinhalten, sondern auch von der personellen Zusammensetzung und dem sozio-kulturellen Kontext des Gesprächssystems derart unabhängig, dass sich auch höchst universelle Prozeduren zu ihrer Lösung herausgebildet haben.

So besitzen wahrscheinlich alle menschlichen Gesellschaften und Kulturen einen den Individuen selbst kaum bewussten Bestand an Basisregeln, die die Erzeugung verbaler Konversationsprozesse steuern und bei jeder offenen (d.h. nicht zeremoniell fixierten) Gesprächssituation Anwendung finden.

Dieser generative Code gewährleistet beispielsweise, dass

- die Rolle des "ratifizierten Sprechers" in Zirkulation gehalten wird und auch wiederholt an dieselben Personen zurückkehren kann;
- üblicherweise ausschliesslich ein einziger Teilnehmer spricht und Überlappungen wie auch Pausen nur episodisch bleiben;
- die Reihenfolge variabel, im voraus indeterminiert (und deshalb für alle Teilnehmer unvorausehbar) gehalten wird;
- keine übergreifende Steuerung des Gesamtprozesses existiert: weil über jeden einzelnen Sprecherwechsel separat und unabhängig entschieden wird und auch die Sprechdauer kein Objekt der Normierung bildet;
- das Gesprächssystem in seiner fundamentalen Struktur und Funktionsweise unberührt bleibt, wenn sich Grösse oder Zusammensetzung des Teilnehmerkreises verändern;
- eine gewisse Tendenz zur Aussegregation dialogischer Subsysteme besteht: indem der soeben vorangegangene Sprecher eine bevorzugte Chance hat, wiederum angesprochen und zum nächsten Sprecher bestimmt zu werden;
- der Sprecherwechsel substitutiv durch einen Akt der Selbstselektion (wer zuerst spricht, wird ratifizierter Redner) oder einen Akt der Fremdselektion (wer angesprochen wird, darf sprechen) erfolgen kann (vgl. Sacks/Schegloff/Jefferson 1978:7ff.).

Diese selben Regeln, die auf der einen Seite die flexible, diachrone Struktur des Gesprächsflusses generieren, sorgen andererseits auch dafür, dass die Nichtsprecher dauerhaft in der anstrengenden Komplementärrolle des Zuhörers verharren, in der ihnen die zweifache Pflicht aufgebürdet wird, mit eigenen Äusserungen zuzuwarten *und* dem momentanen Redner aufmerksam zuzuhören.

Diese Disposition zur Erfüllung rezeptiver Rollenpflichten wird im Gesprächssystem mit endogenen "Bordmitteln" andauernd reproduziert. Denn jeder, der die Absicht hat, zukünftig aus eigener Initiative ins Gespräch einzugreifen oder die ihm angebotene Sprecherrolle zu akzeptieren, *muss* andauernd zuhören: um zu bemerken, ob er als nächster Redner aufgerufen ist, und um in der Lage zu sein, sinnvoll (d.h. ohne Brüche oder Wiederholungen) an das bereits Gesagte anzuschliessen. Die systematisch aufrechterhaltene Unsicherheit darüber, wer als nächster oder übernächster sprechen wird (vgl. oben), sorgt dafür, dass *alle* Mitglieder *andauernd* die Rolle des aufmerksamen Zuhörers spielen: während ein im voraus festgelegter Turnus für jeden gewisse Möglichkeiten eröffnen würde, sich zeitweise zu desengagieren.

So nutzen Gesprächssysteme das Gefälle zwischen der Fülle potentieller und dem geringen Umfang aktualisierbarer Sprechchancen dazu aus, um *Redebereitschaften in Zuhörerbereitschaften zu transformieren* und damit die Reproduktion der für Gesprächssysteme konstitutiven Rollenkomplementarität mit eigenen Mitteln sicherzustellen. Natürlich kann die Zuhörerbereitschaft zusätzlich auch durch Sachinteresse oder normative Zwänge, durch Höflichkeit oder blossen Mangel an Beschäftigungsalternativen gewährleistet werden: aber wichtig ist die Einsicht, dass sie unabhängig von diesen exogenen Dispositionen *auch* allein dadurch entsteht, dass die Mitglieder sich am Gespräch mitbeteiligen möchten (vgl. Sacks/Schegloff/Jeffersin 1978:43/44).

Entsprechend gewinnen exogene Motivationsquellen in dem Masse an Bedeutung, als die Mitglieder nur geringe Chancen zur eigenen Gesprächsteilnahme erblicken (z.B. in grossen Gruppen und/oder bei knapper Redezeit), oder wenn sie (wie z.B. bei Referaten, Podiumsdiskussionen u.a.) aus formellen Gründen von der aktiven Beteiligung ausgeschlossen bleiben.

Zum universellen Charakter der eben genannten Problemkonstellationen und ihrer organisatorischen Lösungsmuster gehört auch, dass sie unabhängig davon gelten, ob im Verhältnis zur Nachfrage allzu knappe, angemessene oder gar überreichliche Sprechgelegenheiten und Redezeiten zur Verfügung stehen. Zusätzliche Anforderungen an soziale Koordination und Kontrolle ergeben sich aber in dem überaus häufigen Fall, dass nicht jeder mitreden kann, der möchte, die meisten nicht genau dann das Wort erhalten, wann sie es wünschen, und niemand sich derart häufig und ausführlich äussern kann, wie es ihm beliebt.

Der unaufhebbare "Basisantagonismus" im wechselseitigen Verhältnis von Gesprächsteilnehmern besteht darin, dass derjenige, der momentan das Wort führt, die Redechancen der übrigen Mitglieder in zweierlei Hinsicht reduziert:

- 1) Ganz kategorisch hindert er alle andern daran, *zum selben Zeitpunkt* in den Kommunikationsprozess zu intervenieren. Daraus entstehen drastische und auch mittels zeitlicher Sequenzierung nicht behebbare Selektionsprobleme: weil jedes Stadium des Gesprächs seine eigenen, nie identisch wiederkehrenden kommunikativen Anschlussmöglichkeiten eröffnet. Vor allem gibt es einige privilegierte, heiss umkämpfte Eingriffspunkte, über deren personelle Zuteilung kaum Konsens zu erzielen ist: z.B. wenn es darum geht, Themen oder Traktandenlisten festzulegen, Angebote vorzuschlagen, auf labile Meinungs- und Kräftekonstellationen Einfluss zu nehmen oder über weitere Verfahrensweisen (Gesprächsdauer, neue Begegnungstermine u.a.) Entscheidungen zu treffen.

Ebenso drastisch sind die *Chancen verbaler Selbstdarstellung* betroffen: denn wohl-vorbereitete Voten brillantester und originellster Art lassen sich nicht mehr anbringen, nachdem der Vorredner sie vorweggenommen hat oder durch eine unvorbereitete Gesprächswendung eine Situation erzeugt hat, in der sie "nicht mehr passen".

Wann immer zum selben Zeitpunkt mehrere Personen um die Rolle des "ratifizierten Sprechers" konkurrieren, gibt es nur die eine Lösung, sie nacheinander zu Wort kommen zu lassen: und damit den *Zeitbedarf des Gesprächssystems zu vermehren*. Diese Engführung durch das Nadelöhr diachroner Sequentialisierung wäre - hinreichende Verfügbarkeit an Zeit vorausgesetzt - nicht so schlimm, wenn die Teilnehmer dadurch (wie z.B. beim Schlangenstehen) nur mit Wartepflichten belastet würden. Viel folgenschwerer ist, dass bei der Transformation synchroner Redeerwartungen in diachrone Sprechakte unweigerlich Komplexität verlorengeht: eben weil viele beabsichtigte Voten durch den unvorhersehbaren, irreversiblen Ablauf des Gesprächs ihren Informationsgehalt verlieren oder im inzwischen veränderten Sinnhorizont keinen Platz mehr finden.

- 2) In zweiter Linie trägt jeder Sprecher tendenziell dazu bei, die *gesammelten zukünftigen Rede-chancen* der übrigen Teilnehmer zu mindern: weil sich Gesprächssysteme ja bekanntlich nur innerhalb limitierter, mit den physisch-psychischen Dispositionen und übrigen sozialen Verpflichtungen der Mitglieder vereinbarten Zeiträume entfalten können (vgl. S. 116), und meist sogar zum vornherein darauf angelegt sind, nach einer gewissen Dauer abgebrochen zu werden.

Vor allem mit wachsender Teilnehmerzahl beginnt die "Knappheit an Redezeit" zu einer immer kategorischeren Restriktion des Kommunikationsprozesses zu werden:

- a) weil es immer wahrscheinlicher wird, dass zahlreiche potentielle Sprecher um die verfügbare Zeit konkurrieren;
- b) weil es immer kostspieliger und inakzeptabler wird, zugunsten zusätzlicher einzelner Sprecher die gesamte Gesprächszeit auszudehnen, da sehr viele andere eine Verzögerung ihrer übrigen Bedürfnisbefriedigungen oder Rollenverpflichtungen hinnehmen müssen (vgl. Rauch 1983).

So stösst man beim Streben nach politischer Demokratie oder andern egalitären Formen kollektiver Selbstverwaltung immer auf die Schranke, dass zahlreiche Mitglieder aus rein zeittechnischen Gründen von direkter Partizipation überhaupt ausgeschlossen bleiben und die übrigen ihre verbalen Kommunikationschancen höchst ungleich untereinander verteilen (vgl. Dahl, 1975: passim).

Daraus kann man wahlweise die Folgerung ziehen, dass gleichverteilte Mitwirkungs-chancen nur bei geringer Teilnehmerzahl möglich seien, oder dass die Artikulationschancen der "breiten Masse" durch indirekte Beteiligungsmechanismen (Repräsentativität, Responsivität u.a.) gesichert werden müssten (vgl. z.B. Uppendahl 1981, 85ff.).

Generell kollidiert auch jede Theorie des "herrschaftsfreien Diskurses" bereits ganz am Anfang mit der evidenten Tatsache, dass Gesprächssysteme zu jedem Zeitpunkt, zu dem man sie betrachtet, eine äusserst asymmetrische, inegalitäre Binnenstruktur aufweisen: indem einem herausgehobenen einzelnen Sprecher, der in pauschaler und autonomer Weise "die Plattform beherrscht", mehrere "submissive Zuhörer" gegenüberstehen, die sich durch ihre generalisierte Rezeptionsbereitschaft zumindest temporär in eine verletzlich-e, ausbeutbare Stellung begeben haben.

Will man dann argumentieren, dass die Symmetrie der kommunikativen Chancen eben im Zeitverlauf durch eine Art Gleichverteilung der Redegelegenheiten und Sprechzeiten hergestellt werden müsse, so stösst man auf unüberwindliche Probleme, die leider nicht nur mit der *quantitativen Begrenztheit der Gesprächszeit*, sondern auch mit der *qualitativen*

Differenzierung und der *irreversiblen Verlaufsstruktur* von Gesprächsprozessen zusammenhängen. Völlig unaufhebbar ist die Asymmetrie der Beteiligungschancen nämlich, wenn es gerade *jetzt* darauf ankommt, wer sprechen darf und wer nicht: z.B. um den Themenschwerpunkt des nachfolgenden Gesprächs zu fixieren, ein Kauf- oder Verkaufsangebot zu unterbreiten, einen Weg zur Konfliktlösung vorzuschlagen oder aus der Beratung einer Entscheidungsvorlage das Fazit zu ziehen.

Nur wenn sich das Gespräch auf eine serielle Aggregation gleichrangiger, in beliebiger Reihenfolge anzuordnener Sprechakte reduzieren liesse, könnte der *quantitativen Gleichheit* an Gesprächsbeteiligung auch eine *qualitative Egalität* an Mitwirkungs- und Einflussmöglichkeiten entsprechen. In Wirklichkeit aber vollzieht sich das Gespräch als eine unumkehrbare evolutive Abfolge von niemals identisch wiederkehrenden Konstellationen, von denen jede das Produkt des gesamten vorangegangenen Kommunikationsprozesses darstellt und durch den nächsten Redeakt wieder völlig verwandelt werden kann.

Dieser qualitativen Differenziertheit der Gesprächsvoten ist durch keinerlei Redistributionsverfahren beizukommen: so dass Gespräche kaum je als Medien sozialer Egalisierung, sondern umgekehrt eher als Generatoren sozialer Differenzierung wirksam sind: weil in ihnen immense zusätzliche Ungleichheiten entstehen können, die mit den von aussen ins System hereingetragenen Inegalitäten (bezüglich Bildung, Berufsprestige, öffentliche Reputation u.a.) teilweise kumulieren, teilweise allerdings auch in ein kompensatives Verhältnis treten. So können z. B. die Delegierten von Kleinstaaten an internationalen Konferenzen ihre inferiore Initialposition beträchtlich aufbessern, wenn sie in den Verhandlungsdiskussionen überdurchschnittlich intensiv und taktisch geschickt partizipieren (vgl. Yung-me: 1979).

Vielleicht ist "*Redezeit*" das universellste (weil von spezifischen Bedürfnissen, Werten und strukturellen Positionen unabhängigste) knappe Gut, um dessen Zuteilung Menschen miteinander konkurrieren: auch und gerade in den von anderen Knappheiten weniger betroffenen *privilegierten Schichten*, deren Mitglieder dank vielseitiger Rollenaktivitäten einerseits und hoher verbaler Kompetenz andererseits besonders für die Erfahrung disponiert sind, dass gewünschte und realisierbare Sprechgelegenheiten weit auseinanderklaffen.

Und die *Gesprächssituation* wäre dann der verbreitetste und dominierendste aller Sozialisationskontexte, in der Menschen in fundamentaler Weise lernen, wie man knappe, umkämpfte Ressourcen dennoch friedlich untereinander verteilt: indem man Kompromisse schliesst oder sich einer gemeinsamen Ordnung von Koordinations-, Allokations- und Konfliktlösungsregeln unterwirft. In jeder Grundschulklasse zum Beispiel erfahren die Kinder von der ersten Unterrichtsstunde an, dass immer nur eines von ihnen aufgerufen wird, um auf eine an alle gerichtete Frage der Lehrerin Antwort zu geben: so dass sie mit der schizophrenen Konstellation zurechtkommen müssen, dass dasselbe soziale Milieu, das in ihnen ständig verbale Antwortbereitschaften evoziert, ihnen viel zu wenig Gelegenheiten, solche Reaktionen auch "loszuwerden", bietet. Als Folge davon bleiben die meisten Teilnehmer auf einen rein selbstreferentiellen Umgang mit den von ihnen konzipierten, aber nicht artikulierbaren Verbalisierungen verwiesen (vgl. Rauch 1983) und lernen dabei wahrscheinlich (im Sinne von G.H. Mead), mit sich selber auf dieselbe Weise umzugehen, wie sie sich vorstellen, dass andere (in diesem Falle die Lehrperson) mit ihnen umgehen würden.

Gegenüber telefonischer Verbalkommunikation haben kollokale Sozialsysteme den Vorzug, dass mit der Ausdifferenzierung von Sprecher- und Zuhörerrollen relativ wenig Desintegrationsrisiken verbunden sind, weil *nonverbale Kommunikationsmittel*, vor allem *wechselseitige Blickkontakte* als Korrektiv in Anspruch genommen werden können.

An der ubiquitären Verwendung und den vielseitigen Funktionen des *Blickwechsels* lässt sich besonders gut illustrieren, in welchem hohem Masse verbale und nonverbale Ausdrucksmedien in einem komplementären (anstatt substitutiven) Verhältnis zueinander stehen:

- 1) Blickkontakte schaffen dank ihrer voraussetzungslosen Zugänglichkeit eine basalere, den verbalen Austausch fundierende Ebene interpersoneller Kommunikation. *Dem ersten Redevotum (selbst dem Begrüssungsritual) vorausgehend*, erzeugen Individuen durch Blicke wechselseitige Gewissheit, sich in einer Situation der Aufmerksamkeitszuwendung und "Ansprechbarkeit" zu befinden; *sich permanent erneuernd*, erhalten sie diese Situationsdefinition über Gesprächspausen hinweg aufrecht; *dem letzten Abschiedswort nachgesandt*, markieren sie den äussersten zeitlichen Begrenzungspunkt der "Begegnungsphase" innerhalb der sich verbale Kommunikation hat entfalten können. Blickkontakte scheinen gleichzeitig notwendige *und* hinreichende Bedingungen dafür zu sein, dass Individuen sich im Zustand interaktiver Relationiertheit definieren, und äusserst habitualisierte Verhaltensnormen scheinen dafür zu sorgen, dass sie sich - jeweils eine Dauer von mindestens drei und höchstens zehn Sekunden umfassend - in kurzen Intervallen über den gesamten Gesprächsprozess hinweg wiederholen (vgl. Argyle/Dean 1965).
- 2) *Zuhörer* machen ihre Marginalität, die sie innerhalb der *verbalen* Kommunikationsprozesse hinnehmen müssen, teilweise dadurch wett, dass sie umso intensiver vom *non-verbalen Ausdrucksmedium des Blickens* Gebrauch machen, um ihre Integration ins soziale Feld trotz ihrer rein rezeptiven Funktionsrolle sicherzustellen - und dies gegenüber dem Sprecher wie auch gegenüber anderen Zuhörern sichtbar zu signalisieren (Argyle/Dean 1965). Sprecher müssen sich meist völlig auf den Blickwechsel mit den Rezipienten verlassen, um während ihres Redeflusses zu erfahren, ob man ihnen überhaupt zuhört: genauso wie sie aus der Art der Blicke (und eventuellen Zusatzgesten wie Lächeln, Kopfnicken u.a.) entnehmen können, wie man ihre Äusserungen aufnimmt und darauf reagiert (Kendon 1967).
- 3) *Sprechende* pflegen Blicke vor allem zum Ausdruck mannigfacher metakommunikativer Mitteilungen zu verwenden, die nicht gleichzeitig mit dem Fluss ihrer Rede verbalisiert werden können. Durch Abwendung ihres Blicks - z.B. am Beginn ihres Votums - unterstreichen sie ihre Absicht, konsequent die Rolle des "ratifizierten Sprechers" zu spielen, der sich gegenüber Fremdreaktionen abschirmen muss, um das, was er sagen will, ungestört auszuformulieren, und der vorerst nicht bereit ist, seine Plattform anderen Teilnehmern zur Verfügung zu stellen. Umgekehrt signalisiert er durch häufiges Anblicken der Zuhörer seine Bereitschaft, nonverbale Rückmeldungen über das Gesprochene in Empfang zu nehmen, bzw. die Sprecherrolle alsbald anderen, auf sein Votum verbal reagierenden, Teilnehmern zu überlassen (Argyle/Dean 1965; Kendon 1967; Duncan 1972; Rutter/Stephenson 1977; Beattie 1978).

Gespräche am Telefon und zwischen Sehbehinderten teilen die Erschwernis, ohne diese durch Blickkontakte mühelos und verzögerungsfrei erbrachten Koordinationsleistungen auskommen zu müssen. Bei ihrer (noch ausstehenden) empirischen Analyse würde sich wohl zeigen, dass einerseits vermehrt *akustische Modulationen* (des Tonfalls u.a.) in Anspruch genommen werden müssen und andererseits auch zusätzliche *metakommunikative Verbalisierungen* notwendig sind, um die sonst mittels visueller Kommunikation erbrachten Spezifikations- und Integrationsleistungen zu substituieren.

d) Sequentielle Strukturen innerhalb der Rede

Der Zeitbedarf verbaler Kommunikationsprozesse ist auch deshalb so enorm, weil sich ein Sprecher zur selben Zeit immer nur auf einen einzigen Duktus der Rede einlassen kann. Niemals ist er in der Lage, mehrere, voneinander unabhängige Kundgabeprozesse parallel nebeneinander herlaufen zu lassen, wie dies auf nicht-verbaler Ebene (z.B. durch simultanen Einsatz von Körperhaltung, Handgesten, Gesichtsmimik u.a.) ohne weiteres gelingt (vgl. 2.2.4). Überdies sind innerhalb jeder Redeäusserung wiederum strenge Regeln der Sequentialisierung zu beachten: bedingt durch die rein *physische Unmöglichkeit, gleichzeitig mehrere phonetische Laute zu emittieren*, sowie die (allerdings auch im schriftlichen Ausdruck zu beachtenden) *grammatikalischen und syntaktischen Vorschriften*, wie man durch ein geregeltes Nacheinander von Wörtern und Ausdrücken verstehbare Sätze bildet.

Vom *individuellen Sprecher* aus gesehen bedeutet dies vor allem, dass ihm auf verbaler Ebene immer nur äusserst kärgliche (und deshalb sehr selektiv zu benutzende) Ausdrucksmöglichkeiten verfügbar sind, die mit der Inhaltsfülle seines "Bewusstseinsstroms" in gar keinem Verhältnis stehen. Denn als *psychisch erlebendes Subjekt* findet er sich mit der Fähigkeit vor, gleichzeitig höchst Verschiedenartiges zu fühlen, zu denken und wahrzunehmen. Allein schon sein Gesichtssinn bietet ihm ein Momentanbild höchst vielfältiger Gestalteindrücke dar, und simultan dazu sind ihm mittels Hören, Riechen, Schmecken, Berühren u.a. noch weitere Dimensionen sinnlicher Erfahrung erschlossen. Als *verbal kommunizierendes Subjekt* hingegen sieht er sich - selbst wenn er über perfekte "kommunikative Kompetenzen" verfügt - genötigt, diesen Reichtum synchroner Impressionen in ein dünnes Rinnsal diachroner Verbalisierungen zu transformieren, so dass vieles

- a) überhaupt unartikuliert bleibt, weil keine Zeit dazu verfügbar ist;
- b) erst nachträglich ausgedrückt wird, nachdem es aus dem aktuellen Erlebnisfeld verschwunden ist und nur noch als Erinnerung existiert;
- c) nur mittels nicht-verbaler Kundgaben mitgeteilt werden kann, die weniger rigiden Zwängen der Sequentialisierung unterliegen.

So katalysiert verbale Kommunikation die Ausdifferenzierung des Persönlichkeitssystems gegenüber der sozialen Systemebene: weil ein Individuum in seiner Rolle des Sprechens, bzw. Schweigens drastischer als irgendwo anders sich als "einsames, autonomes Subjekt" erleben kann, insofern

- sein aktuelles Erleben sich notwendig inkommunikativ vollzieht, da seine eigenen verbalen Äusserungen darüber (ganz zu schweigen von den Verbalreaktionen anderer) erst mit Zeitverzögerung erfolgen;
- die meisten Erlebnisinhalte überhaupt für immer in seinem "Privatbesitz" verbleiben, da sich nie Gelegenheit zum verbalen Ausdruck bietet;
- es andauernd eigene Selektionskriterien anwenden muss, um darüber zu entscheiden, welche Inhalte überhaupt und in welcher Reihenfolge ausgedrückt werden sollen.

Vom *sozialen Interaktionssystem* her betrachtet hat der unilineare Charakter des Redeflusses die Konsequenz, dass Individuen sich zu jedem Zeitpunkt nur in äusserst selektiver Weise darstellen können: so dass selbst innerhalb grösserer Zeitspannen nur unsystematische Bruchstücke ihrer Persönlichkeitsstruktur und psychischen Prozesse sichtbar werden.

"Daher ist die soziologische Stimmung eines Blinden eine ganz andere als die des Tauben. Für den Blinden ist der Andere eigentlich nur im Nacheinander da, in der Zeitfolge seiner Äusserungen. Das unruhige, beunruhigende Zugleich aller Wesenszüge, der Spuren aller Vergangenheiten, wie es in dem Gesicht der Menschen ausgebreitet liegt, entgeht dem Blinden, und das mag der Grund der friedlichen und ruhigen, gegen die Umgebung gleichmässig freundlichen Stimmung sein, die so oft an Blinden beobachtet wird. Gerade die Vielfalt dessen, was das Gesicht offenbaren kann, macht es oft rätselhaft; im allgemeinen wird das, was wir von einem Menschen sehen, durch das interpretiert, was wir von ihm hören, während das Umgekehrte viel seltener ist. Deshalb ist der, der sieht, ohne zu hören, viel verworrener, ratloser, beunruhigter als der, der hört, ohne zu sehen." (Simmel, 1908:486).

Überall, wo *ausschliesslich* verbale Kommunikation verfügbar ist (also auch beim Telefongespräch oder Briefwechsel) stellt sich das Problem, dass die Typifizierung von Personen auf der Basis von Ausdruckskundgaben stattfinden muss, die auf Grund ihrer hohen Selektivität und Variabilität nicht als repräsentative Indikatoren der Gesamtperson gelten können, und die darüber hinaus in höchstem Masse geeignet sind, um vom Emittenten je nach seinen taktischen Absichten bewusst manipuliert zu werden.

Wer immer im Sinne des "impression management" bemüht ist, andern gegenüber ein ganz spezifisches, völlig von ihm selbst kontrolliertes, vielleicht absichtlich beschönigtes oder verfälschtes Bild seiner selbst zu suggerieren, wird deshalb wohl eine auf reine *Verbalkommunikation* begrenzte translokale Beziehung wählen. Denn im kollokalen Verhältnis wird er erleben, dass er immer *auch* mittels seiner sichtbaren Körpererscheinung und vielerlei nichtverbalen Ausdruckskundgaben kommuniziert, in denen sich stärker als in seiner Rede seine "eigentliche" (d.h. relativ invariante und situationsunabhängige) Persönlichkeitsstruktur verrät.

Ein weiteres Folgeproblem der Diachronisierung besteht darin, dass ein einzelnes Redevotum genauso wie das Gespräch als ganzes nicht aus gleichrangigen, seriell angeordneten Sprechakten besteht, sondern den Charakter eines irreversibel voranschreitenden Prozessablaufs besitzt. Selbst wenn man alles sagen kann, was man will, bleibt deshalb immer noch das Problem, in welcher *Reihenfolge* man es ausdrückt: weil der Sinn jeder Äusserung mitbeeinflusst wird dadurch, in welchem Antezedenz- oder Konsequenzverhältnis zu andern Äusserungen sie steht. So muss der Redner gewärtigen, dass die sequentielle Anordnung seiner Argumente in eine Rangordnung ihrer relativen Wichtigkeit umgedeutet wird, dass er mit seinen Eröffnungsworten Einfluss auf die Erwartungshaltungen und Beurteilungsmaßstäbe seiner Adressaten nimmt, oder dass abschliessende Worte "Bekennnischarakter" erhalten und die vorangegangene Rede rückstrahlend in ein ganz bestimmtes Licht eintauchen.

Auch schriftliche Texte sind zwar auf sequentielle Rezeption hin angelegte Gebilde, in deren Gliederung sich Bedeutungsunterschiede, logische Abhängigkeiten u.a. zwischen den einzelnen Teilen widerspiegeln. Und bei vielen sehr sorgfältig und systematisch konzipierten Texten (z.B. Gedichten, Erzählungen, aufbauenden wissenschaftlichen Einführungsbüchern u.a.) erschliesst sich der Sinn *ausschliesslich* dann, wenn der Leser sich der Autorität des Verfassers soweit unterwirft, dass er die von ihm festgelegte Sequentialität getreulich nachvollzieht. Aber Texte sind andererseits immer *auch* Gebilde, die - wie andere physische Gegenstände - zu jedem Zeitpunkt als Ganzes mit allen ihren Teilkomponenten gegenwärtig und sinnlich rezipierbar sind, und die sich z.B. widerstandslos anbieten, um vom Leser an beliebiger Stelle aufgeschlagen zu werden. Diese *noematische* "Dingstruktur" ist es, die im Falle von Lexika, Wörterbüchern, Fahrplänen oder Telefonverzeichnissen natürlich völlig überwiegt.

Charakteristisch für die *mündliche Rede* ist nun aber, dass sie sich dem Rezipienten ausschliesslich als *Prozessstruktur* repräsentiert: so dass er nur die Wahl hat, entweder der vom Sprecher aufdiktierten Sequentialität unterwürfig zu folgen, oder sich dem kommunikativen Angebot vollständig zu entziehen. Dementsprechend muss der Redner auch viel eher als der Schreiber gewärtigen, dass er durch die gewählte Reihenfolge seiner Verbalisierungen

- a) Einfluss darauf nimmt, ob und wie sie angehört werden;
- b) zusätzliche implizite Informationen darüber mitliefert, in welchen Beziehungen die verschiedenen Redeeinhalte zueinander stehen.

III

Die einzigartige Bedeutung der Sprache besteht nun darin, dass dieses weitaus differenzierteste aller Ausdrucksmedien sich gleichzeitig auch am vollkommensten im autonomen Gestaltungsbereich des Individuums befindet: so dass Sprechakte - sofern sie nicht im Traum, Drogenrausch, schizophrenen Anfall oder in andern eher marginalen Zuständen erfolgen - praktisch per definitionem als intentionale Handlungen gelten und das Individuum in seiner Eigenschaft als Sprecher prototypischer als irgendwo anders zum "autonomen Subjekt" werden kann.

- 1) Während das Individuum auf nicht-verbaler Ebene zwangsläufig andauernd verschiedenste wahrnehmbare Zustände aufweist und Bewegungsabläufe vollzieht, gibt es keinen im physiologischen oder senso-motorischen Apparat wurzelnden Zwang, verbale Laute zu erzeugen oder gar sprachliche Artikulationen ganz bestimmter Art zu emittieren. Höchstens in jenem relativ engen Schnittbereich, wo vorsprachliche akustische Lautgebärden (z.B. Schmerzensschreie, Freudekundgaben u.a.) in verbal eingekleidete Ausrufe übergehen, sind Einbindungen in niedrigere (z.B. psychisch-emotionale) Funktionsebenen spürbar, die sich der absichtsvollen Manipulation teilweise entziehen. Alle komplexeren Verbalisierungen aber sind durchaus "kontingent" in dem Sinne, dass sie nicht deterministisch mit einer bestimmten individuellen Zuständlichkeit verbunden sind, sondern eines intentionalen Aktes bedürfen, der sich ebensogut nicht oder anders hätte äussern können.

Daraus folgt auch bereits, dass Sprechakte immer gleich *zwei Hierarchieebenen der Handlungsentscheidung* involvieren: Dass Peter spricht, muss man ihm bereits als *generelle* Handlung zurechnen, weil er auch hätte schweigen können; *was* Peter spricht, (bzw. was er illokutionär damit bezweckt und perlokutionär damit erreicht), ist seine *spezifische* Handlung, die sich gegenüber einer prinzipiell unabgrenzbaren Vielfalt von Alternativen profiliert.

- 2) Sprachliche Äusserungen sind zur Selbstkontrolle optimal geeignet, weil der Emittent sie prinzipiell in derselben Weise wie irgendein fremder Beobachter wahrnehmen und entschlüsseln kann.

Zum einen hängt dies mit der allgemeinen Eigenschaft akustischer Stimuli zusammen, dass sich ihre Wahrnehmung voraussetzungsloser, unselektiver und perspektivenfreier als im Falle visueller Reize vollzieht. Genauso wie jeder die anderen Anwesenden jederzeit *hören*, aber nicht andauernd *sehen* kann, so gilt noch viel drastischer: *dass jeder alle seine eigenen Laute jederzeit mithören kann, aber höchstens unter ganz speziellen Voraussetzungen zeitweilig in der Lage ist, seine eigenen gestischen (oder gar: mimischen) Kundgaben visuell zu perzipieren.*

Nun sind zwar auch bei Lautgesten bestimmte perspektivische Verzerrungen wirksam, die die Selbstwahrnehmung stören: weil ich aus rein physiologischen Gründen meine eigene Stimme anders höre als alle, die sie nur äusserlich über ihr Hörorgan empfangen. Im Falle verbaler Äusserungen ist aber auch diese Schranke der Selbstwahrnehmung vollständig aufgehoben: weil die Benutzung des konventionellen digitalen Sprachcodes garantiert, dass das Gesprochene unabhängig von der Stimmfärbung und andern "analogen Modulationen" einen stabilen lokutionären Sinngehalt besitzt, der sich mir selbst auf identische Weise wie irgendeinem fremden Zuhörer darbietet.

Während Individuen also in ihrem non-verbalen Verhalten aus einer isolierten, kaum intersubjektiv überbrückbaren Egozentrik heraus agieren, ohne zu sich selbst jemals das objektive Verhältnis zu gewinnen, das andere ihnen gegenüber besitzen, erlaubt, ja *erzwingt* das Sprechen eine Dezentrierung der Perspektiven, die der Selbstobjektivierung und der intersubjektiven Verständigung in gleichem Masse förderlich ist.

Nur in der Sphäre verbaler Kommunikation sind Subjekte deshalb wahrscheinlich in der Lage, ihren subjektiven Beobachter- und Akteurstandort gewissermassen in Äquidistanz zwischen ihrer eigenen Person und fremden Personen schweben zu lassen: zu *mir selber* gewinne ich höhere *Distanz*, weil ich meine eigenen Sprechakte als objektivierbare Ereignisse erlebe, zu denen ich denselben perspektivenfreien Zugang wie irgendwelche Zuhörer besitze; und zum *Adressaten meiner Kommunikationen* gewinne ich eine besondere *Nähe*: weil ich (Gemeinsamkeit des Sprachcodes vorausgesetzt) ohne Aufwand an Empathie genau weiss, welche Äusserungen er von mir empfängt.

So sichert der dem "aktuellen Verstehen" (vgl. Weber 1972: 3f.) zugängliche lokutionäre Kerngehalt der Rede ein Plateau gesicherter Intersubjektivität: eine Sphäre des "objektiven Sinns", der die beiden Prozesse der Enkodierung und der Dekodierung (die an sich völlig unabhängig voneinander durch verschiedene autonome Subjekte getätigt werden) miteinander verbindet. Missverständnisse und Fehlsteuerungen der Kommunikation sind dadurch keineswegs ausgeschlossen: aber sie treten in einer Form auf, die es leicht macht, ihre Ursachen zu erkennen und zu beseitigen. Denn weil jeder Akteur die Botschaften, die er selbst enkodiert hat, genau kennt, kann der Grund für das Missverstehen nur darin liegen, dass der Empfänger sie auf eine davon abweichende Weise dekodiert: so dass man nur diese Diskrepanz thematisieren muss, um das Problem zu überwinden.

Demgegenüber sind Missdeutungen von nicht-verbalen Verhaltensweisen viel schwerer zu beseitigen: weil der Emittent nicht weiss, ob kommunikative Misserfolge auf von ihm selbst nicht kontrollierte Faktoren der *Enkodierung* oder auf Weisen ihrer *Dekodierung* zurückgeführt werden müssen. Die junge Dame am Nebentisch hat meinen Blick als plumpe Kontaktauforderung missverstanden: aber vielleicht habe ich in meine Augen einen derart innigen Ausdruck hineingelegt, dass sie ihn so verstehen *musste*?

Sprechakte sind also prototypische Fälle von intentionalem Handeln, und Gespräche sind prototypische Handlungssysteme, deren Teilnehmer ständig unterstellen, dass

- 1) ihre eigenen Sprechakte absichtsvolle Handlungen sind, für die sie die eigene Verantwortung tragen;
- 2) die Sprechakte der jeweils anderen ebensolche autonome Handlungen sind: so dass man sie dafür haftbar machen kann;
- 3) jeder Teilnehmer die Selbstattribution (1) und die Fremdattribution (2) aufrechterhält; so damit zu rechnen ist, dass meine Partner sich für ihre Voten zur Rechenschaft ziehen lassen, und dass ich selbst zur Rechenschaft gezogen werde.

Die labilisierenden Wirkungen der nicht nur doppelten, sondern mehrfachen Kontingenz verbaler Interaktionen wären wohl unerträglich, wenn sich die Teilnehmer nicht auf gesicherte exogene Erwartungs- (und Erwartungserwartungs-) Strukturen abstützen könnten, die nicht selbst in die Kontingenz verbaler Kommunikation einbezogen sind. Unlösbar Paradoxien gibt es bekanntlich, wenn man nicht sicher sein kann, ob einer lügt, wenn er sagt, dass er nicht lüge, oder wenn ungewiss bleibt, ob jemand ironisch gemeinte Bemerkungen seinerseits ironisiert. Der Bedarf an derartigen normativen Absicherungen ist in der kollokalen Interaktionssituation allerdings nicht gar so gross wie dort, wo - wie z.B. im Schriftverkehr - ausschliesslich das verbale Medium alle Ausdruckskundgaben transportiert. Denn Anwesende können sich bei der Deutung des Gesprochenen immer auch auf die nicht-verbalen Begleitgesten abstützen, die dank ihrer geringeren intentionalen Steuerbarkeit (und damit: Verfälschbarkeit) häufig "das authentische Gesicht" eines Sprechers verraten. Selbst die Gefahren des "kretischen Paradoxons" sind im kollokalen Gespräch nicht sonderlich zu fürchten: weil der Lügner vielleicht durch Nervosität oder Gesichtsröte kundtut, dass seine Behauptung, die Wahrheit zu sprechen, nicht stimmt.

Bedenkenswert ist schliesslich die Überlegung, dass Sprechakte gerade nicht zwingend dazu disponiert sind, *soziale* Handlungen zu sein: weil im Gegensatz zu non-verbalen Gesten kein Defizit an selbstreferentiellen Wahrnehmungs- und Steuerungsmechanismen besteht, das zu intersubjektiven Orientierungen nötigt. Nicht nur das durchaus häufige Phänomen des *Selbstgesprächs* (vgl. Goffman 1981:78ff.), sondern vor allem auch die *Entfaltung der Schriftkultur* und der *auditiven Massenmedien* beruhen alle auf der Möglichkeit, sprachliches Verhalten aus sozialen Rückkoppelungsprozessen weitgehend herauszulösen - und in einem Masse zu verselbständigen, dass es völlig ungewiss werden kann, ob die Botschaft überhaupt (jemals) einen Rezipienten findet.

Vor allem stehen Individuen vor der symmetrischen Wahl, Sprache entweder für Zwecke der *Objektivierung* (im Verhältnis zu sich selbst) oder für Zwecke der *Subjektivierung* (im Verhältnis zu anderen) zu benutzen. In jedem dieser Fälle werden sie Kundgaben mit übersubjektivem Geltungscharakter erzeugen, die den auf nicht-verbalen Ebene unbezwingbaren Hiatus zwischen selbstreferentieller und fremdreferentieller Perspektive überbrücken.

IV

Wie bereits erwähnt, stellt die Ebene verbaler Kommunikation das oberste Niveau einer hierarchischen Ordnung intersubjektiver Ausdrucksmedien dar. Alle niedrigeren Ausdrucksebenen sind "semantisch heteronom" in dem Sinne, dass die mit ihrer Hilfe erzeugten individuellen Kundgaben einen allzu diffusen, unbestimmt-vieldeutigen Sinngehalt beibehalten würden, wenn keine zusätzlichen, von den differenzierungsfähigeren höheren Ebenen bereitgestellten "Erklärungshilfen" bereitgestellt würden.

So bleibt die pure *Anwesenheit* in einer Kirche mehrdeutig, wenn nicht die *äussere Erscheinung* (Kleidung, Körperhaltung, Begleitutensilien u.a.) klar macht, ob es sich um einen neugierigen Touristen oder einen fromm-sonntäglich gestimmten Gottesdienstbesucher handelt. Und die durch ein bestimmtes *persönliches Erscheinungsbild* nahegelegten Deutungen würden wiederum höchst unklar bleiben, wenn nicht aus dem *gestisch-mimischen Verhalten* zusätzliche Schlüsse gezogen werden könnten: z.B. kann der mit Fotoapparat und Stadtplan bewaffnete Tourist trotzdem plötzlich zu beten beginnen, oder die ältere Dame in Trauerkleidung ein unerwartetes kunsthistorisches Interesse an Altarbildern zeigen.

Allerdings gibt es auch genügend Beispiele dafür, dass der Prozess semantischer Spezifikation genau in die umgekehrte Richtung fliesst: z.B. wenn dieselbe Schäkerei des Chefs mit der Sekretärin völlig Unterschiedliches bedeutet, je nachdem ob sie sich im

formellen Rahmen des Dienstzimmers oder in der Informalität einer abendlichen Einladung vollzieht; wenn alle Aktivitäten einer in Badekleidung am Strand befindlichen Person fast a priori den Charakter des Freizeithaft-Unverbindlichen erhalten, oder wenn ein Gelähmter damit rechnen muss, dass alle seine linkischen und unsicheren Bewegungen ausschliesslich als Folgen seines körperlichen Handikaps gedeutet werden.

Diese "*Aufwärtsinterpretationen*" verdanken ihre Bedeutung der Tatsache, dass die auf niedrigeren Ausdrucksebenen (Anwesenheit/körperliche Erscheinung) emittierten Stimuli jeweils *zuerst* wahrgenommen werden: und dass dann der normalen Neigung gefolgt wird, das nachträglich Wahrgenommene in Termini des bereits Bekannten zu interpretieren.

In der Masse aber, wie man die höherrangigen Kundgaben in ihrer intrinsischen Differenziertheit zur Kenntnis nimmt, hat man keine andere Wahl, als den "*Abwärtsinterpretationen*" den Vorzug zu geben. Man wird dann nämlich erkennen, dass die variableren Verhaltensprozesse unendlich vielfältigere Informationen als die invarianten Körperbefindlichkeiten vermitteln: und dass es ohne die Zugriffsmöglichkeit zu verbalen Auskünften oft völlig aussichtslos wäre, zum "subjektiv gemeinten Sinn" persönlicher Anwesenheiten, Darstellungs- und Verhaltensweisen vorzustossen.

Es sind vor allem die folgenden zwei Eigenheiten der Sprache, die hier uneingeschränkt zur Geltung kommen:

a) Konstitution und Expression von Sinn uno actu

Unabhängig davon, ob der Sinngehalt einer nonverbalen Geste sich aus ihrer invarianten *Verknüpfung mit physiologischen Vorgängen* ergibt (Schmerzensschrei), als *Ritual* verankert ist (Händeschütteln) oder auf *situationsabhängigen konventionellen* Setzungen beruht (Winken, Pfeifen u.a.): immer ist diese Bedeutung bereits vorgängig fixiert, so dass sie sich durch die Ausführung der Geste nur *aktualisiert*, nicht aber *konstituiert* oder irgendwie *verändert*. Dieser Mangel an "semantischer Autonomie" erweist sich auch darin, dass einzelne Gesten nicht wie Worte zusammengefügt werden können, um in ihrer Interdependenz (ähnlich wie ein Satz) irgend einen neuartigen, emergenten Sinn entstehen zu lassen: weil keine Coderegeln bestehen, die derartige Kombinationsverhältnisse definieren.

Ausschliesslich im Medium der Sprache sind Kundgaben möglich, die ihren Sinn nicht aus einem vorgefertigten Arsenal starrer Bedeutungsvarianten beziehen, weil dieser Sinn im selben Formulierungsprozess, der zu ihrem Ausdruck notwendig ist, überhaupt erst *entsteht*. So lassen sich im weiten Rahmen grammatikalisch-syntaktischer Regeln äusserst viele Sätze und unendlich zahlreiche Satzsequenzen bilden, die auch dann völlig verständlich sind, wenn sie vorher noch nie in derselben Weise geformt und ausgesprochen wurden.

Diese *mangelnde Differenzierung zwischen Sinnkonstitution und Sinnexpression* ist wohl ein Handikap, wenn das Bestreben dahin geht, die Stabilität, extensive Geltung und intersubjektive Erwartungssicherheit von Bedeutungen zu sichern: aber sie wird dringend nachgefragt, wenn es darum geht, neue kommunikationsfähige Bedeutungen zu bilden und die Starrheit nicht-verbaler Verhältnisse durch eine Komponente dynamischer, selbstkontrollierter Fortentwicklung zu ergänzen.

Diese "immanente Subversivität" der Sprache ist vielleicht nur tragbar, weil ihre Verwendung derart viel Zeitaufwand und Selektivität erfordert: so dass in jedem Sozialsystem die meisten Erwartungen nicht auf verbaler Ebene zur Disposition gestellt werden, und die habitualisierten Bedeutungen sich allein wegen ihrer permanenten, unmittelbaren Zugreifbarkeit immer wieder durchzusetzen pflegen.

Aber alle mit der Fähigkeit zur Selbststeuerung begabten sozialen Gruppen, Organisationen oder Institutionen kultivieren zumindest im Kernbereich ihrer Leitungs- und Entscheidungszentren intensive Prozesse verbaler Kommunikation, die den Zweck haben, die im

System geltenden Erwartungen zu spezifizieren und die Bedeutungen individueller Anwesenheiten, Erscheinungsweisen und Verhaltensformen festzulegen, die nachher in einen deverbaisierten Zustand (der personellen Habitualisierung, technischen Routine, traditionellen Gewohnheit u.a.) übergehen können.

Während die "*legitimatorische Geltung*" derartiger Festlegungen wohl von der jederzeitigen Rückkehrmöglichkeit zur Ebene der (für ihre Genese und Modifizierung gleichermaßen verantwortlichen) Sphäre verbaler Kommunikation abhängen mag, so hängt ihre *faktische Geltung* davon ab, dass derartige Reverbaisierungen unterbleiben oder höchstens im engen Korsett institutionell vorgesehener Gelegenheiten (Parlamentsdebatten, Kommissionssitzungen u.a.) stattfinden.

b) Symbolische Repräsentation des Nicht-Präsenten

Nur in *verbalen Termini* ist es möglich, eine faktische Ausdruckskundgabe auf nicht-verbalen Ebene in einen weiteren Interpretationszusammenhang einzubetten, der auch Vergangenes oder Zukünftiges, Entferntes, Mögliches oder nur Gesolltes oder Erwünschtes mit umfasst. Nur in Worten kann ich beispielsweise ausdrücken, dass meine sichtbare Schreibtätigkeit Teil meiner Berufsarbeit sei, die wiederum im Dienste meiner langfristigen Karriereplanung und Lebenserfüllung stehe.

Immer wenn der Fluss des nichtverbalen Verhaltens stockt, weil Unvorhergesehenes passiert, Erwartungen nicht eintreffen oder Konflikte zu bewältigen oder unerwünschte Zustände zu beseitigen sind: immer dann entsteht der Bedarf, die auf der Ebene ihrer Genese unlösbaren Probleme dadurch zu bewältigen, dass man sie verbal thematisiert und sowohl aus den variantenreicheren Ausdrucksrepertoires wie auch den metakommunikativen Möglichkeiten der Sprache Nutzen zieht (Goffman 1981: 37).

Wer dem andern auf die Füße tritt, kann selten auf das verbale Ritual einer *Entschuldigung* verzichten, um den Zustand harmonischer Interaktion wiederherzustellen (Goffman 1974:138 ff.); und wer auf eine entsprechende Bitte bei Tisch das Salz nicht hinüberreichen kann, weil er es in der Küche erst holen muss, wird die kleine Spanne zwischen Erwartung und Erfüllung mit einer *verbalen Absichtserklärung* ("ich bring es her") überbrücken.

Wenn die routinehafte Zusammenarbeit zwischen Team-Mitgliedern plötzlich stockt, Zulieferungen aus andern Abteilungen ausbleiben oder Untergebene ihre Pflichten nicht erfüllen - immer wird eine "Aussprache" oder "Unterredung" erfolgen mit dem doppelten Ziel, die Problemursache zu lokalisieren und sich über dessen Lösung zu verständigen.

Sogar wenn es nur anonyme Fremde sind, die mein peinliches Ausrutschen auf offener Strasse bemerken, werde ich durch ein halblautes Selbstgespräch ("Ich Dummkopf") kundtun, dass dies ein absonderliches, untypisches Einzelereignis sei, von dem ich mich selbst scharf distanzieren (Goffman 1981:78ff.)

Wenn Erwartungs- und Identitätsstrukturen permanent unscharf und spezifikationsbedürftig gehalten werden, ist ein "elaborierter Code" notwendig, um die geltenden Normen, Rollen, Zielsetzungen u.a. in jeder konkreten Situation neu zu präzisieren; während bei exakt definierten und starr fixierten Erwartungsmustern ein "restringierter Code" ausreicht und der Schwerpunkt der kollokalen Kommunikation sich auf die nichtverbale Ebene verschiebt (Bernstein, 1964).

Auch auf *gesamtgesellschaftlicher Ebene* werden an jenen Stellen, wo sich Unsicherheiten, Widersprüchlichkeiten und Störungen sozialen Verhaltens verdichten, institutionalisierte Felder verbaler Kommunikation ausdifferenziert:

- die *Politik* als Diskurssystem, das der Verständigung über ständig neue Interessenkonflikte und Wertprioritäten dient;

- die *Jurisprudenz*, die sich auf die verbale Explikation und Auslegung allgemein geltender Normerwartungen (z. B. zwecks Behebung von Konflikten oder Mehrdeutigkeiten) konzentriert;
- die *Psychotherapie*, die Probleme selbstreferentiellen Erwartens und Verhaltens thematisiert.

Als Spezifikations- und Korrekturmechanismus für problematische Verhaltensweisen wird die verbale Kommunikation aber wegen ihrer Kapazitätsschranken einerseits und ihrer Risiken andererseits immer nur begrenzt (und eher subsidiär) zur Anwendung gelangen, denn politische Diskurse, juristische Verfahren und psychotherapeutische Prozesse haben die Gemeinsamkeit, dass sie

- sehr zeitaufwendig sind und sich deshalb nur für die Thematisierung ausgewählter, relativ stabiler Problemlagen eignen;
- in ihrem Ablauf und Ergebnis unberechenbar sind: so dass von den Beteiligten die Toleranz abverlangt wird, die Erwartungen während des Diskurses "pendent" zu halten und sich auf eine ungewisse Zukunft einzurichten.

Der verbale Kommunikationsprozess kann mit einem schmalen, zu jedem Zeitpunkt nur auf einen einzigen Gegenstand fokussierten Scheinwerferkegel verglichen werden, der durch Flexibilität im sequentiellen Themenwechsel wettmachen muss, was ihm an Fülle des simultanen Ausdrucks mangelt.

Und die meisten Inhalte intersubjektiver Verständigung werden nur retrospektiv, höchst selten oder überhaupt nie vom Scheinwerferlicht beleuchtet: weil die Individuen unabhängig von ihren Gesprächen durch das Medium ihrer Anwesenheiten, persönlichen Erscheinungen und gestischen Verhaltensweisen unablässig weiterkommunizieren, und weil ihnen weder die Interaktionspartner noch die dringlichen Umweltprobleme genügend Zeit lassen, um sich über ihr Handeln (prospektiv oder rückblickend) verbal zu verständigen (Birdwhistell, 1968).

Drittes Kapitel:

"Aktuale Wahrnehmung" als Medium systemischer Ausdifferenzierung und Integration

3.1 Einleitung

Über alle unzweifelhaften Unterschiede ihrer inneren Strukturdifferenzierungen und Prozessabläufe sowie ihrer externen Abgrenzungen und Umweltbeziehungen hinweg haben die auf der Basis von Kollokalität begründeten Sozialsysteme die Gemeinsamkeit, dass die Verhältnisse der Individuen zueinander wie auch zu ihrem sozialen und nicht-sozialen Kontext sich vorrangig über das Medium *sinnlicher Wahrnehmung* konstituieren.

Im Kontrast etwa zu internalisierten Werten und Normen, kulturellen Traditionen, Referenzgruppenbeziehungen, arbeitsteiligen Interdependenzen, Autoritätsverhältnissen und andern auch über räumliche Distanzen hinweg wirksamen sozialen Bindekräften lassen sich Wahrnehmungsprozesse durch die folgende Konstellation funktionaler Eigenschaften charakterisieren:

- 1) Sie sind allen Individuen allein auf Grund ihrer biologischen Ausstattung in derselben Weise zugänglich, bzw. varriieren auf Grund exogener physiologischer Gegebenheiten (Sehschwäche, Taubheit u.a.), die sich der individuellen oder sozialen Manipulierbarkeit im allgemeinen entziehen.
- 2) Sie konstituieren einen unaufhebbaren *Polyzentrismus*: weil jedes Individuum eine eigene Wahrnehmungsperspektive aufrechterhält und seine Perzeptionen mit Hilfe seiner je eigenen Vorerfahrungen und Deutungsmustern organisiert. Andererseits aber ist dieser Polyzentrismus (im Gegensatz etwa zu einem Pluralismus der Werte oder Gesinnungen) mit der Konstituierung übersubjektiver Konsensualität insofern vereinbar, als perzeptive Akte sich auf die *eine objektive Wirklichkeit* beziehen, die sich aus der Synthese aller perspektivischen Auffassungen der einzelnen Subjekte konstituiert.
- 3) Sie privilegieren das *Aktuell-Gegebene* gegenüber dem Vergangenen oder Zukünftigen, das *Positiv-Faktische* gegenüber dem bloss Möglichen oder Virtuellen, das *Prägnant-Gestalthafte* gegenüber dem Diffus-Unkonturierten, und das *Überraschend-Neuartige*, das die Aufmerksamkeit fesselt, gegenüber dem Gewohnt-Selbst-verständlichen, das man übersieht.
- 4) Sie konstituieren ein "Primat des Kognitiven": in dem Sinne, dass die Teilnahme am Interaktionsfeld eine permanente Lern- und Anpassungsbereitschaft gegenüber den Ausdruckskundgaben und Verhaltensweisen Anderer erfordert: während rein kontrafaktische, normativ-manipulative Orientierungen in den Hintergrund treten.
- 5) Sie sorgen dafür, dass sich die ganze Vielfalt taktiler, akustischer, visueller und olfaktorischer Erlebnisqualitäten, die dem Menschen für seine empirische Welterfahrung schlechthin zur Verfügung stehen, auch auf *sozialer* Ebene wiederfindet: so dass kollokale Individuen immer über eine Mehrzahl teils substitutiver, vor allem aber komplementärer Emissions- und Empfangskanäle verfügen, um miteinander in Wechselwirkung und kommunikative Beziehungen zu treten.

In idealtypischer Reinheit sind die Prinzipien wahrnehmungsgesteuerter sozialer Systembildung höchstens in jenen ephemeren Interaktionsverhältnissen annäherungsweise verwirklicht, die - wie z.B. zufällige Begegnungen in Verkehrsmitteln, Verkaufsläden u. a. - ausschliesslich auf der Basis akzidentieller Begegnung entstanden sind und die räumliche Trennung ihrer Teilnehmer nicht überleben. In allen andern Fällen wird ihre Führungsrolle dadurch eingeschränkt, dass bereits eine alobal stabilisierte Beziehungsebene (z.B. auf der Basis von Verwandtschaft, Bekanntschaft, Freundschaft, ethnischer oder ständischer Zusammengehörigkeit u. a.) besteht, mit der sie in komplizierte, teils komplementäre und teils konfliktive Interdependenzverhältnisse treten.

In jedem Falle bedeutet die kollokale Situation, dass soziale Verhältnisse beliebig abstrakter Art mit dem "Ursubstrat" physischer zwischenmenschlicher Wechselwirkungen rückverbunden sind, in dem sie ihre genetische Wurzel haben und aus dem sie die Impulse zu ihrer Bekräftigung, Weiterentwicklung, Modifikation oder Auflösung empfangen.

Ohne Anspruch auf systematische Vollständigkeit wird im folgenden an einigen exemplarischen Mechanismen aufgezeigt, auf welcher mannigfaltigen Weise kollokale Sozialverhältnisse durch sinnliche Wahrnehmungsprozesse mitkonstituiert und mitgestaltet werden: und wie umfangreich andererseits genau dadurch auch ihre Gemeinsamkeiten sind, durch die sie sich von allen trans- und alobalen Systembildungen unterscheiden.

3.2 Die soziogene Faktizität der "gemeinsamen Anwesenheit"

Wenn zwei oder mehr Menschen sich im selben, durch keine physischen Hindernisse (wie z.B. Wände, Türen u. a.) unterbrochenen Raumabschnitt aufhalten, stellt dies ein unübertrefflich leicht zu verifizierendes objektives Faktum dar, das sich dem Bewusstsein der Beteiligten wie auch der entfernteren Beobachter gebieterisch aufdrängt und deshalb überaus gern - vor allem wenn subtilere Indikatoren fehlen - als ein Indikator dafür in Anspruch genommen wird, dass entweder eine soziale Zusammengehörigkeit bereits existiert, oder dass eine Situation gegeben ist, die das Initiieren sozialer Interaktionen nahelegt, legitimiert oder gar erzwingt.

Dies ist wahrscheinlich vor allem dann der Fall, wenn die Beteiligten

- a) sich als Personenaggregat besonders auffällig profilieren, weil sie in einem relativ dünn besetzten Territorium relativ dicht zusammen sind;
- b) eine durch physische Mittel insulierte Raumeinheit ("box") besetzen, die - wie z.B. ein Zimmer, Gasthaustisch oder eine Theaterloge - dafür vorgesehen ist, von einer Gruppe zusammengehöriger Personen exklusiv in Beschlag genommen zu werden;
- c) sich simultan (bzw. in sehr kurzen Abständen) gemeinsam von Ort zu Ort bewegen und dadurch z.B. im amorphen Strom von Strassenpassanten, Museumbesuchern oder Strandtouristen eine prägnant herausgehobene Gruppeneinheit bilden.

"Wenn zwei Menschen schweigend nebeneinander die Strasse entlang gehen oder am Strand nebeneinander dösen, behandeln andere sie meist als ‚zusammengehörig‘. Es wird ihnen das Recht zugestanden, ziemlich abrupt in gesprochene oder gestische Kommunikation zu fallen, obwohl man kaum sagen kann, sie pflegten kontinuierliche wechselseitige Aktivität. Dieses Gefühl von Zusammensein stellt eine Art von nichtrealisierter verbaler Begegnung dar, es fungiert eher als Mittel, Nichtdazugehörige auszuschliessen, denn als Stütze zentrierter Interaktion zwischen den Beteiligten." (Goffmann 1969: 103).

Es ist deshalb keineswegs gerechtfertigt, den hohen kausalen Einfluss räumlicher Proximität auf die Genese sozialer Interaktionen und Beziehungen (vgl. z.B. Priest/Sawyer 1967: 63ff.) allein auf physisch-technische Wirkungsfaktoren zu reduzieren. Natürlich ist es im wörtlichsten Sinne besonders naheliegend, meinem *nächsten* Zimmernachbarn zufällig über den Weg zu laufen, mit meinem *unmittelbaren* nächsten Tischnachbarn eine Konversation zu führen oder den in *derselben Reihe sitzenden* Flugpassagier um Feuer zu bitten (vgl. Backmann 1981: 240). Aber unabhängig davon können auch die folgenden, mit der Wahrnehmung und Deutung des räumlichen Beisammenseins verknüpften Faktoren die Initiierung von Interaktion begünstigen:

- 1) Die Tatsache, dass umstehende Dritte eine derartige Interaktion zumindest nicht überraschend, sondern völlig erwartbar oder sogar normativ erforderlich finden;
- 2) Die Chance, dass der Adressat diese Einstellung Dritter teilt, bzw. zumindest kennt: und deshalb ebenfalls der Meinung ist, dass er sich eher bei einer Verweigerung anstatt einer Akzeptierung der Interaktionsofferte auffällig und nicht-konform darstellen würde;
- 3) Die Möglichkeit, dass mit der Wahl entfernterer Partner für den Initiator gleich zwei schwierige Rechtfertigungsprobleme entstehen:
 - a) gegenüber dem *nicht-gewählten Nächsten*, der sein Übergangenwerden als Indikator für Missachtung, Antipathie, Zuschreibung von Unfähigkeit u. a. auslegen könnte;
 - b) gegenüber dem *gewählten Fernpartner*, der mit Recht fragen kann, aus welchen unausgesprochenen Motiven EGO gerade *ihn* (anstatt zahlreiche andere Personen in ähnlicher Distanz) ausgesucht hat, und evtl. physische Mühen in Kauf nimmt, um mit ihm in Beziehung zu treten.

Positiv gewendet: räumliche Nähe kann als äusserst konsensfähige Legitimationsbasis für die Initiierung von Interaktion fungieren: ganz besonders für Individuen, die keinerlei andere Orientierungskriterien für die Partnerwahl zur Verfügung haben: z.B. weil sie alle in Frage kommenden Interaktionspartner nur oberflächlich kennen und/oder sie bezüglich selektionsrelevanter Statusmerkmale (wie Alter, Geschlecht, Ethnizität, Klassenlage u.a.) als homogen wahrnehmen. So kann nicht überraschen, dass neu zugezogene Insassen von Studentenwohnheimen in den ersten Phasen ihres Aufenthalts sehr stark räumlich konditionierte Bekanntschafts- und Freundschaftsbeziehungen bilden, bevor dann Statusattribute und andere evaluative Präferenzen bestimmend werden (Priest/Sawyer 1967: 633ff.).

Vielleicht ist jede menschliche Gesellschaft in gewissem Masse auf "zufällige räumliche Nähe" als subsidiäres Erzeugungsprinzip aleatorischer Assoziierungen angewiesen: als ein Mechanismus, der - vergleichbar den Mutationen in der Biologie - einen ständig unkontrollierbar-fluktuierenden "variety pool" strukturell nicht vorgesehener, ja den institutionellen Arrangements oft gar zuwiderlaufender Sozialbeziehungen erzeugt. Indem Personen, die sich sonst nie begegnen oder gar absichtlich meiden würden, in punktuelle zeit-räumliche Verbindung zueinander treten, werden mit geringstem Aufwand zahllose probenhafte Minimalkontakte geschaffen, von denen die meisten spurlos wieder verschwinden, während einige wenige sich als stabilisations- und expansionsfähig erweisen, indem sie zu Bekanntschafts-, Freundschafts-, Liebes- oder Geschäftsbeziehungen u.a. führen. In modernen Gesellschaften wird diesem unkontrollierbaren, allen Prinzipien rationaler Organisation natürlich diametral entgegengesetztem Mechanismus besonders viel Spielraum gelassen, insofern

- urbane Verkehrsverhältnisse für vielerlei Situationen sorgen, in denen sich völlig fremde Menschen in nächster räumlicher Nähe befinden;

- einheitliche bürgerliche Formen der Bekleidung und des Benehmens zur Folge haben, dass man vor Initiierung der Interaktion über keine inhaltsreicheren (z.B. statusbezogenen) Informationen über die Partner verfügt.

Eine wichtige, vor allem von kontaktsuchenden Neuimmigranten rege benutzte Funktion moderner Städte (und ihrer öffentlichen Begegnungstätten) besteht darin, als Katalysator für die Erzeugung völlig ungeplanter, aber dennoch entwicklungsfähiger interpersoneller Beziehungen zu dienen. Im Gegensatz zur traditionellen These, dass die Stadt die Menschen atomisiere, lässt sich die umgekehrte Kausalität viel besser belegen: dass sozial unverwurzelte Individuen den städtischen Kontext besonders häufig aufsuchen, um aus zufälligen Begegnungschancen Nutzen zu ziehen: und um beispielsweise eine Partnerschaft zu etablieren, die eventuell bereits nach wenigen Wochen aus den öffentlichen Lokalen der Stadt emigriert und sich einige Jahre später vielleicht als "Familie im Grünen" wiederfindet (vgl. Palen 1975:126ff.).

Aus analogen Gründen sehen sich vorwiegend jene Individuen auf ihre Wohnnachbarschaft als Kontaktfeld verwiesen, die (wie z.B. Kinder, Greise, nicht berufstätige Hausfrauen u. a.) nur wenig oder überhaupt nicht an institutionell vermittelten Beziehungen partizipieren, und/oder die mangels Handlungskompetenz gar nicht in der Lage sind, die Selektion ihrer Partner nach autonomen Kriterien zu steuern (vgl. z.B. Dunckelmann 1975: 135ff; Hahn/Schubert/Siewert, 1979: 115).

Wenig erforscht, aber von brennendem Interesse ist die Frage, inwiefern Sozialsysteme von zufallsgenerierten raum-zeitlichen Begegnungen systematischen Gebrauch machen, um ihre Binnenverhältnisse fluktuierend-variabel zu erhalten und sich dadurch für Strukturwandel und flexible Umweltadaptationen offen zu halten. Abgesehen von den *privaten Familienverhältnissen*, wo aleatorische Mechanismen der Partnerwahl fast selbstverständlich sind, mögen vor allem in der *Wissenschaft* vielerlei Tagungs- und Kongressveranstaltungen die Funktion haben, überraschend-neuartige Rekombinationen von Personen, Ideen, Gesichtspunkten, Wissensbeständen u.a. wahrscheinlicher zu machen.

Die voraussetzungslose, zweifelsfreie Sichtbarkeit räumlichen Beisammenseins scheint nicht nur die *Initiierung neuer*, sondern auch die *Ausdifferenzierung und Konsolidierung bestehender* Sozialbeziehungen stark zu begünstigen. Charakteristisch dafür ist eine - wiederum von Erving Goffman brillant beschriebene - Erscheinung, die man als "Hypostasierung des Miteinander" bezeichnen könnte (Goffman 1974: 43ff.). Wo immer ko-präsente Individuen in offensichtlicher Interaktion miteinander angetroffen werden, neigen beobachtende Dritte dazu, sie als Mitglieder einer selbständigen, in sich geschlossenen Gruppe zu identifizieren, von der angenommen wird, dass ihre prägnante physische Begrenzung mit einer ebenso drastischen Abgrenzung sozialer Identifikationen und Handlungsinterdependenzen koindiziert. Als überindividuelles Sozialgebilde "sui generis" erhält ein solches Miteinander respektvoll akzeptierte Autonomiespielräume zuerkannt, und man neigt dazu, in seinen Mitgliedern - selbst wenn sie nur in höchst oberflächlich-akzidentiellen Beziehungen zueinander stehen - in erster Linie Exponenten des Kollektivs anstatt autonome Einzelpersonen zu sehen:

- 1) "Miteinanders" können relativ rücksichtslos gewisse Rechte (z.B. den Gehsteig zu versperren, Restaurantische oder Eisenbahnabteils zu monopolisieren) geltend machen: während Einzelne zu höherer Normenkonformität und Submissivität verpflichtet sind und insbesondere bei der Kollision mit "Miteinanders" regelmässig gezwungen sind, "den Kürzeren zu ziehen" (Goffman 1974: 45).
- 2) Von den Angehörigen eines "Miteinanders" wird in pauschaler, generalisierter Weise angenommen, ihr Aufmerksamkeitsfeld und ihr Verhalten sei einzig von ihrer Teilnahme am kollektiven Interaktionsfeld her determiniert. Daraus ziehen sie beispielsweise den Vorteil

- gegenüber unverhofften und unerwünschten Übergriffen und Kontaktauforderungen Dritter abgeschirmt zu sein: weil man annimmt, dass sie keine freien Valenzen für zusätzliche Interaktion besitzen und sie jederzeit auf den Schutz ihrer Gruppengenossen zurückgreifen könnten;
- ungestrafter als Einzelne possenhaftes oder sonstwie ungewohntes Verhalten zeigen zu können, weil dieses nicht den Eigenheiten des Individuums zugerechnet wird, da die Meinung besteht, es sei durch die (dem äusseren Beobachter unzugänglichen) Binnenabläufe des kollokalen Interaktionsfeldes hinreichend determiniert, (Goffman 1974:45) (vgl. auch 4.4))

So können externe Fremdzurechnungen dazu beitragen, die Ausdifferenzierung kollokaler Sozialsysteme gegenüber der sozialen Umwelt einerseits und gegenüber dem Persönlichkeitssystem ihrer Mitglieder andererseits zu verstärken: besonders natürlich dann, wenn die Beteiligten diese äusseren Zuschreibungen selbst übernehmen und bereit sind, von den damit verknüpften zusätzlichen Aktionsspielräumen Gebrauch zu machen.

Entsprechend kann räumliches Beisammensein von den Beteiligten selbst taktisch benutzt werden, um nach aussen hin einen gezielten Eindruck vom Bestehen einer sozialen Beziehung zu vermitteln, bzw. um eine systematische Überschätzung des faktischen Grades interpersoneller Kohäsion zu evozieren. So können *zerstrittene Staatschefs* ebenso wie *zerrüttete Ehepaare* oder *verfeindete Sippenchefs* öffentlich sichtbares und von freundschaftlichen Gesten begleitetes Zusammensein demonstrieren, um skeptische Dritte von ihrem Willen zur Verständigung und ihrer Fähigkeit zum harmonischen Umgang miteinander zu "überzeugen". Und bei sozialen Bewegungen ohne formal-organisatorische Rahmenstrukturen sind massenhafte Menschenansammlungen (z.B. bei Protestkundgebungen, Blockadeaktionen, Schweigemärschen u.a.) oft das einzige verlässliche Anzeichen dafür, dass und in welchem Umfange ein derartiges Kollektiv (noch) existiert.

Für die Beteiligten selbst trägt das Faktum gemeinsamer Anwesenheit dank seiner zwingenden intersubjektiven Evidenz stark dazu bei, bereits bestehende soziale Interaktionsverhältnisse zu festigen und zu generalisieren: weil sie normalerweise berechtigt sind, völlig unzeremoniell jederzeit miteinander in Kommunikation zu treten und dementsprechend auch verpflichtet sind, gegenüber ihren Gruppengenossen einen Zustand dauernder Aufmerksamkeit und Reaktionsbereitschaft (einen sog. "Interaktionstonus") aufrechtzuerhalten. Ähnlich wie formale Organisationen profilieren sich auch Kollokalsysteme gegenüber ihrer Umwelt als relativ scharf umgrenzte Inseln höherer interpersoneller Zugänglichkeit und handlungsmässiger Interdependenz: mit dem charakteristischen Unterschied allerdings, dass Organisationen

- meist nur für spezifische, im voraus umgrenzte Formen und Sachinhalte der Interaktion benutzbar sind, während Kollokalität eine völlig *generalisierte soziogene Situationsbedingung* darstellt, die sich bei beliebiger Variabilität und Unvorhersehbarkeit von Strukturformen, Sachthemen oder Aufgabenstellungen invariant erhält;
- auf zeitliche Dauer eingestellt und gegenüber dem Einfluss einzelner Personen relativ unempfindlich sind: während kollokale Systeme meist mit der bedrohlichen Perspektive zurechtkommen müssen, dass sie durch blosses Weggehen einzelner Mitglieder in Grösse und Zusammensetzung verändert oder gänzlich aufgelöst werden können.

3.3 Der "gemeinsame Ort" als Medium dauerhafter und generalisierter sozialer Integration

Dörfer und Städte, Bauernhöfe und Familienhaushalte, Kliniken und industrielle Betriebsstätten sind Kollokalsysteme, die sich - sei es aus Gründen technisch-ökonomischer Konvenienz, autoritativen Zwangs oder symbolischer Identifikation - an einen fixen geographischen Raumabschnitt gebunden haben.

Die Einheit des "*gemeinsamen Ortes*" mit seiner charakteristischen Prägung landschaftlicher und/oder architektonischer Art stellt zusätzlich zur "*gemeinsamen Anwesenheit*" eine zweite physisch verankerte soziale Integrationsbasis dar, die sich dank ihrer voraussetzungslosen, universellen Sichtbarkeit ebenfalls dazu eignet, um dem Kollektiv eine gleichzeitig umfassende und generalisierte, von allen spezifischen Strukturverhältnissen, kulturellen Mustern und Sachthemen unabhängige Bestandesbasis zu verleihen.

Allerdings sind die Bedingungsverhältnisse meist derart, dass "gemeinsame Anwesenheit" einerseits eine notwendige, oft sogar hinreichende Bedingung für "gemeinsame Ortsbezogenheit" bildet, während umgekehrt ein simultaner Aufenthalt in derselben Raumumgebung (z.B. Stadt, Flughafen, Kathedrale, Universitätsbibliothek) noch keineswegs eine soziale Zusammengehörigkeit impliziert.

Dementsprechend verläuft die Kausalität meist so, dass vorgängig konstituierte Kollokalsysteme sich durch nachträgliche Fixierung an einen Ort (z.B. durch den Bau eines Hauses) eine zusätzliche - gleichzeitig faktische und symbolische - Stabilitätsbasis erwerben: wobei der "gemeinsame Ort" dann allerdings meist zu einem eigenständigen Integrationsfaktor wird, der die kollokalen Interaktionsbeziehungen teilweise verstärkt, teilweise modifiziert oder sogar ersetzt.

Der funktionale Zugewinn besteht vor allem darin, dass der "gemeinsame Ort" einen Fundus konvergenter Wahrnehmungs- und Erfahrungsmöglichkeiten eröffnet, der allen Mitgliedern unabhängig von ihren persönlichen, sozialen und kulturellen Merkmalen zu jedem beliebigen Zeitpunkt und über beliebig lange Zeiträume hinweg zur unmittelbaren Verfügung steht. Deshalb kann die Systemintegration auf ein höheres Niveau sachlicher, zeitlicher und sozialer Generalisierung abstellen, als dies über den Mechanismus "gemeinsamer Anwesenheit" erreichbar wäre: ohne andererseits der grossen Vorteile einer über sinnliche Wahrnehmung vermittelten (d.h. ohne strukturelle und kulturelle Arrangements auskommenden) sozialen Selbstintegration verlustig zu gehen:

- Die höhere *sachliche* Generalisierung beruht darauf, dass mit dem blossen "Ort" (vor allem wenn man ihn als neutralen physikalischen Raumabschnitt konzeptualisiert) nur wenige Konnotationen bezüglich der an ihm möglichen, erlaubten oder geforderten Handlungsinhalte und Sozialbeziehungen verbunden sind: während konkrete anwesende Personen immerhin relativ spezifische "Horizonte möglicher Kommunikation und Kooperation" mit sich tragen;
- Die überragende *zeitliche* Generalisierung entsteht dadurch, dass die physischen Strukturen der Örtlichkeit ununterbrochen da sind, langfristig dieselben bleiben oder gar (im Falle des nackten physischen Territoriums) das Merkmal völliger Unzerstörbarkeit besitzen (vgl. Simmel 1908: 460ff.): während Menschen kommen und gehen und manchmal schlafen, krank werden können oder sterben - und deshalb nicht nur durch ihr "Dasein" (bzw. „Hiersein“), sondern auch durch ihr aktuelles "Sosein" die innersten Bestandesbedingungen des Sozialsystems affizieren;
- Der ausserordentlich hohe Grad *sozialer* Generalisierung beruht auf der Eigenschaft des Ortes, wirklich *allen* Anwesenden ohne Anstrengung und ohne selektive Kontrollen sinnlich zugänglich zu sein: während die integrative Reichweite reiner Anwesenheitssysteme dadurch begrenzt ist, dass bei hoher Teilnehmerzahl nicht mehr jeder alle andern wahrnehmen und von allen andern wahrgenommen werden kann - ganz zu schweigen von den vielfältigen Tendenzen der Marginalisierung und Fragmentierung, die vor allem auf dem *verbalen Kommunikationsniveau* (vgl. 2.5) unvermeidlich sind.

Was berechtigt uns, beispielsweise Städte, wie Zürich, Paris oder London nicht nur im ökologischen oder politisch-administrativen, sondern auch im *soziologischen* Sinne als soziale Systemeinheiten zu behandeln, und ihnen eine über Jahrhunderte hinweg irgendwie invariant bleibende, vielleicht überhaupt nur durch ihre völlige physische Vernichtung zerstörbare, Identität zuzuschreiben? Was bleibt denn "identisch" an einem Gebilde, das durch keine explizit fixierten Werte, Ziele oder Zwecke charakterisiert werden kann und im historischen Sinne nicht nur seine personelle Zusammensetzung, sondern auch seine inneren Strukturdifferenzierungen, Aktivitäten und architektonischen Erscheinungsformen bis zur völligen Unkenntlichkeit verändert?

Es bleibt wohl nur die Antwort, dass seine solche Stadt sich zu jedem Zeitpunkt ihres Bestehens als geographisch fixierte Siedlungseinheit präsentiert, deren unproblematische, ja sich aufzwingende Sichtbarkeit Menschen immer wieder dazu einlädt, sich an dort bereits stattfindenden kollokalen Interaktionsprozessen mitzubeteiligen und an bereits vorgespinnene Muster historisch erzeugter Sozial- und Artefaktstrukturen anzuknüpfen.

Auf der Basis spontan-unbeeinflussbarer - weil von den einzelnen Individuen autonom bereitgestellter - Wahrnehmungs- und Zurechnungsprozesse erfahren Städte und Dörfer eine gewissermassen "selbsttätige", sich normalerweise völlig bruchlos und ungefährdet vollziehende Reproduktion ihrer Identität: so dass sie davon entlastet sind, ihre Einheit durch zusätzliche kulturelle Embleme explizit zu machen oder mittels spezieller ritueller Veranstaltungen zu verstärken. Darin unterscheiden sich kommunale Gemeinwesen von den räumlich extensiveren *Flächenstaaten*, die normalerweise einen viel grösseren Aufwand an symbolischer Selbstdarstellung, ja zwangsweiser Indoktrination veranstalten müssen, weil ihr Territorium – allenfalls abgesehen von Monaco oder San Marino - eine zu grosse Ausdehnung hat, als dass sie integral zum Gegenstand konkreter sinnlicher Anschauung werden könnte.

Dies bedeutet natürlich, dass ortsgebundene Kollokalsysteme mannigfache Ressourcen, die in alokalen Systemen für Zwecke der "pattern maintenance" aufgewendet werden müssen, für andere (z.B. adaptive oder produktive) Ziele freisetzen können: vielleicht *ein* Erklärungsgrund für die Tatsache, dass Stadtstaaten über verschiedenste historische Epochen hinweg immer wieder günstige Überlebensnischen gefunden haben.

Viele gesellschaftliche Institutionen entlasten sich gern vom anstrengenden Geschäft symbolischer Selbstdarstellung, indem sie kollokale "Filialsysteme" ausdifferenzieren, die über die genannten selbstintegrativen Fähigkeiten verfügen: ganz besonders an ihren äussersten Peripherien, die für zentralistische Integrationsmassnahmen schwer zugänglich sind:

"Für Kirchen ist es in ihrer Diaspora eine äusserst kluge Politik, überall da, wo auch nur die kleinste Zahl von Anhängern innerhalb eines Bezirks lebt, sogleich eine Kapelle und eine feste Seelsorgestation einzurichten. Diese räumliche Fixierung wird zu einem Drehpunkte für die Beziehungen und den Zusammenhalt der Gläubigen, so dass sich nicht nur religiöse Gemeinschaftskräfte an Stelle bloss isolierter entwickeln, sondern die Kräfte, die von solchem anschaulichem Zentrum ausstrahlen, erwecken auch in solchen dem Bekenntnis Zugehörigen, deren religiöse Bedürfnisse in ihrer Vereinzelung seit langem geschlafen haben, wieder das Bewusstsein der Zugehörigkeit." (Simmel 1908: 474).

Das äusserst hohe Gewicht kollokaler Subeinheiten in der *Familieninstitution* (*Haushalte*) sowie im *Bildungsbereich* (*Schulklassen*) hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass in diesen Bereichen keine Übertragungsmedien mit translokaler Reichweite zur Verfügung stehen: so dass sich die Werte und Normen solcher Institutionen ausschliesslich im Medi-

um kleiner lokaler Interaktionszirkel reproduzieren, in denen sie für die Beteiligten zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen (vgl. z.B. Luhmann/Schorr 1979).

Einen analogen "Dezentalisierungsdruck" können politische Institutionen erfahren, bei denen es mangels zentraler Gewalt- und Autoritätsmittel unvermeidlich ist, einen hohen Anteil verbindlicher öffentlicher Entscheidungen und Vollzugsaufgaben auf die kommunale Ebene zu verlagern. Selbst konsolidierte moderne Zentralstaaten machen von den (von ihnen selbst nicht konstituierten, und manchmal nicht einmal modifizierbaren) historisch gewachsenen kommunalen Gemeinwesen Gebrauch, um sich von gewissen Legitimationsproblemen zu entlasten und um die mit dem sinnlich-anschaulichen Charakter der Kommunalpolitik verknüpften positiven Motivierungs- und Integrationswirkungen auf die Bürger auszunutzen.

Genau dadurch aber macht sich ein Staat von Gebilden abhängig, die eine unproblematischere, meist historisch langfristige und vielleicht auch zukunftssträchtigere Identitätsbasis als er selbst besitzen und seinen zentralistischen Durchgriffen ihre lokalen Traditionen und Solidaritäten entgegensetzen können (vgl. auch: 4.3).

Höchstes Interesse verdient die Hypothese, dass *örtliche Bindung* ein funktionales Äquivalent für *soziale Strukturbildung* darstellt: weil sie eine integrative Wirkung erzeugt, die andernfalls durch Festlegung gemeinsamer Werte, Ziele oder Normen, durch Homogenisierung der Mitgliederselektion, oder auf irgendeinem andern Wege hergestellt werden müsste.

Dadurch wird beispielsweise die Beobachtung verständlich, dass gerade anarchisch-freiheitliche, jegliche Fixierung von Konsenszwängen, Führung und Autorität ablehnende Gruppierungen ihre *soziale* Libertinage mit umso drastischeren *ökologischen* Restriktionen bezahlen: indem der gemeinsame Wohnsitz zum einzigen und deshalb völlig unentbehrlichen Fokus wird, um den herum sich die Identität gerade *dieser* Gruppierung (im Unterschied zu allen andern) kristallisiert:

"Das Gebäude, (oder besser: ein besonderer Gebäudeteil, wie z.B. die sorgfältig dekorierte Eingangshalle in Fern Hill, wo die Mitglieder die gelingendsten Erzeugnisse ihrer Handwerkertätigkeiten aufgestellt haben) wird zum fokalen Symbol für die Existenz und die Wertbedeutung der Kommune. Dies ist wahrscheinlich ganz besonders in den Entstehungsphasen der Kommune der Fall, wenn die Gebäude in mühsamer Arbeit hergerichtet werden und "eine Kommune gründen" praktisch synonym ist mit "einen Platz herrichten" (place-making). In dieser Phase ist das architektonische Projekt für die Gruppe das Medium, mit dessen Hilfe sie ihr soziales Projekt realisiert.

Aber sogar in gut etablierten Kommunen behält die Wohnung (bzw. die Idee, "etwas für die Wohnung zu tun") eine kritische symbolische Funktion. Das Wohngebäude wird zum Emblem einer neu entstehenden Solidarität, sogar einer Solidarität im Angesicht der vielen Spannungen, Interessenkonflikte und Streitigkeiten, die das Alltagsleben mit sich bringt" (Abrahams/McCulloch 1976: 186).

So mag die enttäuschende Kurzlebigkeit vieler dieser mit so viel hoffnungsvollem Elan begonnenen Experimente gemeinschaftlichen Zusammenlebens auch damit zusammenzuhängen, dass derart irdische Kontingenzen wie die Kündigung eines gemieteten Hauses oder die berufliche Mobilität ihrer Mitglieder hinreichend sind, um ihnen die Überlebensbasis zu entziehen.

3.4 Aktualer Kontextbezug und kommunikative Einbettung allen individuellen Handelns

Als räumlich isoliertes, unbeobachtetes Individuum kann ich mein Handeln autonomer bestimmen, weil ich keine Rücksicht darauf nehmen muss, wie meine Verhaltensweisen von bestimmten oder unbestimmten Anderen wahrgenommen und gedeutet werden, und welchen persönlichen Eindruck (hinsichtlich meiner Charaktermerkmale, Motivationen, Qualifikationen u.a.) ich dadurch bei ihnen evoziere.

Der *einsame Briefeschreiber* kann stundenlang über denselben Sätzen brüten, ohne dem Adressaten oder jemand anderem seine Unsicherheiten und Ausdruckshemmungen zu verraten; der *selbständige Handwerker* kann seinen ganz partikulären Arbeitsstil kultivieren, ohne von Vorgesetzten nach Normen der Effizienz und Speditivität beurteilt und sanktioniert zu werden; und die *weltweite wissenschaftliche Öffentlichkeit* fragt nicht danach, auf welchen verschlungenen, irrationalen Umwegen der Forscher schliesslich zu seiner Entdeckung gelangte.

Weil sie nicht gleichzeitig auch noch unter dem Gesichtspunkt ihrer symbolischen Ausdruckskonnotationen und kommunikativen Aussenwirkungen spezifiziert werden müssen, lassen sich unbeobachtete Handlungen umso stringenter nach verschiedenen anderen Kriterien organisieren. z.B. im Hinblick darauf, dass sie *zweckrationale Teilschritte in einem grösseren Handlungsentwurf* bilden, *logische Konsistenz* aufweisen, gewissen *Präzedenzen und Traditionen* entsprechen, oder dass sie *die Fähigkeiten und Motivationen des handelnden Subjekts möglichst "authentisch" zum Ausdruck bringen*.

Vor allem werden in der Zuordnung von Mitteln zu Zwecken zusätzliche, für Zwecke der Exploration und Innovation nutzbare Freiheitsräume eröffnet: weil man ohne Sanktionsrisiken auch völlig neuartige, ungewohnte Vorgehensweisen wählen kann und fatale Irrwege höchstens das Selbstwertgefühl, nicht aber die Art, wie man von anderen beurteilt wird, affizieren.

Neben Einzelindividuen können auch soziale Mikrosysteme von diesen gesteigerten Ausdifferenzierungsmöglichkeiten des Handelns profitieren: ganz besonders in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, wo die Privatisierung intimer Verhaltensweisen z.B. eine in traditionellen Kontexten undenkbare Variabilität von intrafamiliären Verhaltenssprüngen (z. B. Sexualpraktiken u. a.) ermöglicht.

Der Wegfall sozialer Wahrnehmungen und Kontrollen (durch die Wahrnehmung und Reaktion unmittelbar ko-präsenter Partner oder Beobachter) bringt generell die Gefahr einer "Unterdeterminierung" des Verhaltens mit sich, die durch verstärkte Heranziehung alternativer Orientierungshilfen beseitigt werden muss. Dabei kommen in Frage

- 1) *selbstreferentielle Steuerungen*: indem der Akteur durch Intensivierung seiner Selbstwahrnehmungen und Selbstbeurteilungen sowie durch verstärkte Orientierung an verinnerlichten normativen Massstäben einen grösseren Anteil der Handlungsstrukturierung in Eigenregie übernimmt (vgl. Geser 1983: 43f.);
- 2) *kulturelle Steuerungen*: indem der Akteur sich kompromissloser auf jene Regelsysteme, Werte und Zielsetzungen ausrichtet, die (wie z.B. Logik, Zweckrationalität, Universalismus, Humanität u.a.) unabhängig von partikulären Sozialkontexten Geltung haben;
- 3) *mikrosoziale Steuerungen*: indem ein kleineres (häufig nur dyadisches) soziales Interaktionsverhältnis die Verhaltensspezifikationen generiert und stabilisiert, die sonst von umfassenderen Kollektiven getragen werden müssten.

Zudem trägt das Fehlen *gegenwärtiger*, vom augenblicklichen Handlungskontext erzeugter Steuerungen dazu bei, dass einerseits Orientierungen an *Vergangenem* (Erinnerun-

gen, Präzedenzen u.a.) und andererseits an *Zukünftigem* (z.B. an angestrebten Zielen, antizipierten Reaktionen anderer u.a.) Bedeutung gewinnen.

Vor allem aber können Akteure in unbeobachteten Handlungssituationen stärker disponiert sein, ihr Verhalten in translokale und alokale Sozialreferenzen einzubetten: z.B. indem sie sich beim Verfassen eines Briefes ausschliesslich vom Gedanken an den ihn lesenden Adressaten (anstatt von irgendwelchen Stimuli der unmittelbaren Situation) leiten lassen, sich beim Kochen völlig auf die schriftlich explizierten Anweisungen des Rezeptbuches verwiesen sehen oder als Organisationsmitglieder nur in der Masse, wie sie an die Legitimität der formalrechtlichen Regeln glauben, auf verbotene Handlungen verzichten.

Als methodologische Implikation ergibt sich, dass "positivistische", an objektiv-empirischen Verhaltensabläufen festmachende Analysestrategien bei alokalen und translokalen Sozial-verhältnissen auf besonders enge Grenzen stossen. weil sich die bewegenden Ursachen und situativen Randbedingungen einer Handlung praktisch nie auf derselben Beobachtungsebene wie diese Handlung selbst befinden. Man sieht dem einsamen Waldläufer nicht an, ob er sich für seinen anstrengenden Beruf, seine Stürmerrolle im lokalen Fussballklub, aus präventivmedizinischen Erwägungen oder "einfach so" fit halten möchte; und wer in seinem Büro Dokumente unterschreibt, kann mittels derselben Fingerbewegungen ebenso gut Kaufverträge wie Stellenentlassungen, psychiatrische Einweisungen oder Todesurteile besiegeln.

Unerlässlich ist in allen Fällen die genaue Kenntnis sinnlich nicht wahrnehmbarer, aus zeitlicher oder räumlicher Distanz in die aktuelle Situation hineinwirkender Bestimmungsfaktoren sowie des "subjektiv gemeinten Sinns", über den uns der Handelnde selber verbale Auskunft geben muss. In jedem Fall gibt es Entfaltungsspielraum für einen vom Akteur autonom konzipierten "Sinnhorizont", mittels dem er sein konkretes Handeln auf eigenselektive Weise auf einen spezifischen Situationskontext bezieht.

Auch im *kollokalen* Verhältnis ist es häufig so, dass sich jeder Handelnde an selbstgewählten, vom zeitlich-räumlichen Nahfeld unabhängigen, Situationsdefinitionen und Referenzkriterien orientiert: z.B. wenn mehrere Sachbearbeiter im selben Büro ihre getrennte Arbeit tun, stumm nebeneinandersitzende Eisenbahnpassagiere in Gedanken ihren je eigenen geographischen Zielen zustreben oder Verhandlungspartner am grünen Tisch die Interessenstandpunkte des sie mandatierenden Verbandes artikulieren.

Aber all diese Handlungen sind immer auch noch in ein quer dazu verlaufendes, durch aktuelle kollokale Wechselwirkungen konstituiertes Referenzfeld einbezogen, dessen Eigenständigkeit sich darin zeigt, dass es den Charakter fast völliger Unausweichlichkeit besitzt und insofern ist, alle übrigen Strukturierungskriterien zu überlagern und teilweise zu neutralisieren.

Dieses immer auf Hier und Jetzt bezogene soziale Einflussfeld gewinnt seine Dauer und Breitenwirkung aus der Tatsache, dass die Beteiligten ununterbrochen in der Lage und meist auch disponiert sind, die äusseren Verhaltensmanifestationen der jeweils anderen wahrzunehmen, sie als Ausdruckskundgaben zu deuten und Schlussfolgerungen über die sich in ihnen manifestierenden subjektiven Absichten und Gefühlsstimmungen oder persönlichen Charaktereigenschaften und Fähigkeiten anzuknüpfen. So sehen sich kollokale Akteure häufig einer Konstellation überdeterminierter, miteinander konfliktiv konkurrierender Orientierungskriterien und Erwartungen gegenüber, weil sie zusätzlich immer auch den Ausdruckswert ihres Verhaltens für Andere in Rechnung ziehen müssen. Und je heterogener diese "Anderen" sind und je weniger man ihr Urteil kennt, desto höher das Risiko, bei irgendeinem Verhalten nichtintendierte Kundgaben über sich selbst auszustreuen und unerwartete und unerwünschte Reaktionen darauf zu evozieren.

Kann der *einsame Handwerker* ungestört nur seine Regeln der Kunst und seinen persönlichen Rhythmus des Tätigseins und Pausierens zur Geltung bringen, so muss der *Fab-*

rikarbeiter immer auch noch Betracht ziehen, dass der momentan gezeigte Arbeitseifer dem soeben eingetroffenen Vorgesetzten zu minimalistisch oder den neidvoll mitbeobachtenden Kollegen übertrieben erscheinen könnte; und wenn sich an *geheimen Urnenabstimmungen* ungestört die subjektiven Präferenzen jedes einzelnen Bürgers ausdrücken können, so können Stellungnahmen an namentlichen und offenen Abstimmungen unweigerlich durch mannigfache soziale Einflüsse beeinflusst werden. Kein Teilnehmer am grünen Verhandlungstisch wird in der Lage sein, ausschliesslich nur vorgängig konzipierte Standpunkte in fixierter verbaler Formulierung vorzutragen: weil er immer auch mitberücksichtigen muss, wer vorher was gesagt hat, welche Reaktionen anderer angesichts der Zusammensetzung des Gremiums sowie der "herrschenden Stimmung" zu erwarten sind, und wie sich bestimmte Äusserungen und Selbstdarstellungen auf zukünftige Einflusschancen auswirken könnten.

Zusätzliche Überdeterminationen und Orientierungskonflikte treten auf, wenn auch noch *beobachtende Dritte* mitanwesend sind, die unter Umständen eine völlig andere Perspektive als die Handlungsadressaten selbst einnehmen können. So können zufällige Augenzeugen einem Ertrinkenden allein deshalb nicht zu Hilfe eilen, weil sie nicht Gefahr laufen wollen, sich mit ihrer Ungeschicklichkeit vor andern Mitbewohnenden zu blamieren (vgl. z.B. Sheleff, 1978; Latané/Darley, 1970)); und das Zwiegespräch in der dicht besetzten Cafeteria mag stärker am rein Konventionellen und Unverbindlichen haften bleiben, wenn "zufällige Mithörer" in Betracht gezogen werden müssen.

Die vielfältigen Erosionseinflüsse und Entdifferenzierungswirkungen kollokaler Interaktionen werden nun aber allerdings durch die Tatsache begrenzt, dass Handlungen nur in dem Masse zum Gegenstand intersubjektiver Wahrnehmung und Deutung durch Mitbewohnende werden können, als sie in objektiven Verhaltensäusserungen (d.h. sinnlich identifizierbaren Ereignissen) zum Ausdruck kommen.

Dies bedeutet beispielsweise, dass reine *Unterlassenshandlungen* ausserhalb der kollokalen Einflussphäre bleiben: sofern die Mitbewohnenden nicht dieselben Sinnhorizonte übernehmen, die der Akteur selbst zum Zeitpunkt seines absichtlichen Nichthandelns besitzt (vgl. Geser 1986: 651ff).

Besonders folgenreich ist das Faktum, dass die sinnliche Wahrnehmung vorwiegend kurze, prägnante, aus dem Kontext gestalthaft herausgehobene "Molekularhandlungen" erfasst, während übergreifende "Molarhandlungen" wegen ihrer Komplexität und zeitlichen Ausdehnung nicht in den Blick geraten: vor allem dann nicht, wenn die Partner wegen der Seltenheit oder Kurzfristigkeit ihrer Zusammenkünfte darauf angewiesen sind, aus einem äusserst limitierten Beobachtungsmaterial persönliche Attributionen und Typifikationen zu generieren. So kann ich in den feinen Einzelheiten taktvollen, höflichen und korrekten Auftretens jederzeit härtesten sozialen Konformitätserwartungen und Sanktionseinflüssen unterliegen, während ich auf der Ebene meiner grösseren Handlungsstrategien frei bleibe, meine autonomen, vielleicht asozialen und subversiven Ziele zu verfolgen. Vortragsreferenten müssen beispielsweise mit Bestürzung erleben, dass einzelne ihrer Randbemerkungen und eingestreute Anekdoten, ja partikuläre Besonderheiten ihrer Stimmführung und Begleitgesten beim Publikum besser als die sorgfältig erarbeitete Gesamtkonzeption der Rede zur Wirkung gelangen, und mancher subordinierte Beamte lernt sich darauf einzustellen, dass sich Vorgesetzte eher durch regelmässige Büroanwesenheit und gut vorgespielte "rege Geschäftigkeit" als durch die Qualität der langfristigen Arbeitsergebnisse beeindrucken lassen.

Im kollokalen Sozialmilieu ist es generell schwierig, komplexe Handlungsabläufe nach rein funktionalen, zweckrationalen Gesichtspunkten zu gestalten, weil die einzelnen Teilhandlungen immer auch unter dem Gesichtspunkt ihrer kommunikativen Bedeutung für Mitbewohnende ausgewählt und ausgestaltet werden müssen. Unter Umständen müssen dann einzelne Teilschritte derart modifiziert, überbetont oder abgeschwächt werden, dass die

entworfene Makrohandlung nicht mehr ausführbar ist oder zu einem völlig ungeplanten Ergebnis führt:

- Verhandlungspartner können unter momentanen Zwängen des Taktes und der Höflichkeit zu einlenkenden Aussagen getrieben werden, durch die sie ihre eigenen ursprünglichen Zielstrategien unterminieren;
- Beamte unterlassen den erforderlichen "Augenschein vor Ort", weil sie ihre extensive Büroabwesenheit vor dem Vorgesetzten nicht legitimieren können;
- Militärmanöver werden nicht im dichtbesiedelten urbanen Raum durchgeführt, um die Öffentlichkeit nicht durch plötzliche unerwartete Bewegungen (von Truppen, Fahrzeugen, Waffen u.a.) zu erschrecken.

Und hat man zur Erreichung eines Handlungszwecks mehrere alternative Wege zur Verfügung, so nimmt die Wahlfreiheit zwischen ihnen im kollokalen Milieu meistens ab: weil man jetzt jene Alternative präferieren muss, die die erforderlichen kommunikativen Ausdrucksfunktionen am besten erfüllt. Zum bekannten Phänomen der "Ritualisierung" kommt es in jenen extremen Fällen, wo Molekularhandlungen *allein* dank ihrer kommunikativen Funktion im Kollokalfeld festgehalten werden: völlig abgekoppelt von den mit ihrer Hilfe ursprünglich verfolgten Zwecke, die sich langsam irrsensibel aus dem Bewusstsein verlieren (vgl. z.B. Goffman 1974:97ff.; Eibl-Eibesfeldt 1975).

Weitere Folgeprobleme entstehen insofern, als zwischen Molarhandlungen und den sie konstituierenden Teilhandlungen gerade keine deterministischen Beziehungen bestehen. In diesem Falle zeigen sich die funktionalen Schwächen der Kollokalität darin, dass man mit ihrer Hilfe zwar einzelne Verhaltensabläufe, mittels dieser aber nicht auch die umfassenderen Gesamthandlungen unter soziale Steuerung bringen kann. So mag es in sozialen Besserungsanstalten zwar leicht gelingen, verwahrlosten und delinquenten Jugendlichen eine Verhaltensorberfläche "guter Manieren" und eine für den alltäglichen Umgang durchaus hinreichende moralische Haltung beizubringen: ohne ihre devianten Grundhaltungen und langfristigen Lebenspläne dadurch im mindesten mitbeeinflussen zu können. Im Gegenteil kann die Beherrschung kultivierter und höflicher Verhaltensweisen für Delinquente eine taktische Ressource sein, um sich zusätzliche deviante Wirkungsfelder zu erschliessen: weil vertrauenerweckende, korrekt aussehende Buchhaltertypen ja schliesslich viel eher als unrasierte "Hobos" Zugang zu Rollen und Informationen gewinnen, die günstige Gelegenheiten zu Unterschlagungen oder anderen Betrügereien vermitteln.

So gelangt man zur theoretisch äusserst wichtigen Folgerung dass komplexere Molar- und Makrohandlungen normalerweise nicht über sinnliche Wahrnehmungen in kollokalen Feldern "sozialisierbar" sind: so dass es von den translokalen und alokalen Sozialbindungen abhängt, inwiefern sie z. B. normenkonform sind und auf anerkannte Werte und Ziele hin ausgerichtet werden. Darin liegt *eine* Hauptfunktion der "generalisierten Übertragungsmedien" (Geld, Macht, Wahrheit u. a.), die auf institutioneller Ebene funktionale Äquivalente für sinnliche Wahrnehmung darstellen, und deren Bedeutung in der Masse steigt, als die Menschen dank hoher Handlungskompetenz in der Lage sind, komplexe und langfristige Strategien zielstrebig zu verfolgen (vgl. 4.3).

Besteht die *sachliche* Entdifferenzierungswirkung von kollokalen Feldern darin, dass die Akteure ihren Orientierungsschwerpunkt von der übergreifenden Gesamthandlung auf *einfachere molekulare Handlungen* verschieben, so tragen sie in der *zeitlichen* Dimension dazu bei, relativ komplexe Vergangenheits- und Zukunftsorientierungen durch einfachere Bezüge an der *Gegenwart* (bzw. an unmittelbar abgelaufenen und direkt bevorstehenden Zeitpunkten) zu überlagern.

So bleibt für retrospektive Orientierungen (an Erinnerungen, Präzedenzfällen, kollektiven Traditionen u.a.) wie auch für prospektive Einstellungen (an Plänen, Programmen, Zielsetzungen u.a.) weniger Spielraum, wenn die Aufmerksamkeit vom gerade jetzt wahrnehmbaren Verhalten der Mitbewesenden gefesselt ist, soeben gestellte Fragen nach einer unmittelbaren Antwort verlangen, erkannte Missverständnisse unverzüglich ausgeräumt, kooperative Angebote sofort aufgenommen und unabsichtliche Beleidigungen augenblicklich entschuldigt werden müssen.

Strukturelle Vorgaben in Form von Themenstellungen, Sitzungsprogrammen, Status- und Rollenverteilungen zwischen Anwesenden u. a. m. können so explizit und verbindlich sein wie nur möglich: immer werden sie überlagert und teilweise neutralisiert durch eine Dynamik, deren Determinationskraft sich im Medium aktueller Verhaltens- und Wahrnehmungsprozesse entfaltet: in einem *Fliessgleichgewicht unablässig voranschreitender Gegenwartspunkte*, mit ihren je eigenen retentionalen und protentionalen Sinnhorizonten, durch die sie in einem kontinuierlichen, bruchlos erlebten Zeitstrom zusammengehalten werden (vgl. Schütz 1973:62ff.).

Kollokale Interaktionsfelder dienen der "Verdichtung von Gegenwärtigkeit" in einem Masse, wie dies auch einem, singulären Individuum mit seinem "Bewusstseinsstrom" nicht erreichbar ist: weil die Anwesenden in der Lage sind, die Verhaltensweisen der jeweils anderen in ihrem aktuellen Ablauf wahrzunehmen und einander ihre Reaktionen darauf unverzüglich mitzuteilen:

"Weil jedem der Augenblicke seiner Dauer auch ein Augenblick der Dauer des ALTER EGO entspricht, auf den es hinzusehen vermag, gewinnt das Ich in einer ungleich grösseren Fülle Zugangsprinzipien zu den Bewusstseinserebnissen des Du als zu seinen eigenen Erlebnissen. Das Ich "weiss" seine ganze Vergangenheit, soweit es sie überhaupt phänomenal in wohlunterschiedene Erlebnisse eingefangen werden kann. Aber es hat sich niemals selbst in leibhafter Gegenwart und in der Fülle des Jetzt und So "gegeben", und zwar deshalb nicht, weil es in der Fülle seines Jetzt und So leibhaftig lebt und sich nur abgelaufenen eigenen Erlebnissen rückschauend zuwenden kann. Hingegen ist das umweltliche Du dem Ich, auch wenn dieses von der fremden Vergangenheit nichts weiss, in der Fülle seines Jetzt und So leibhaftig gegenwärtig." (Schütz, 1974:144).

Weil das einsame Subjekt zu seinem (nicht-verbalen) Verhalten im allgemeinen keinen direkten Beobachtungszugang hat, kann es sich ja nicht durch laufende Selbstbeobachtung steuern, sondern ist auf

- die *retrospektive* Identifikation und Beurteilung eines jeweils abgeschlossenen Handelns ("modo plusquamperfecti") einerseits sowie auf
- die *prospektive* Vorwegnahme der intendierten Handlung und ihrer Ergebnisse andererseits ("modo futuri exacti")

verwiesen (vgl. Schütz 1974:74ff.). Im kollokalen Interaktionsverhältnis erst gewinnt es gesteigerte Möglichkeiten, sich auch mit seinem jeweils *gegenwärtigen* Verhalten in einen (wenigstens indirekten) kognitiven Bezug zu setzen: indem es seine Interaktionspartner als Spiegel benutzt, die ihm durch ihre Reaktionen unverzügliche Mitteilungen über Art und Wirkung seines eigenen Verhaltens zukommen lassen. Die Fremdwahrnehmung wird der Selbstwahrnehmung aber immer etwas vorauslaufen und vollständigere Information als diese enthalten: so dass ALTER unter anderem deshalb andauernd interessant bleibt, weil er über EGO einiges mehr weiss als EGO selbst: und es in seinem Ermessen liegt, inwiefern und wann er ihm dieses Mehrwissen vermittelt.

Alle Kollokalsysteme enthalten das Potential, Interaktionsprozesse von vorgängigen Strukturfixierungen auf *sozialer Ebene* (z.B. Statusdifferenzierungen, formale Regeln,

Traditionalität) wie auch auf *personeller Ebene* (z.B. Charaktertypifikationen, Selbstbilder u.a.) in einem gewissen Masse loszukoppeln und das entstehende Orientierungsvakuum durch die "Autopoiesis" laufender Kommunikationsprozesse zu ersetzen.

In ihrem fluiden, permanent respezifizierbaren Zustand sind sie in der Lage, aber auch dazu gezwungen, gegenüber ständig wechselnden Ereignissen aus der Umwelt oder Inputs ihrer Mitglieder sensibel zu bleiben, um ihren sich andauernd reproduzierenden Zustand innerer Unterdeterminiertheit zu reduzieren (vgl. Luhmann 1984). Ständig neue verbale Beiträge und Themenstellungen sind erforderlich, um eine Konversation oder Diskussion in Gang zu halten, und zusammenlebende Partner müssen für einen andauernden Zufluss variabler "Gemeinschaftserlebnisse" sorgen, um genügend Rohmaterial für kommunikative Verständigung, Konsenserzeugung u. a. zur Verfügung zu haben.

Viele Institutionen schaffen kollokale Subsysteme mit der expliziten Absicht, dadurch nicht nur passive Rezeptionsorgane, sondern höchst aktive "Ansaugstellen" für beliebig variierende Umweltinformationen, neuartige Aufgabendefinitionen oder selbsttätig ausgeweitete Themenstellungen zu gewinnen: z.B. wenn der Staat den *Gemeinden* die pauschale Kompetenz überlässt, subsidiär für alle nicht explizit den höheren Ebenen zugewiesenen öffentlichen Aufgaben zu sorgen; oder wenn "*Brain storming-Gruppen*" eingerichtet werden mit dem Zweck, über die Fülle aktueller Probleme und möglicher Lösungsmöglichkeiten eine bessere Übersicht zu gewinnen. Andererseits wird jede Institution dazu neigen, ihre Kollokalfelder an der allzu weitgehenden Verselbständigung einer rein gegenwartsbezogenen Perspektive zu hindern: indem sie dazu genötigt werden, vielfältige strukturelle oder kulturelle Parameter zu respektieren oder sich gar - wie z.B. bei der Eucharistiefeier der katholischen Kirche - auf den reinen Vollzug institutionell fixierter Zeremonien zu beschränken.

Wahrscheinlich nimmt aber im Laufe der evolutionären Gesellschaftsentwicklung die Tendenz zu, mittels einer stärkeren Ausdifferenzierung zwischen Organisations- und Interaktionsebene (vgl. Luhmann, 1975) aus den spezifischen Leistungseigenschaften kollokaler Systeme grösseren Nutzen zu ziehen und für die damit einhergehenden Reintegrationsprobleme angemessene Lösungen zu finden. So haben praktisch alle Institutionen im Zuge der "Human Relations-Bewegung" sowie des kulturellen Wandels der 60er und 70er Jahre ihre innere "Vegetation" an informellen und relativ autonomen Kollokalgruppen stark erweitert, offensichtlich ohne in ihrer Makrostabilität grossen Schaden zu nehmen (vgl. Martin 1981: passim).

Solch kollokale Interaktionsfelder werden häufig als insulierte Subsysteme benutzt, dank der es einer Institution gelingt,

- a) sich an ihrer Peripherie gegenüber aktuellen Ereignissen empfindlich zu machen und dadurch eine für ihre laufende Umweltadaptation bedeutsame "Responsivität" gegenüber kurzfristig-unerwarteten lokal begrenzten Problemkonstellationen zu erwerben;
- b) derartige fluide, unberechenbare Rezeptivitäten und Reaktivitäten gleichzeitig auf diese periphere "Filterzone" begrenzt zu halten, hinter der die institutionellen Kernstrukturen vielleicht umso ungestörter und kompromissloser an ihren nichtresponsiven Vergangenheitsbindungen (Traditionen, Regeln u.a.) oder Zukunftsorientierungen (Zielsetzungen, Planungen etc.) festhalten können.

Schliesslich ist mit dem Vorrang wahrnehmungsgesteuerter Situationsorientierung auch eine schwerwiegende *Entdifferenzierungswirkung in sozialer Hinsicht* verbunden: weil die allgemein zugängliche, unkontrollierbare Wahrnehmbarkeit emittierter Kundgaben zur Folge hat, dass es in einer Gruppe gemeinsam anwesender Individuen nur schwer gelingt, stabile interne Subsystemdifferenzierungen aufrechtzuerhalten. Bei jedem kommunikativen Akt muss beispielsweise in Rechnung gestellt werden, dass er von nichtgemeinten Dritten ebenso gut wie von den intendierten Adressaten wahrgenommen werden kann: ja dass es im Medium der Kommunikation oft nicht hinreichend gelingt, den engeren Kreis

der Adressaten gegenüber dem weiteren Bereich von "Mitbeteiligten" und dem noch größeren Feld zufälliger Mitbewesender hinreichend klar zu differenzieren (Goffman 1981: 131ff.). Beispielsweise werden sonst so eindeutige Ausdruckskundgaben wie "Blicke werfen", "Händchen halten", "Arm einhängen" u.a. werden ihrem gemeinten Sinn nach aequivok: weil immer damit gerechnet werden muss, dass derjenige, der sie vollzieht, nicht nur dem Partner seine Zuneigung ausdrücken will, sondern auch Dritten gegenüber das Bestehen einer intimen Partnerbeziehung vordemonstrieren möchte (Goffman 1974: 264).

Und wenn ich mich mit meiner neuen Freundin im Restaurant verabrede, kann ich nie ganz sicher sein, dass sie sich nur wegen *mir* so geschmackvoll frisiert und angezogen hat: weil ich ihr immer auch das Interesse unterstellen muss, aus selbstreferentiell-narzisstischen Motiven gut auszusehen oder gegenüber ganz anderen Personen einen positiven Eindruck zu erwecken.

So wirkt die Tatsache, dass die im Kollokalsystem emittierten Kundgaben objektive Äusserungen darstellen und deshalb für Beteiligte und Aussenstehende in gleicher voraussetzungslosen Weise wahrnehmbar sind, als entdifferenzierende Kraft. Vorher stabilisierte Sozialbeziehungen verlieren zumindest teilweise ihre Abschirmung und autonome Selbststeuerung, da sie sich dem umfassenderen Einflussfeld und Konformitätsdruck, der von anderen Mitbewesenden ausgeht, unterwerfen müssen. Solche Einbindungen sind besonders unausweichlich und drückend, wenn es sich bei den relevanten Mitbewesenden um unbeteiligte "Andere" handelt, die das Handeln völlig unbehindert beobachten können, ohne sich andererseits im mindesten in den Interaktionszusammenhang integrieren zu lassen. Ein modernes Beispiel für disziplinierende und entdifferenzierende Wirkung einer "anonymisierten Öffentlichkeit" bilden *Grossraumbüros*, die den partikulären Beziehungsverhältnissen und mikroskopischen "Subkulturen", die im traditionellen Kleinbüro ungestört wachsen konnten, jegliche Entfaltungsbasis entziehen (vgl. Fritz 1982).

Im extremen Grenzfall kann die weitere Aufrechterhaltung der Sozialbeziehung überhaupt nur noch den Zweck haben, auf mitbewesende Dritte einen bestimmten Eindruck zu machen: z.B. wenn ein junger Mann sich trotz fehlender Zuneigung weiterhin mit "seinem" Mädchen trifft, um gegenüber Freunden und Bekannten nicht als jemand zu erscheinen, der unfreiwillig einsam ist (Goffman 1974: 267). Die völlig heteronome Konstitutionsweise einer derartigen Beziehung wird dann darin sichtbar, dass sie sofort beendet wird, wenn der stützende Rahmen relevanter Mitbewesender nicht mehr existiert.

Mit ihren beschränkten Differenzierungsmöglichkeiten in sachlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht hängt es zusammen, dass Kollokalsysteme sich der sozialwissenschaftlichen Beschreibung und Analyse als relativ leicht zugängliche Untersuchungsgegenstände anbieten, die der Anwendung objektivierender, an der Positivität des Faktischen orientierter Forschungsmethoden weniger Widerstand als andere soziale Gebilde entgegensetzen. Erfolgreicher als etwa im Falle formaler Organisationen, sozialer Bewegungen, Klassen, Stände, ethnischer Gruppen oder ganzer institutioneller Ordnungen kann man unterstellen, dass auslösende Ursachen wie auch zahlreiche Konsequenzen eines beobachteten Verhaltensablaufs auf *derselben* Beobachtungsebene liegen, und dass er angemessen verständlich und erklärbar wird, wenn man die unmittelbar vorangehenden oder nachfolgenden Ereignisse einbezieht und sich bei der Suche nach determinierenden Faktoren auf den anschaulichen Kreis der simultan Mitbewesenden beschränkt.

Beispielsweise kommt man recht weit mit der Arbeitshypothese, dass verbale Äusserungen als Antworten (bzw. allgemeiner: Reaktionen, Stellungnahmen) auf unmittelbar vorangegangene Äusserungen begriffen werden können: nicht nur weil und insofern sie *vom Sprecher selbst so gemeint sind*, sondern aufgrund der noch viel verlässlicheren Tatsache, dass die *Zuhörer sie als Antwort auffassen* und ihnen deshalb via Attribution diesen Charakter verleihen (vgl. Goffman 1981: 12).

Überhaupt ist es bei der Analyse kollokaler Kommunikation weniger notwendig und hinreichend, das Verstehen einer Äusserung

- a) am "subjektiv gemeinten Sinn" des individuellen Aktors einerseits
- b) am "objektiven", durch soziale Konvention oder institutionelle Oktroyation in Geltung gesetzten Sinn andererseits

festzumachen: weil eher der vom symbolischen Interaktionismus oder im Werk *Merleau-Pontys* so hervorgehobene Zustand vorherrscht, dass sich der Sinn von Äusserungen (verbaler oder gestischer Art) im aktuellen Zusammenwirken mehrerer Subjektivitäten überhaupt erst *konstituiert*:

"Gebe ich einem Freund ein Zeichen, zu mir herüberzukommen, ist meine Intention nicht ein Gedanke, den ich in meinem Inneren hege, noch nehme ich das Zeichen in meinem Körper wahr. Ich mache das Zeichen durch die Welt hindurch, ich mache es dort, wo mein Freund sich befindet, der Abstand, der mich von ihm trennt, seine Zustimmung oder Ablehnung, spiegeln sich unmittelbar in meiner Bewegung; es liegt keine Wahrnehmung vor, der eine Bewegung folgt. Wahrnehmung und Bewegung bilden nur ein System, das als Ganzes sich modifiziert." (Merleau-Ponty 1965: 136/137)

Kollokale Interaktionsfelder bewähren sich hier als genetische Ausgangssubstrate für *intersubjektiv konstituierten Sinn*, der sich nachher als vom *Persönlichkeitssystem getragener "subjektiver Sinn"* einerseits oder als auf *kultureller Ebene stabilisierter "objektiver Sinn"* andererseits sekundär verselbständigen kann, indem er sich von den partikulären Kommunikationsfeldern. In denen er erzeugt worden ist, emanzipiert (vgl. auch Kap. 4).

Dort wo ein soziologischer Beobachter also ein auf Kollokalität beruhendes Feld interindividueller Wechselwirkungen vor sich hat, bleibt ihm also zumindest teilweise die Mühe erspart, zu den geheimnisvollen Urgründen subjektiver Intentionalität herabzusteigen oder sich umfassende Kenntnis über kulturell verankerte symbolische Codes und semantische Konventionen anzueignen. Stattdessen darf er damit rechnen, dass einiges an Sinn im aktuellen Kommunikationszusammenhang selbst erst erzeugt wird, und vor allem auch: dass die beteiligten Akteure sich an denselben sinnlich wahrnehmbaren (und deshalb: objektiven) Äusserungen orientieren, die auch ihm als Beobachter kognitiv zugänglich sind.

Selbstverständlich sind mit der Tatsache, dass dieselben Handlungsabläufe in der doppelten Funktion

- als Ursachen physischer Bewirkungen einerseits
- als kommunikative Ausdruckskundgaben andererseits

das interpersonale Feld mitkonstituieren, ausserordentlich grosse Ersparnismöglichkeiten und Leistungsvorteile verbunden, die es erklärlich machen, warum kollokale Interaktionssysteme in weitesten Bereichen kooperativen Handelns völlig unverzichtbar sind.

So vermag der *Handwerksmeister* durch eine leichte Akzentuierung seiner Bewegungen den Arbeitsablauf so zu gestalten, dass er nicht nur zum gewünschten Produktionsergebnis führt, sondern gleichzeitig auch dazu dient, dem Lehrling modellhaft gewisse Verfahrensweisen vorzuführen, die er nachher selbständig ausführen kann. Und die - für alle Teilnehmer überlebenswichtigen - *Koordinationsleistungen im Strassenverkehr* können nur deshalb mit einer derart erstaunlichen Schnelligkeit und Verstehenssicherheit erfolgen, weil physische Bewirkungs- und symbolische Kommunikationshandlungen praktisch vollständig miteinander koinzidieren. Wer z.B. konsequent geradeaus fährt, realisiert *erstens* seine subjektive Fortbewegungsintention und teilt *zweitens* den andern Verkehrsteilnehmern mit, dass er genau diese Intention unbeirrt verfolgt.

Im besonderen eignen sich alle im kollokalen Feld vollzogenen Handlungen auch dazu, um Metainformationen darüber zu transportieren, *wie* der Akteur diese seine Handlung genau interpretiert, und *wie* er sein Rollenhandeln auf seine Person bezieht. So kann der "Stil" des Verhaltens unmissverständlich verraten, dass man das zu lösende Problem für eine repetitive Routineaufgabe hält, dass der höflich empfangene Besucher im Grunde

unwillkommen sei, oder dass man Wert darauf legt, sich gegenüber den auszuführenden Pflichten in ein Verhältnis kritisch-ablehnender "Rollendistanz" zu setzen (Goffman 1961: 75ff.). Auf diese Weise lassen sich Handlungsprozesse gleichzeitig als Trägermedium für äusserst bedeutsame Metainformationen *über* dieses Verhalten nutzen, die sonst zusätzlich in verbaler Form (und damit: zeitverzögert und selektiv) bereitgestellt werden müssten.

3.5 Der Blickkontakt als Ursprung sozialer Interaktion

Eine wirklich allgemeine Theorie kollokaler Sozialbeziehungen darf nicht davon ausgehen, dass bereits "face-to-face-interactions" gegeben sind, sondern sie muss sich dem schwierigen Problem stellen, wann, wie und warum es zwischen räumlich benachbarten Personen nicht nur zu irgendwelchen "interpersonellen Wechselwirkungen" (zu denen z.B. auch rein physikalische Körperzusammenstösse zählen), sondern zu *reziproken interpersonellen Aufmerksamkeitszuwendungen* und zum *erfolgreichen Austausch von kommunikativen Ausdruckskundgaben* kommt.

Aus der blossen Tatsache, dass jeder Anwesende die Mitwesenheit, persönliche Erscheinung und die äusserlich sichtbaren Verhaltensweisen der andern wahrnehmen kann, pflegen bei weitem noch keine Interaktionsverhältnisse, sondern nur Geflechte uni- oder bilateraler "Fremdeinstellungen" (im Sinne von Schütz 1974: 207) zu entstehen. EGO und ALTER verhalten wechselseitig in der einseitigen Rolle blosser Beobachter, die sehen, wie der jeweils Andere irgendwelche (rein private, an Dritten orientierte oder höchstens zufällig auf den Beobachter ausgerichtete) Handlungen vollzieht (Abb. 1).

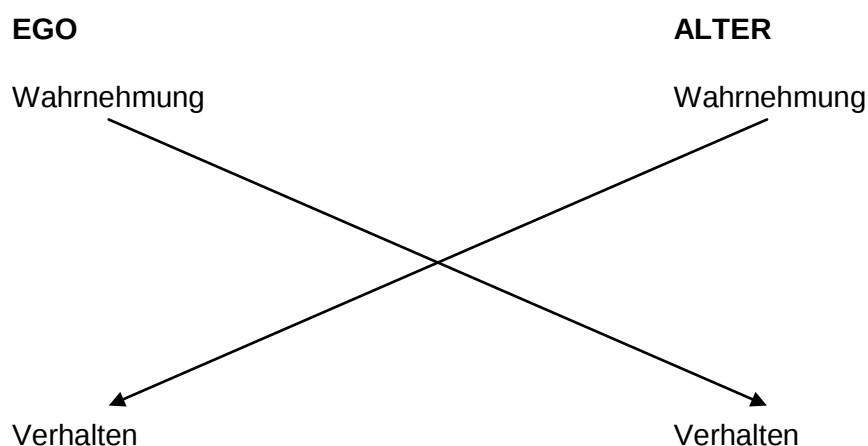


Abb. 1

Dies ist die Situation von *Wohnnachbarn*, die unerkannt wechselseitig ihre Gespräche belauschen, oder die primärste Verbindungsweise zwischen zwei *jungen Partygästen verschiedenen Geschlechts*, die sich wechselseitig interessiert mustern, ohne dies vorerst voneinander zu wissen.

Ebenfalls recht unproblematisch ist die Annahme, dass ein Akteur weiss (bzw. vermutet), dass er von Anderen wahrgenommen wird, und sich darauf einstellt, indem es sein Han-

deln als gezieltes "Fremdwirken" (wiederum im Sinne von Schütz, 1974:208) intendiert (Abb. 2).

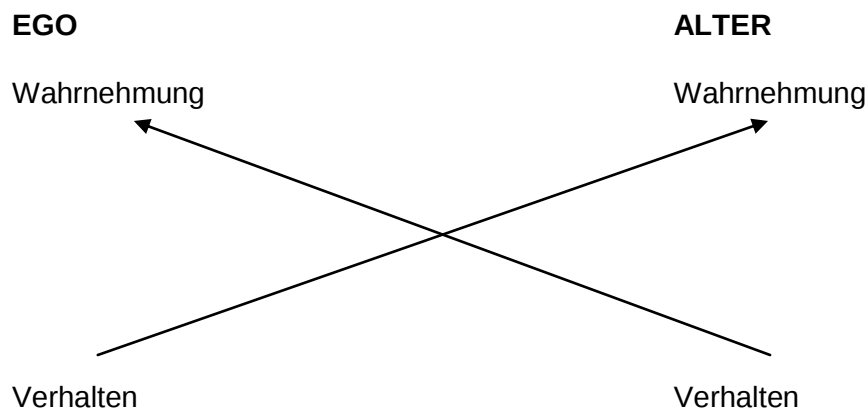


Abb. 2

Auch dadurch entsteht noch keinerlei Interaktion, sondern bloss "sozial orientiertes Handeln": z.B. im Falle von *Bankettgästen*, die sich gediegen kleiden und perfekter Tischsitten befehligen, um auf die jeweils andern keinen ungünstigen Eindruck zu machen, oder bei *Vortragsreferenten*, die ihre Rede daraufhin orientieren, beim Publikum optimales Verständnis und Einverständnis zu erwecken.

Im Falle einer Kongruenz von Fremdwirken und Fremdeinstellung (z.B. wenn das adressierte Publikum tatsächlich zuhört oder der im Zentrum allgemeiner Aufmerksamkeit stehende prominente Diskussionsteilnehmer tatsächlich spricht) liegt zwar eine bilateral symmetrisierte, aber immer noch keine *interaktive* Sozialbeziehung vor: weil dies nichts daran ändert, dass Handlungen nur mit *Wahrnehmungen*, nicht aber mit *anderen Handlungen*, gekoppelt sind (und deshalb ihre wechselseitige Unabhängigkeit behalten).

"Interaktion" im strengen Sinn herrscht erst dann, wenn zwei oder mehr Subjekte ihr Wahrnehmungen und Handlungen in einen geschlossenen Kreislauf interdependenter Relationen eingebettet haben: so dass

- 1) ALTER nicht nur EGO's Handlung wahrnimmt, sondern auf Grund dieser Wahrnehmung seinerseits auf EGO reagiert (und umgekehrt),
- 2) EGO und ALTER voneinander *wissen* (nicht nur vermuten), dass jeder die Bedingung (1) erfüllt (Abb. 3).

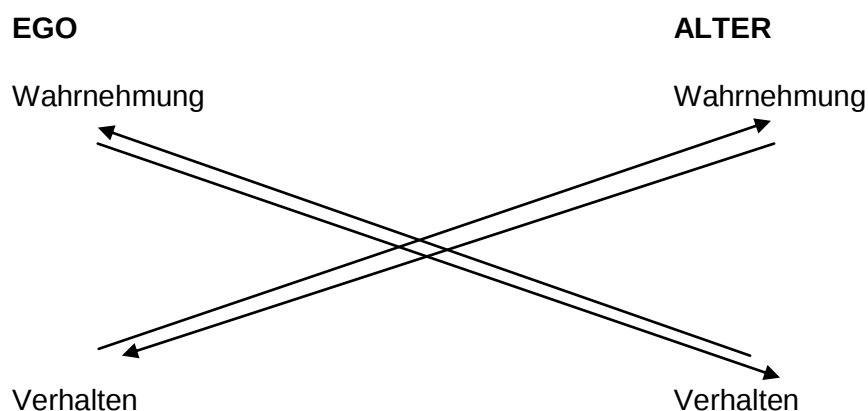


Abb. 3

Interaktion liegt also vor, wenn die Handlungen verschiedener Individuen via Wahrnehmung miteinander gekoppelt werden: so dass eigentlich keine doppelte, sondern eine dreifache Kontingenz zu bewältigen ist, weil Sinn und Wirkung meines Handelns abhängen

- a) von der Art, wie *ich mich selber verhalte*,
- b) von der Art, wie *ALTER mein Verhalten wahrnimmt und deutet*,
- c) von der Art und Weise, wie *Alter auf der Basis seiner Wahrnehmung und Deutung auf mein Verhalten reagiert*.

Zur Herstellung einer für Interaktionsprozesse hinreichenden Bedingungskonstellation ist es notwendig, dass

- a) wechselseitige Fremdeinstellungen
- b) wechselseitiges intentionales Fremdwirken
- c) wechselseitige Reaktionsbereitschaften

verlässlich (d.h. intersubjektiv erwartbar) miteinander verbunden werden, obwohl sie ihrer "Natur" nach unabhängig voneinander auftreten können.

So muss zum Beispiel jeder Teilnehmer an einem Zweiergespräch die dreifache Bedingung erfüllen, dass er (a) seine Voten an den andern adressiert, (b) den Äusserungen des andern aufmerksam zuhört *und* (c) seine nachfolgenden Aussagen an den rezipierten Äusserungen der andern orientiert.

Gerade die verbale Kommunikation konstituiert sich unter der erschwerten Bedingung, dass Sprechakte und Hörakte vollständig unabhängig voneinander durch verschiedene Körperorgane erzeugt werden, und dass Hörakte während ihres Vollzugs nicht wahrnehmbar sind: so dass ein Sprecher sich kaum empirisch vergewissern kann, ob beim Adressaten die Hörbereitschaft (geschweige denn die Reaktionsbereitschaft) besteht (vgl. Simmel 1908: 486). Deshalb sind bei verbaler Kommunikation besondere Vorkehrungen *sozialer Erwartungsbildung, Normierung und Kontrolle* notwendig, um die Verknüpfung zwischen rezeptiver, aktiver und reaktiver Fremdeinstellung zu sichern, und noch mehr: um den Partnern das Vertrauen oder die Gewissheit zu vermitteln, *dass* diese Verknüpfung besteht. Zum Beispiel gehört dazu die Regel, Gesprächssituationen durch Einklammerung zwischen Begrüssungs- und Verabschiedungsrituale in zeitlicher Hinsicht deutlich zu markieren, sie als aufmerksamkeitsabsorbierende Primäraktivitäten zu normieren, die mit ablenkenden Sekundärtätigkeiten unvereinbar sind, oder relativ häufige "Verständnis-kontrollakte" in den Gesprächsfluss einzubauen (vgl. Goffman 1981: 12ff).

Derartige Vorkehrungen sind voraussetzungsreich und störungsanfällig, und sie machen kollokale Sozialsysteme von Strukturmechanismen abhängig, die vom sozio-kulturellen Milieu bereitgestellt werden müssen, da sie nicht unter den jeweils Anwesenden *ad hoc* erzeugt werden können.

Die ausserordentliche Bedeutung des *Blickkontakts* besteht nun eben darin, dass man mit seiner Hilfe auf viel anspruchslosere, ja teilweise sogar völlig unvermeidliche Weise zu interaktiven Sozialbeziehungen gelangt: weil ein und derselbe Akt gleichzeitig alle drei notwendigen Dispositionen in sich trägt und sinnlich wahrnehmbar zum Ausdruck bringt:

- 1) Als *Wahrnehmungsakt* dient der Blick (im Dienste der rezeptiven "Fremdeinstellung") ähnlich wie das Hören oder Riechen dazu, über eine andere Person sinnliche Erfahrungen zu gewinnen.
- 2) Als *Handlungsakt* ist der Blick ein äusserlich sichtbares selbstgewähltes Verhalten, durch das der Akteur kundtut, an wen er sein momentanes Interesse richtet und der Angeblickte Gewissheit erhält, dass und vom wem er wahrgenommen wird.

- 3) Als *Kommunikationsakt* kann ein zwischen EGO und ALTER getauschter Blick jedem Partner die Gewissheit vermitteln, dass der jeweils andere wahrnimmt, dass er wahrgenommen wird: so dass das wechselseitige Auffangen des Blicks ein hinreichendes Mittel ist, um die reziproke Beziehung zu stabilisieren.

"Unter den einzelnen Sinnesorganen ist das Auge auf eine völlig einzigartige soziologische Leistung angelegt: auf die Verknüpfung und Wechselwirkung von Individuen, die in dem gegenseitigen Sich-Anblicken liegt. Die Enge dieser Beziehung wird durch die merkwürdige Tatsache getragen, dass der auf den Andern gerichtete, ihn wahrnehmende Blick selbst ausdrucksvoll ist, und zwar gerade durch die Art, wie man den Andern ansieht. Im dem selben Akt, der den andern in sich aufnimmt, offenbart man sich selbst; mit demselben Akt, in dem das Subjekt sein Objekt zu erkennen sucht, gibt es sich hier dem Objekte preis (Simmel 1908: 484).

So konstituiert sich der "Blick" an jener Nahtstelle, wo einerseits die physiologischen Teil-sphären des *Motorischen* und des *Sensorischen* miteinander verkoppelt sind, und wo andererseits die sonst so weitgehend verselbständigten Sinnsphären der *Wahrnehmung*, des *Handelns* und der *Kommunikation* ihren *gemeinsamen Ursprung* haben.

Blickkontakte sorgen dafür, dass sich jene Unvermeidlichkeit und Unkontrollierbarkeit, die den Wahrnehmungsprozessen eigen ist, zumindest teilweise auch in die Sphäre des Handelns, Kommunizierens und Interagierens überträgt: so dass Kollokalsysteme eigentliche "soziale Katalysatoren" sind, in denen nicht nur interpersonelle Bezugnahmen, sondern genuin interaktive Beziehungen gewissermassen zwangsläufig (und von strukturellen oder kulturellen Prämissen weitgehend unabhängig) immer wieder neu entstehen.

Weil seine Wahrnehmungen selber *wahrnehmbar* sind, ist es dem Blickenden nicht vergönnt, gegenüber dem Angeblickten als distanzierter Beobachter in einer reinen Subjekt-Objekt-Beziehung zu verharren; und weil seine Blicke als *selbstgewählte Handlungen* ausgelegt werden, engagiert er sich dem Angeblickten gegenüber als ein autonomes Subjekt, das mit der Richtung und dem Ausdruck seiner Augen, Absichten, Präferenzen, Motivationen u.a. zum Ausdruck bringt, und seine Reaktionen auf die Verhaltensweisen seiner Interaktionspartner verrät.

In ihren übrigen funktionalen Eigenschaften sind visuelle Interaktionen vor allem zu verbalen Kommunikationsbeziehungen in hohem Masse komplementär:

- 1) Im Gegensatz zum zeitraubenden sequentiellen Ablauf von Rede und Gegenrede verlaufen sie "augenblicklich": in dem strikten Sinne, dass *Wahrnehmungsakt, Primärhandlung und Reaktionshandlung sich uno actu vollziehen*, ohne dass im subjektiven Erleben der geringste Zeitverbrauch spürbar wäre. Entsprechend sind Augenkontakte wichtig:
- bei sehr kurz dauernden kollokalen Kontakten, in denen es notwendig ist, sehr rasch eine dennoch sehr erwartungssichere Interaktion zu konstituieren: z.B. im *Strassenverkehr*, wo sich Autofahrer und Fussgänger ausschliesslich visuell über Vortritt und Vorfahrt verständigen;
 - zur simultanen Begleitsteuerung andersartiger, zeitraubender Interaktion: z.B. während eines *Gesprächs*, wo der Sprecher über die Blicke seiner Zuhörer unverzüglich erfährt, *dass*, ja sogar *wie* er verstanden wurde (Kendon 1967); oder innerhalb verschiedenster *kooperativer Arbeitsprozesse*, wo ein kurzer Blick genügt, um anderen die Bereitschaft oder Aufforderung zu einem neuen Handlungsschritt zu signalisieren.

- 2) Blickkontakte wirken im sozialen Sinne äusserst selektiv, weil der Zwang zur okularen Fokussierung bewirkt, dass der Unterschied zwischen einer angeblickten und einer nicht angeblickten Person überaus deutlich in Erscheinung tritt: während die mangelnde Fokussierbarkeit akustischer Äusserungen zur Folge hat, dass die Differenzierung zwischen "angesprochenen" und "nicht angesprochenen" Anwesenden unklar bleibt, wenn die nötigen Spezifikationen nicht verbal mitexpliziert werden. Deshalb pflegen sich Sprecher und Angesprochene meist gegenseitig anzublicken, um sich ihrer interaktiven Bezogenheit in einem grösseren Kreise Mitbewesender zu vergewissern. Überhaupt wirken Blickkontakte überaus differenzierend auf kollokale Felder ein: indem sie sie aus dem ungeordneten multilateralen Geflecht "nicht-zentrierter Kommunikation" scharf profilierte Bilateralbeziehungen aussegregieren. Zur Vermeidung solcher Fragmentierungswirkungen ist es deshalb notwendig, visuelle Fokussierungen eher zu vermeiden und ein "ungeordnetes Wirrwarr von Blicken" (vgl. Goffman 1971: 146) aufrechtzuerhalten.
- 3) Wie alle andern nicht-verbalen Gesten sind Blicke in sachlicher Hinsicht eher unscharf definiert: weil sie trotz subtiler mimischer Ausdruckstechniken zu wenig differenzierbar sind, um dem Angeblickten präzise, inhaltsreiche Informationen zu vermitteln. Deshalb muss meist ein Rahmen gemeinsamer semantischer Vorverständigungen vorgegeben sein, damit die Partner sicher sein können, was ein Blick in einer gegebenen Situation bedeutet, und welche Schlüsse aus der speziellen Art, wie man angeblickt wird, gezogen werden können. Um aus der anspruchslosen Vollziehbarkeit, Schnelligkeit und hohen sozialen Selektivität von Blickkontakten optimalen Nutzen zu ziehen, muss man sich deshalb immer in einer konsensual interpretierten Situation befinden, wie sie für *flirtende Paare* oder *spielende Fussballmannschaften*, unter *Strassenverkehrsteilnehmern* oder im Verhältnis zwischen *Gästen und Bedienungspersonal* selbstverständlich ist: ebenso wie zwischen *homosexuellen Männern*, die mangels übriger Erkennungszeichen auf subtile Blickkontakte verwiesen sind, um einander zu identifizieren (Goffman 1969: 96). Wenn dieser semantische Kontext fehlt oder Unsicherheit über ihn besteht, können Blicke leicht den Charakter sphinxhafter Rätselhaftigkeit oder versonnener Unergründlichkeit bekommen: wenn es nicht durch begleitende oder nachgelieferte verbale Kommunikationen gelingt, ihre Bedeutung klar zu präzisieren.

3.6 Die gemeinsame äussere Umwelt als Quelle sozialer Strukturierung

Je enger Individuen räumlich zusammenrücken und je andauernder sie dies tun, desto grösser ist die Chance, dass sie vielerlei Dinge und Ereignisse ihrer äusseren Umwelt in gleicher Form, zum selben Zeitpunkt und aus ähnlicher Perspektive erleben, und dass sie die Möglichkeit haben, sich kommunikativ über diesen Fundus an intersubjektiven Gemeinsamkeiten zu vergewissern.

Interindividuelle Verständigungsprozesse über subjektive sinnliche Erfahrungen haben nun die einzigartige Bedeutung, dass sie in drei völlig verschiedenen Hinsichten zum Aufbau von Struktur verwendet werden können:

- 1) Sie helfen mit bei der Konstitution von *Strukturen der objektiven Wirklichkeit*: insofern interindividuell konvergierende Perzeptionen darauf verweisen, dass sie nicht in subjektiven Projektionen, sondern in einer *übersubjektiv geltenden Sphäre gegenständlicher Realität* ihren Ursprung haben.
- 2) Sie ermöglichen *Prozesse der Selbst- und Fremdzurechnung*, wie sie beim sozialen Aufbau von *Persönlichkeitsstrukturen* notwendig sind: insofern die Individuen aus der

Tatsache, dass sie auf identische sinnliche Erfahrungen verschiedenartig reagieren, informative Hinweise auf individuelle Besonderheiten der Wahrnehmungsfähigkeit, Erlebnisverarbeitung, Interessenlage oder emotionalen Sensibilität u. a. entnehmen können.

- 3) Sie können zur *Katalyse sozialer Strukturbildungen* Verwendung finden: z.B. wenn gemeinsam erlebte Zustände oder Ereignisse der äusseren Umwelt die Selektion eines konsensual akzeptierten Gesprächsthemas oder die Konstitution einer gruppenspezifischen Identitätsbasis erleichtern, oder wenn sich aus ihnen konsensuale Problemdefinitionen und daraufhin zugeordnete soziale Lösungsverfahren (Handlungspläne, Rollendifferenzierungen, Kooperationsweisen u. a.) herleiten lassen.

Im Extremfall können gemeinsam erlebte Umweltereignisse die konstitutive Ursache dafür sein, dass Individuen, deren kollokales Sozialverhältnis sich vorher auf wechselseitige Wahrnehmungen beschränkte, als „first responders“ miteinander in intensive Interaktions- und Kommunikationsbeziehungen treten: z.B. wenn Betroffene einer Erdbeben- oder Flutkatastrophe sich *ad hoc* zur spontanen Nachbarschaftshilfe bereitfinden, zufällige Zeugen eines Unfalls sich rasch auf gemeinsame Hilfeleistung verständigen (vgl. Darley/Teger/Lewis 1973), oder Sitznachbarn im steckengebliebenen Eisenbahnzug - die wachsende Unruhe im Gesicht des jeweils andern wahrnehmend - ein zunehmendes Bedürfnis spüren, ihren Unmut über die ärgerliche Verspätung im Gespräch zu thematisieren.

Diese drei Illustrationsbeispiele legen den Schluss nahe, dass es häufig eher *negative Ereignisse* (Enttäuschungen wie Überraschungen) sind, die die grösste "soziogene" Wirkung entfalten. Die Gründe dafür liegen wahrscheinlich darin,

- dass man sich über den unerwünschten oder unheilvollen Charakter negativ bewerteter Geschehnisse im sozialen Kreis oft leicht verständigen kann, weil diese sich meist gegenüber äusserst konsensualen Normalitätserwartungen (dass die Dinge ihren üblichen, mässig-positiven Verlauf nehmen) oder wenigstens gegenüber dem strukturierten *Wunsch*, dass "alles gut gehe", profilieren;
- dass Missgeschicke oder Unglücksfälle häufig einen Bedarf nach Interaktion (z.B. zum Zwecke der Korrektur, Hilfeleistung u. a.) nahelegen, oder das teilnehmende Interesse "unbeteiligter Dritter" zumindest stark legitimieren.

Positive Ereignisse hingegen sind als Anknüpfungspunkte für soziale Interaktion selbst dann nicht sehr geeignet, wenn sie sich durch ihren überraschenden und beglückenden Charakter gegenüber dem Rahmen des Gewohnten scharf profilieren: weil verschiedene Individuen ihnen je nach ihren subjektiven Wünschen und Hoffnungen einen unterschiedlichen Satisfaktionswert beimessen, und weil ihr Eintritt oft gerade zur Folge hat, dass sich der Bedarf nach zielgerichtetem sozialen Handeln (zum Zwecke der Bedürfniserfüllung oder Problemlösung) verringert.

Bei bereits interagierenden kollokalen Personen ist die gemeinsame Umwelt ständig als "kognitive Ressource" verfügbar, um den fortlaufenden Kommunikationsprozess mit Gesprächsthemen und das kooperative Interaktionsgefüge mit konsensfähigen Problemdefinitionen und Aufgabenstellungen zu alimentieren. Diese vom "Eigenrecht der Situation" (vgl. Luhmann 1964) herrührenden Orientierungen überlagern und neutralisieren dann sehr häufig die Realitätsdefinitionen oder normativen Zumutungen, wie sie aus der alokalen Sphäre der Organisationen und Institutionen an das Kollokalsystem herangetragen werden: z.B. wenn Kampftruppen sich im Gefecht eher vom direkt wahrgenommenen Feindverhalten anstatt von den Weisungen hoher Offiziere leiten lassen oder Dorfpfarrer und Ortspolizisten sich den "Realitäten ihres lokalen Kontextes" durch Verhaltensprakti-

ken anpassen, die mit den formalen Normen ihrer Institution in eklatantem Diskrepanzverhältnis stehen (vgl. Lipsky 1976).

In dem Masse, wie die Mitglieder eines Kollektivs ihr soziales Handeln an gemeinsamen sinnlichen Primärerfahrungen festmachen können, gewinnen sie einen Hebel, um sich vom "Import" institutionell verfestigter Orientierungsangebote unabhängiger zu machen, oder sich derartigen Oktroyationen gar zum vornherein zu verschliessen.

So sind die Bürger kleinerer Gemeinden nach wie vor wenig auf Empfehlungen politischer Parteien angewiesen, um sich bei Wahlen und Abstimmungen ein sicheres Urteil zu bilden: weil sie die Kandidaten aus eigener Anschauung kennen und sich über die konkrete Natur bestimmter Sachfragen (sowie die allfälligen Konsequenzen verschiedener Lösungen) "vor Ort" ein Bild machen können (vgl. König 1958: 45; Arzberger 1980:16; Jennings/Niemi 1966).

Im Falle von "Katastrophen" kann diese exogene Strukturierungskraft des Positiv-Faktischen ein unüberbietbares Maximum erreichen und den Charakter absoluter Unabweisbarkeit erhalten. Der kollektive Zusammenhalt wird in solchen Fällen völlig dadurch hergestellt, dass es auch ohne die Orientierungskraft sozialer Normen, Führung oder Autorität *eine* absolut dominierende Thematik gibt, auf die alle ihre gesamte Aufmerksamkeit fokussieren und über die alle miteinander sprechen; und *ein* einziger, absolut vorrangiger Gesichtspunkt, unter dem alle Aktivitäten, Interaktionsprozesse und sozialen Verhältnisse seligiert und bewertet werden. Zumindest temporär können alle *ex ante* bestehenden Status- und Rollendifferenzierungen ausser Kraft gesetzt werden und einer universellen Nivellierung Platz machen, wie sie sich aus der identischen biologischen Bedrohtheit und Schutzbedürftigkeit aller Menschen (gegenüber Flutwellen, Erdbeben, MG-Salven, Gammastrahlen u.a.) ergibt. Daraus wird beispielsweise auch verständlich, warum militärische Rangdifferenzierungen in der akuten kriegerischen Gefechtssituation zugunsten einer "Solidaritätsgemeinschaft" der Soldaten und Offiziere an Bedeutung verlieren (vgl. Lang 1965: 856ff.), oder warum Bergarbeiter unter Tage relativ egalitäre Gemeinschaftsstrukturen ausbilden, während in den gefahrenfreieren Arbeitsstätten "über Tage" stark vertikalisierte Hierarchieverhältnisse vorherrschend sind (Gouldner 1954).

In all diesen Fällen haben die Problemlagen der Umwelt dank ihrer "Monofokalität" einerseits und ihrer unabweisbaren Evidenz und Dringlichkeit andererseits die Funktion, monozentrische soziale Strukturformen (Führungsrollen, Autoritätspositionen, hierarchische Leitungsspitzen) teilweise oder ganz zu *substituieren*: weil es auch ohne diese Mechanismen sozialer Orientierung, Selektivität und Kontrolle gelingt, ein hohes Niveau geordneter, zielzentrierter Kooperation zu realisieren.

Die doppelte "subversive Kraft" sinnlicher Primärerfahrung in allen gesellschaftlichen Institutionen beruht darauf, dass

- jedes Individuum in seiner Selbstreferenz dazu neigt, zuallererst seinen eigenen Sinnen zu trauen und sich von den selbst erlebten Ereignissen seiner Nahwelt tief beeindrucken zu lassen;
- konvergierende sinnliche Erlebnisse eine äusserst leicht zugängliche und stabile Basis für konsensuale Verständigung darstellen, und durch diese intersubjektive Vergewisserung wiederum für jeden Einzelnen an Validität gewinnen.

Institutionen unterscheiden sich drastisch nach dem Ausmass, in dem sie diese in ständiger Neu- und Umbildung begriffene "Basisvegetation" situativ bedingter Strukturbildungen unterdrücken und bekämpfen, ihr neben alobal generalisierten Strukturen Raum gewähren oder sich gar völlig von ihnen penetrieren und steuern lassen.

Am einen Extrempunkt finden sich äusserst *normative* Institutionen wie die *Kirche* oder die *staatliche Rechtsordnung*, bei denen idiosynkratische lokale Subkulturen vorwiegend als zu vermeidende und zu eliminierende Störeinflüsse angesehen werden, die die Geltungsreichweite der autoritativen Normen und Verfahrensweisen unterminieren.

Im mittleren Bereich des Spektrums befinden sich z.B. *Industriebetriebe*, wo situationsunabhängig festgelegte Organisationsstrukturen und Verhaltensregeln ständig mit erfahrungs- und kenntnisgeleiteten Orientierungen (insbesondere im operativ-technischen Bereich) in spannungsvolle Wechselwirkung treten; oder die *Institution der Wissenschaft*, die geradezu darauf hin angelegt ist, ein dynamisches Wechselspiel zwischen der universellen Sphäre generalisierter Begriffe und Theorien und der partikulären Welt empirischer Daten in Gang zu halten.

Am äussersten Gegenpol zu Kirche oder Recht befinden sich rein *technisch-zweckorientierte Institutionen*, die sich im Interesse effektiver Problemlösung gegenüber empirischer Erfahrung uneingeschränkt offen halten und den Kollokalsystemen, die sinnliche Erfahrung in soziale Erfahrungen und Handlungen umsetzen, maximalen Entfaltungsspielraum gewähren. So ist es in gewissen Bereichen der *kurativen Medizin* üblich, die sozialen Kooperationsstrukturen streng den Erfordernissen optimaler Therapiechancen und minimaler Sterberisiken unterzuordnen: ganz besonders in der *Chirurgie*, wo gerade nicht ehrfurchtheischende Entscheidungszentralen, sondern "gut eingespielte Operationsteams" die strukturellen Zentren darstellen, in denen die Werte und Ziele der Institutionen am prägnantesten zum Ausdruck kommen (Goffman 1972:115ff.).

Die Qualifikation derartiger Teams bemisst sich nach der Fähigkeit all ihrer Teilnehmer, gemeinsam wahrgenommene Situationsbedingungen und Ereignisse (wie z.B.: Pulsschlag oder Herzrhythmus des Patienten) als "Strukturgeber" für individuelles Rollenhandeln und kollektives Kooperationsverhalten zu verwenden: indem jeder ohne weitere verbale Kommunikation weiss, um was für eine Problemkonstellation es sich handelt und was er an seiner Stelle tun muss, um zu ihrer Lösung beizutragen:

„Wenn ein Chirurgenteam lange genug zusammengearbeitet hat, um wirklich Teamarbeit leisten zu können, hat jedes Mitglied die Gesamtsituation und seine Rolle in ihr so im Griff, dass die Bedürfnisse des Patienten eindeutige Anweisungen erteilen. Eine Nebenarterie ist durchschnitten, das Blut spritzt heraus. Die Blutung erteilt allen drei Mitgliedern des Teams gleichzeitig einen Befehl, alle haben nämlich den Verlauf der Operation mit gleicher Aufmerksamkeit verfolgt. Dem Chirurgen sagt die Blutung: "Nimm Deine Hände weg, bis das hier unter Kontrolle ist", an die Instrumentenschwester ergeht die Aufforderung "Tupfer bereithalten" und an den Assistenten "Abklemmen".

Hier handelt es sich um die höchste und wirksamste Art von Kooperation, die wir kennen. Sie ist so effizient, dass alles ganz einfach, ja primitiv aussieht, Sie ist nur dort möglich, wo jedes Mitglied des Teams nicht nur seine Aufgabe durch und durch kennt, sondern auch genug von der gesamten Arbeit versteht, um den Bezug dessen, was er tut, zu allem, was sonst geschieht, zu sehen." (Burling 1955:10/11).

Im Amalgam mit institutionell vorgegebenen Strukturen (Rollenverteilungen, technischen Ausrüstungen und Instrumenten, erlernten Kunstgriffen u. a.). erzeugen die hinzutretenden situativen Stimuli einen derart hohen Spezifitätsgrad der Strukturierung, dass alle Beteiligten ohne verbale Kommunikation augenblicklich präzise wissen, was sie selber tun müssen, was jeder andere tun wird und von ihnen zu tun erwartet. Ein derartiges Sozialsystem kann im besten Wortsinne als ein "kollektiver Akteur" betrachtet werden, der hinsichtlich seiner Reaktionsfähigkeit, effizienten Zielstrebigkeit und Koordiniertheit der Einzelhandlungen den Leistungen eines allein arbeitenden Individuums kaum nachsteht, dieses aber hinsichtlich

- der Vielfalt von Wahrnehmungen und Urteilen, die in den Handlungsprozess eingehen,

- der Fülle des in der Handlungssituation verfügbaren Wissen und Könnens,
 - der Quantität und Vielfalt der innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitts ausgeführten Handlungen
- bei weitem übertrifft.

Viertes Kapitel:

Eigendeterminiertheit der Interaktionsprozesse als Substitut für Subjektivationen und Objektivationen

4.1 Einleitung

Die "Soziologie des Raumes" hat Georg Simmel eine Fülle kühner intuitiver Einsichten zu verdanken, deren Systematisierung aber dadurch behindert wird, dass sie auf nicht-deduktive, impressionistische Weise gewonnen wurden und deshalb in erster Linie als anregende heuristische Leithypothesen wertvoll sind, die nicht nur der empirischen Überprüfung, sondern zuallererst einer konzeptuellen Klärung und umfassenderen theoretischen Explikation bedürfen.

Ein gutes Beispiel dafür bietet jene unscheinbare Textstelle, in denen die nachfolgenden theoretischen Argumentationen dieses Kapitels ihre gemeinsame genetische Wurzel haben: jene Zeilen, in denen Simmel auf die Frage, unter welchen Voraussetzungen soziale Beziehungen auch ohne die physische Präsenz ihrer Mitglieder lebensfähig sind, eine überraschende doppelte Antwort formuliert:

"Gerade den in seelischer Einsicht entgegengesetzten Polen menschlicher Verknüpfungen - den rein sachlich-unpersönlichen und den ganz auf die Intensität des Gemütes gestellten - gelingt dieser Erfolg am leichtesten; den einen, etwa gewissen wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Transaktionen, weil ihre Inhalte in logischen Formen und eben deshalb schriftlich restlos ausdrückbar sind, den andern, wie religiösen und manchen Herzensvereinigungen, weil die Gewalt der Phantasie und die Hingegebenheit des Gefühls die Bedingungen von Zeit und Raum in einer oft genug mystisch erscheinenden Weise überwindet. In dem Masse, in dem diese Extreme ihre Reinheit verlieren, wird die örtliche Nähe erforderlicher: wenn jene objektiv begründeten Beziehungen Lücken zeigen, die nur durch logisch nicht fassbare Imponderabilien auszufüllen sind, oder wenn die rein innerlichen sich einem Beisatz äusserlich sinnlicher Bedürfnisse nicht entziehen können." (Simmel 1908: 480).

In modernerer Formulierung mag dies heissen, dass soziale Systeme in dem Masse von kollokaler Interaktion (bzw. von sozialen Interaktionsprozessen überhaupt) unabhängig werden, als es gelingt, die elementaren, auf interpersoneller Wahrnehmung und Kommunikation beruhenden sozialen Integrationskräfte durch *Stabilisierungsgrundlagen nichtsozialer Art* zu substituieren: wobei zwei völlig gegensätzliche, aber unter dem genannten Gesichtspunkt dennoch funktional äquivalente Wege zur Verfügung stehen:

- 1) *Externalisierung*: durch Texte, Fotos oder andere physische Trägerobjekte von Informationen, die auf abwesende Personen verweisen.
- 2) *Internalisierung*: durch intrasubjektiv erzeugter Vorstellungen (Erinnerungen, Imaginationen u.a.), die sich auf abwesende Personen beziehen.

Auf eine in der abendländischen Denktradition höchst ungewohnte Weise rücken hier die beiden Kategorien der "Subjektivierung" und der "Objektivierung" aufs engste zusammen, weil sie funktional äquivalente Lösungen darstellen für das Problem, soziale Beziehungen raumunabhängig zu stabilisieren, und weil sie dementsprechend in einem gemeinsamen Gegensatz stehen zu einem "mittleren" Fall kollokaler Interaktion, wo sowohl objektive Fremdreferenzen wie subjektive Selbstreferenzen nicht im selben Masse verselbständigt sind.

Ist es wirklich hinreichend, diese Situation der Kollokalität - wie Simmel glaubte - als eine Mischung von Subjektivem und Objektivem, von "Innerlichen" und "Äusserlichem" zu charakterisieren, oder haben wir vielleicht ein irreduzibles drittes Phänomen "sui generis" vor uns, bei dem diese gebräuchlichen Opposita ihren Dienst zum vornherein versagen? Es erscheint lohnend, ja sogar geboten, sich an diese fundamentale Frage auf dem Umweg über allgemeinere Überlegungen phänomenologischer Art heranzupirschen. Dabei wird von der "sinnlichen Wahrnehmung" als einer nicht hintergehbaren primären Gegebenheit ausgegangen, in der alle Prozesse der Subjektivierung und der Objektivierung ihren gemeinsamen genetischen Ursprung haben.

Die besonderen Komplikationen bei der sinnlichen Wahrnehmung fremder Personen und die noch schwierigeren Verhältnisse bei reziproken interindividuellen Wahrnehmungsprozessen liefern dann Ausgangspunkte, um kollokale Interaktion unter einem bisher nicht benutzten Blickwinkel erneut als Ursprung humaner Sozialität zu begreifen und über ihr sowohl komplementäres wie substitutives Verhältnis zu translokaler und alokaler Sozialität neue Einsichten zu erschliessen.

4.2 Die sinnliche Wahrnehmung als gemeinsamer Ursprung internaler und externaler Repräsentationen

Gemäss Edmund Husserl ist jeder Akt der sinnlichen Wahrnehmung "ianusgesichtig" in dem Sinne, dass er für das Subjekt immer unter zwei völlig verschiedenen Gesichtspunkten thematisch werden kann:

- 1) In *selbstreferentieller Inneneinstellung* kann sich das Subjekt (im Sinne eines "immanent gerichteten Aktes") auf die *Cogitatio* der Wahrnehmung richten: d.h. auf die Inhalte des innerpsychischen Erlebens, die völlig der geschlossenen Sphäre des *subjektiven Bewusstseinsstromes* angehören und - da "Wahrnehmung und Wahrgenommenes wesensmässig eine unvermittelte Einheit bilden" - in unzweifelhafter Evidenz gegeben sind.
- 2) In *fremdreferentieller Ausseneinstellung* kann das Subjekt (mittels eines "transzendent gerichteten Aktes") das *Cogitatum* des Perzeptionsvorgangs zum Thema machen: d.h. das im Medium hyletischer Sinnesempfindung appräsenzierte reale Objekt oder Ereignis, von dem prädiziert wird, dass es der subjektunabhängigen Sphäre der *objektiven Wirklichkeit* angehört: weil es sich mit allen übrigen Phänomenen der einen immerfort anwesenden äusseren Welt in einem durchgängigen zeitlich-räumlich-kausalen Zusammenhang befindet (vgl. Husserl 1976: passim).

"Vor mir liegt im Halbdunkel dieses weisse Papier. Ich sehe es, betaste es. Dieses wahrnehmende Sehen und Betasten des Papiers, als das volle konkrete Erlebnis von dem hier liegenden Papier, und zwar von dem genau in diesen Qualitäten gegebenen, genau in dieser relativen Unklarheit, in dieser unvollkommenen Bestimmtheit, in dieser Orientierung zu mir erscheinenden - ist eine cogitatio, ein Bewusstseinserlebnis. Das Papier selbst mit seinen objektiven Beschaffenheiten, seiner Ausdehnung im Raume, seiner objektiven

Lage zu dem Raumdinge, das mein Leib heisst, ist nicht cogitatio, sondern cogitatum, nicht Wahrnehmungserlebnis, sondern Wahrgenommenes. Nun kann Wahrgenommenes selbst sehr wohl Bewusstseins-erlebnis sein; aber es ist evident, dass so etwas wie ein materielles Ding, z.B. dieses im Wahrnehmungserlebnis gegebene Papier, prinzipiell kein Erlebnis ist, sondern ein Sein von total verschiedener Seinsart." (Husserl 1976: 71).

Die Inhalte der sinnlichen Wahrnehmung erfüllen alle die einzigartige Bedingung, dass sie simultan als Bauelemente zweier völlig verschiedener selbstsuffizienter, "autopoietischer" Ordnungen fungieren, und dass das Subjekt im Zustande der Perzipierens die volle Autonomie hat, widerstandslos und reversibel von der einen zur andern Orientierung überzuwechseln.

"Im cogito lebend, haben wir die cogitatio selbst nicht bewusst als intentionales Objekt; aber jederzeit kann sie dazu werden, zu ihrem Wesen gehört die prinzipielle Möglichkeit einer reflektiven Blickwendung und natürlich in Form einer neuen cogitatio, die sich in der Weise einer schlicht-erfassenden auf sie richtet." (Husserl 1976: 77).

Dem wahrnehmenden Subjekt fällt die Autonomie zu, die mit dem Doppelcharakter der sinnlichen Wahrnehmung verknüpfte "intentionale Unter determiniertheit" dadurch zu beiseitigen, dass es sich über das Prioritätsverhältnis zwischen selbstreferentieller oder fremdreferentieller Einstellungsweise permanent neu entscheidet. In einer *kognitiven* Orientierung z. B. kann es das subjektive Erleben auf den rein instrumentalen Status eines unerlässlichen Mediums zurückdrängen, das ihm dazu verhilft, einen objektiven Gegenstand besser zu erkennen. Und in einer rein *ästhetischen* Einstellung kann es umgekehrt den Gegenstand nur als ein reizauslösendes Medium behandeln, das dazu da ist, ihm bestimmte innere Erlebniszustände zu verschaffen.

Durch wiederholtes Hin- und Herpendeln zwischen beiden Perspektiven kann ein beliebig steigerbarer dynamischer Prozess in Gang gesetzt werden, in dessen Verlauf beide Aspekte an Reichhaltigkeit und Spezifität ständig hinzugewinnen: denn

- indem sich die kognitiven Kenntnisse vom äusseren Gegenstand vermehren, steht ein immer reichhaltigeres Ausgangsmaterial zur Verfügung, an das innere Erlebniszustände, Gefühlsreaktionen u. a. anschliessen können;
- aktuelle oder antizipierte psychische Erlebniszustände können dazu motivieren, die Sinnesorgane zu schärfen und das Wissen über äussere Gegenstände oder Ereignisse zu mehren.

Allerdings wird die Symmetrie (und damit auch: die Produktivität) derartiger positiver Rückkoppelungen dadurch gemindert, dass einzelne Sinnesorgane zugeschriebenermassen eine mehr selbstreferentielle, andere eine eher fremdreferentielle Primärorientierung besitzen.

So sind vor allem der *Geschmackssinn* und das *Schmerzempfinden* darauf angelegt, in erster Linie *psychische Erlebniszustände* zu vermitteln, ohne dass durch deren Vermittlung die sie auslösenden objektiven Gegen- oder Zustände präzise Konturen gewinnen. Und umgekehrt ist die fremdreferentielle Orientierung des *Gesichtssinns* derart ausgeprägt, dass alle Wahrnehmungen bereits vor der bewussten Dechiffrierung in objektivierender Weise entzerrt und mit einem reichen "Horizont von Verweisungen" ausgestattet werden: so dass sich das "wirklich Gesehene" auf unkontrollierbare Weise mit dem "zusätzlich Gewussten" amalgamiert.

Gerade dank dieser komplementären Innen- oder Aussenspezialisierung der einzelnen Sinnesqualitäten stellt sich der Gesamtbereich der sinnlichen Wahrnehmung als eine Sphäre dar, innerhalb der fremdreferentiell-kognitive und selbstreferentiell-reflexive Orientierungen einen gleichrangigen Platz behaupten.

Und die Konvergenzen der Synästhesie bestätigen den bereits bei jeder elementarsten Einzelwahrnehmung gewonnen Eindruck: dass es eine Ebene primärer empirischer Erfahrungen gibt, bei der es sich erweist, dass subjektive Erlebnis- und objektive Realitätsgehalte unabweisbar miteinander korrelieren: als zwei polare Aspekte desselben sensorischen Vollzugs, die bei all ihrer wechselseitigen Unselbständigkeit ihre exklusive Zugehörigkeit zu verschiedenen selbstsuffizienten Ordnungen in maximaler Schärfe aufrechterhalten.

Jeder Akt sinnlicher Wahrnehmung erfüllt die doppelte Funktion, dem Subjekt Informationen über die äussere Umwelt *und* Bezugsmaterialien für seinen selbstreferentiellen subjektiven Erlebensfluss an die Hand zu geben; und er liefert ihm eine erneute Wahlmöglichkeit, um entweder über die intentionale Bezugnahme auf ein objektiv Gegebenes zu einem *subjektiven Erlebnis* oder über das Medium des innerpsychischen Erlebens zur *Erkenntnis des Objektiven* zu gelangen.

Diese doppelte Funktionalität erhöht die Sicherheit, dass Subjekte andauernd motiviert sind, Wahrnehmungakte zu vollziehen, aber sie verringert andererseits die Voraussehbarkeit, *wie* und *in welcher Absicht* sie dies tun: eine Quelle von Unsicherheit und doppelter Kontingenz, in der mannigfache Chancen und Risiken kollokaler Interaktion ihren Ursprung haben.

Nun lässt sich die Vorstellung einer "reinen sinnlichen Wahrnehmung" allerdings nur im Sinne eines heuristisch wertvollen abstrakten Gedankenmodells und keineswegs als Deskription irgendeiner vorfindbaren Wirklichkeit aufrechterhalten. Idealtypisch würde sie bedeuten, dass Cogitatio und Cogitatum als zwei völlig unselbständige Aspekte desselben intentionalen Vollzugs miteinander kovariieren: die aktuell wahrgenommenen Gegenstände und Ereignisse sind hinreichend, um mein ganzes innerpsychisches Erleben zu bestimmen, und meine inneren Erlebnisse sind suffizient, um alle Aspekte der von mir für wahr gehaltenen Realität zu identifizieren.

Damit ist ein äusserst instabiler Grenzzustand minimalster Subjekt-Objekt Differenzierung bezeichnet, der sich vielleicht im frühen ontogenetischen Reifestadium der "*primären zirkulären Reaktion*" annäherungsweise vorfindet (vgl. z.B. Flavell 1963: 62 ff.; Piaget 1969: 49), und der in dem Masse verlassen werden muss, als es darum geht,

- die *internalen* Korrelate verschiedener Wahrnehmungen als Konstituenten eines subjektiven Bewusstseinsstromes und biographischen Prozesses in Anspruch zu nehmen: d.h. an die innere Systemordnung des Subjekts zu assimilieren, das sich im beliebigen Wechsel externaler Bedingungen als Identisches aufrechterhält;
- die *externalen* Korrelate verschiedener Perzeptionen in die Interdependenzordnung einer objektiven äusseren Wirklichkeit zu integrieren, von der man unterstellt, dass sie sich wahrnehmungsunabhängig (und subjektunabhängig) nach eigenen Gesetzen perpetuiert.

Je nach dem absoluten Gewicht und der relativen Dominanz der internal-subjektiven oder der external-objektiven Integrationsimperative geht dann mit jedem Wahrnehmungsakt das Streben einher, die Positivität des sinnlich Gegebenen in zwei entgegengesetzte Richtungen zu überschreiten:

1) *Subjektivierend:*

indem die Wahrnehmungsinhalte durch innerlich konzipierte oder imaginierte Vorstellungen überlagert werden, deren Funktion darin besteht, die Assimilation des Erlebten an die subjektiven Bewusstseins-, Gedächtnis- und Identitätsstrukturen zu erleichtern. So werden vage, divergente Wahrnehmungsinhalte durch Akzentuierung der einen und durch Abschwächung oder Ignorierung anderer Merkmale zu prägnanten "Gestalterlebnissen" verdichtet, und/oder es werden aus der Erinnerung bereits vorgefertigte Assimilations-

schemata mobilisiert, um mangelnde Wahrnehmungsdaten zu ergänzen oder gar bestehende Sinneseindrücke zu überspielen.

Ähnlich wie schriftliche Akten in einer bürokratischen Organisation dienen intraindividuell verfertigte Gestaltbilder dem Zweck, ein neues aktuales Ereignis

- in die Termini eines bereits vertrauten systemeigenen Codes zu kleiden, damit das System in selbstreferentiellen Prozessen darauf Bezug nehmen kann;
- mit andern, simultanen oder vergangenen Ereignissen in ein klar definiertes Verhältnis (der Gleichheit, Ähnlichkeit, Verschiedenheit u.a.) zu bringen d.h. auf ein Kategorienraster zu projizieren, das den systemeigenen Differenzierungsfähigkeiten (des Perzipierens und Reagierens) entspricht;
- derart prägnant zu stilisieren, dass es (im Unterschied zu amorph-unspezifizierten Erlebnissen) als ein zusammenhängendes Ganzes leicht wiedererinnert werden kann.

Vor allem aber wird erreicht, dass das Subjekt nun auf ein bestimmtes Objekt oder Ereignis unabhängig von dessen räumlich-zeitlicher Anwesenheit Bezug nehmen kann: weil es nun durch das verselbständigte innerliche Bild eine *Virtualpräsenz* gewonnen hat, an die dieselben Reaktionen (der Erinnerung, des Gefühls, des Verhaltens u.a.) wie an seine Realpräsenz geknüpft werden können. So zeigt sich die wachsende Ausdifferenzierung des Persönlichkeitssystems im Laufe des ontogenetischen Reifungsprozesses vor allem darin, dass sich das kindliche Verhalten immer mehr an autonom evozierten inneren Vorstellungen anstatt an exogenen, unkontrollierbar variierenden Wahrnehmungsreizen orientiert (vgl. Piaget 1969).

Als beliebig ausbaubarer Bestand jederzeit abrufbarer "Virtualkognitionen" können interne Repräsentationen flexibel jene Orientierungslücken auffüllen, die aus der Abwesenheit, übergrossen Entfernung oder sonstwie behinderten Wahrnehmung intendierter Gegenstände oder Ereignisse entstehen: wobei ihre substituierende Wirkung bei zeitlich perpetuierenden Gegenständen natürlich weniger benötigt wird als bei punktuellen Ereignissen, auf die sogleich nach ihrem Geschehen nur noch über das Medium internal gespeicherter Erinnerungen Bezug genommen werden kann.

Dank der Substitutionswirkung internaler Repräsentationen kann es einem Subjekt gelingen, innere Erlebniszustände (und entsprechende Verhaltensdispositionen) unabhängig von der Variabilität situativer Bedingungen zu stabilisieren: und entsprechend kann es mit wachsendem Ausbau dieser Virtualisierungsfähigkeiten immer besser in der Lage sein, in einer variierenden und komplexen Umwelt relativ stabilere und einfachere Erwartungsstrukturen aufrechtzuerhalten. Im Verhältnis zu vorübergehend abwesenden Objekten entstehen dann häufig charakteristische Probleme der "referentiellen Überdetermination": in dem Sinne, dass die mit seinem Wiedererscheinen assoziierten Sinneseindrücke durch das Virtualbild, das man sich in seiner Abwesenheit von ihm gemacht hat, überlagert werden.

Die meisten Wahrnehmungen vollziehen sich als Akte des "Wiedererkennens", bei denen immer wieder neu darüber entschieden werden kann, ob die Überstrukturiertheiten

- *assimilativ*: durch Angleichung der Perzeptionen an die interne Repräsentation, oder
- *akkommodativ*: als Ajustierung der internalen Repräsentation an die Perzeptionen aufgelöst werden sollen.

2) *Objektivierend*:

indem die externale Komponente des Wahrnehmungsinhalts als Appräsentation (bzw. indirekte zeichenhafte Repräsentation) eines Stücks objektiver Realität begriffen wird, die nicht nur die aktual gegebene, sondern auch die in der Vergangenheit vollzogene und zukünftig denkbare Wahrnehmung bei weitem transzendiert.

Über die phänomenalen "Verweisungszusammenhänge" gelingt es dem Subjekt mühelos wie auf Gleitschienen, von seiner subjektzentrierten Anschauung zum perspektivenfrei konzipierten "Gegenstand an sich" zu gelangen: als ein idealisierter Inbegriff unendlich vieler und variabler Wahrnehmungen, die hier und dort, jetzt und später, von mir oder von andern vollzogen werden können.

Vor allem *visuelle* Wahrnehmungen werden durch Mechanismen, die dem Bewusstsein vorgeschaltet und einer intentionalen Steuerung nicht zugänglich sind, in objektivierender Weise dezentriert: z.B. wenn entfernte Personen so gross wahrgenommen werden, wie sie "in Wirklichkeit" sind, oder wenn unter beliebigen Lichtverhältnissen dieselben Farbverhältnisse erhalten bleiben (vgl. Gehlen 1950: 171; Merleau-Ponty 1976).

Bei andern Sinnesorganen ist man fast ausschliesslich auf einen artifiziellen Fundus von Verweisungsregeln angewiesen, die auf der Akkumulation eigener Erfahrung oder - häufiger - auf der Übernahme eines intersubjektiv gesicherten Wissensbestandes beruhen: z.B. wenn man gelernt hat, den Schmerz als Anzeichen einer inneren Krankheit, den Brandgeruch als Anzeichen für ein nahes Feuer oder ein charakteristisches saures Geschmackserlebnis als "Zitronensaft" zu interpretieren.

Eigentlich trifft es nur für visuelle, und in verminderter Form für taktile sowie akustische Erlebnisse zu, dass sie im Regelfall mit einem starr gekoppelten "Horizont an externen Verweisungen" ausgestattet sind, durch den das Individuum ohne die Mobilisierung zusätzlicher Wissensbestände oder Verstandestätigkeiten dazu gebracht wird, von der Spezifität des subjektiven Erlebnisses auf die korrelative Spezifität eines Real-Gegenständlichen zu "schliessen". Sowohl Schmerz- wie auch Geruchs- oder Geschmackswahrnehmungen werden dem Subjekt hingegen *primär* vor allem als immanente *Erlebnis-inhalte* bewusst. Gerade dadurch bleiben sie offen, um *sekundär* mit beliebigen, intentional konstruierten und je absichtlich manipulierbaren Deutungshorizonten verbunden zu werden, die im Unterschied zu den starr programmierten visuellen Verweisungszwängen variabel bleiben und deshalb sowohl personellen wie auch kulturellen Bedingtheiten unterliegen.

"Objektivierung" bedeutet, dass ich mit einem Gegenstand nicht mehr auf dem direkten Wege der aktuellen Wahrnehmung und auch nicht auf dem indirekten subjektiven Wege eines *internal vorgestellten Bildes*, sondern auf dem noch mittelbareren Wege des *abstrakten Wissens* von ihm Umgang habe: eines Bestandes veräusserlichter symbolischer Repräsentationen, die mich von Wahrnehmungs-, Imaginations- oder Erinnerungstätigkeit in gleicher Weise entlasten. Mittels Objektivationen, und nur durch sie, vermag ein Subjekt seinen Bezug zu der aktual nicht wahrgenommenen äusseren Welt sicherzustellen, ohne dass es genötigt wäre, sein Aufmerksamkeitsfeld durch mentale Erinnerungs- oder Phantasiebilder zu besetzen. Umso mehr ist es dafür gezwungen, "objektive Gesetzmässigkeiten der Realität" zu postulieren und/oder die Verlässlichkeit übersubjektiv geltender Symbole, Wissensbestände oder Institutionen in Anspruch zu nehmen.

Wenn ich mich den naturwissenschaftlichen Gesetzen der Substanzerhaltung und Schwerkraft anvertraue, brauche ich mich über das Weiterbestehen und zukünftige Wiedererscheinen des gegenwärtig unsichtbaren Mondes nicht zu sorgen; und wenn mein Vertrauen in kartographische Experten und Verlage ausreicht, finde ich es risikolos, meine Reiseroute an Landkarten und Stadtplänen zu orientieren.

So mag man unter "externaler Repräsentation" die Gesamtheit aller Mechanismen verstehen, die dazu dienen, die transzendente, auf ein "objektives Sein" verweisende Komponente von Wahrnehmungsakten aus ihrer Koppelung an Prozesse subjektiven Erlebens zu befreien, um sie derart zu dezentrieren, dass sie spannungsfrei in einen subjektunabhängigen Geltungszusammenhang integriert werden kann.

Eine derartige Formulierung ermöglicht es, die "objektive Wirklichkeit" als nur eine unter vielen Ordnungen mit übersubjektiver Geltungskraft zu thematisieren, neben der vor allem auch die *institutionellen Regelsysteme* der Gesellschaft berücksichtigt werden müssen.

So werden Individuen durch das *formale Recht* und die zugehörigen Vollzugsorgane davon entlastet, ihr Eigentum andauernd selbst zu überwachen, oder sich in ihrer Abwesenheit alle Risiken, denen es ausgesetzt sein könnte, innerlich vor Augen zu halten.

Die besondere Bedeutung von *kulturellen Artefakten* liegt in diesem Zusammenhang darin, dass sie sich als Trägermedien für besonders stabilisierungsbedürftige Erwartungsstrukturen eignen, bei denen sich die Persistenz institutioneller Autoritäten und Regelungen mit der *exogen vorgegebenen* Dauerhaftigkeit physischer (vor allem anorganischer) Substrate verbindet.

So horte ich Geldscheine, weil ich gleichzeitig an die langfristige Aufbewahrbarkeit des gedruckten Papiers *und* an die Weiterführung einer nichtinflationären Wirtschaftspolitik glaube; und selbst auf schlecht beleuchteter nächtlicher Strasse kann ich zügig fahren, weil mein gesammeltes Vertrauen in die Vernunft von Institutionen und die Dauerhaftigkeit von Landschaften und Bauwerken die Unterstellung rechtfertigt, dass die asphaltierte Fahrbahn über die momentane Reichweite meines Scheinwerferlichts hinaus weiterführt.

Wenn sich das Verhältnis eines Subjekts zu einem *wahrgenommenen Objekt* dadurch konstituiert, dass es unabweisbar vorgegebene, nicht manipulierbare Kovarianzen zwischen Cogitatio und Cogitatum akzeptiert, so entsteht seine Beziehung zu einem *nicht* wahrnehmbaren Gegenstand dadurch, dass es verselbständigte Subjektivierungen und Objektivierungen auf eine eigenselektive Weise miteinander kombiniert.

Wenn mir zum Beispiel ein bewegter Gegenstand wegen wachsender Entfernung immer undeutlicher vor Augen steht, werde ich feststellen, dass

- das internal gespeicherte Erinnerungsbild, wie er vorhin ausgesehen hat,
- das external abgestützte Urteil, wie er nach generellen physischen Gesetzmässigkeiten weiterhin aussehen muss,

gemeinsam dazu verhelfen, die zunehmenden Wahrnehmungslücken aufzufüllen und mein Verhältnis zu ihm auch über den Zeitpunkt seines völligen Verschwinden hinweg zu stabilisieren.

Die externale Repräsentation kann sehr wohl in Gestalt einer Photographie oder einer schriftlichen Beschreibung dicht vor mir liegen: wegen der engen Selektivität und begrenzten Differenzierungs- und Auflösekapazität derartiger "Abbildungen" wäre die Vergegenwärtigung des Abwesenden nur sehr unvollkommen, wenn ich sie nicht durch mein Erinnerungsbild komplettieren könnte.

Dank ihrer wechselseitigen Verselbständigung ist es möglich, dass internale und externale Repräsentationen spannungsvoll voneinander divergieren: das Haus meiner Kindheit kann sich unter dem Eindruck verklärender Rückerinnerungen mit der Zeit ganz anders darstellen, als es damals war: während es doch auch zutrifft (und ich es wissen kann), dass unterdessen Alterungs- und Witterungseinflüsse dazu beigetragen haben, es in ganz andere Richtung drastisch zu verändern.

Sind internale und externale Repräsentationen für die Revokation von Abwesendem normalerweise höchst komplementär, so sind sie andererseits auch in weitem Umfang *substitutiv*. Der Grenzfall einer rein *internen* Repräsentation liegt nur in jenen seltenen Randfällen vor, wo sich mit dem evozierten Erinnerungsbild ausschliesslich egozentriert-subjektive Erlebnisinhalte und keine dezentriert-objektiven Wissensinhalte verbinden: also regelmässig z.B. bei der Wiedervergegenwärtigung von Schmerzerfahrungen oder gastronomischen Genüssen, aus denen normalerweise keine verselbständigbaren Objektivierungen entstehen.

Der entgegengesetzte Extremfall einer rein externen Repräsentation bedeutet, dass ein Individuum faktisch mit Abwesendem "rechnet", ohne es zu kennen und/oder sich im mindesten darum zu kümmern. Die implizite Hintergrundgewissheit, dass morgen die Welt

noch existieren und die Sonne aufgehen wird, mein Haus nach der Ferienreise noch steht und mein Steueramt mich auch dieses Jahr nicht vergisst - solch unthematisierte, aber im faktischen Entscheiden und Handeln dennoch immens wirksame Fundamentalprämissen sind allein durch die Verlässlichkeiten auf objektiver und übersubjektiver Ebene abgesichert. Ihnen verdanke ich es, dass ich meine knappe Aufmerksamkeit umso mehr jenen privateren abwesenden Dingen zuwenden kann, zu denen ich *nur* dadurch, dass *ich* sie virtuell vergegenwärtige, in Beziehung treten kann.

Über alle Gegensätzlichkeiten ihrer Konstitutionsweise hinweg besitzen internale und externale Repräsentationen einige bedeutsame Gemeinsamkeiten, dank denen sie sich in gemeinsamer Kontraststellung zur sinnlichen Wahrnehmung befinden.

Insbesondere gilt für beide, dass sie die dynamische *Bipolarität* des Innen und Aussen, die für perzeptive Prozesse so charakteristisch ist, durch eine spannungslosere *Unipolarität* ersetzen: indem sich die sinnhaften Referenzen ausschliesslich entweder um ein subjektives Cogitatum (Vorstellungsbild, Erinnerung u.a.) oder um einen subjektunabhängigen Bezugskern (physischer Gegenstand, Begriff, Symbol u.a.) kristallisieren. So kann ich meine Referenz zu einer abwesenden Person dadurch sicherstellen, dass ich entweder das aus vergangenen Begegnungen gewonnene Erinnerungsbild reaktualisiere oder indem ich eine Fotografie von ihr in der Tasche trage: und selbstverständlich können beim Betrachten des Fotobildes die beiden Repräsentationen in komplexe Wechselwirkungen zueinander treten. Die dadurch realisierte Koppelung von Internalität und Externalität ähnelt aber nur ganz oberflächlich derjenigen, die sich in der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung ergibt. Der drastische Unterschied besteht darin, dass bei der Koppelung von Erinnerungsbild und Fotobild zwei verselbständigte, nach je eigenen Prinzipien konstituierte und verfestigte Sinnstrukturen miteinander in Beziehung treten, ohne zueinander jenes Verhältnis flüssiger Osmose und wechselseitiger Spezifizierung einzugehen, das zwischen der Cogitatio und dem Cogitatum des direkten Wahrnehmungsaktes typischerweise besteht.

Zwar sind bescheidene reziproke Spezifikationen z.B. in dem Sinne denkbar, dass mich das Foto über die Fehlerhaftigkeit meiner Gedächtnisvorstellung belehrt oder meine Erinnerung präzise genug ist, um im physischen Abbild Unzulänglichkeiten zu registrieren. Aber niemals kann ich jenen Prozess unerschöpflicher Erweiterung und Verfeinerung von Erlebnissen und Erfahrungen in Gang setzen, der die Sphäre sinnlicher Perzeption so einzigartig und unersetzlich macht: weil (a) *Inaktualität*, (b) *Selektivität* und (c) *limitierte Differenziertheit* der internalen wie auch der externalen Repräsentationen mich daran hindern.

a) *Inaktualität*

Sowohl mentale Erinnerungs- wie physische Fotobilder sind in parasitärer Weise und unauflöslich an vergangene Situationen unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmbarkeit gebunden: und beides sind Speichermedien mit dem Zweck, Vergangenes in erstarrter Form aufzubewahren und für beliebige zukünftige Gegenwarten zugriffsbereit zu halten. Beide Repräsentationsweisen können eine von der Realität längst überholte Vorstellung der - inzwischen älter gewordenen oder gar gestorbenen - Person vermitteln.

b) *Selektivität*

Sowohl Erinnerungen wie Fotos fixieren das Intentionum in einer ganz spezifischen Perspektive, stabilisieren eine selektive Auffassungsweise, die bei späteren Reaktualisierungen nicht mehr willkürlich verändert werden kann. Bei internalen Repräsentationen sind es die damaligen, durch manche subjektiven Faktoren mitbestimmten Qualitäten selektiven Wahrnehmens, inneren Erlebens oder emotionalen Reagierens, die dem nachträglich stabilisierten Erinnerungsbild ihre irreversible Prägung und Färbung verleihen; bei Fotoaufnahmen die zufälligen Standort- und Zeitbedingungen der Aufnahme, die auf alle Zeiten

über sichtbare und unsichtbare Einzelheiten entschieden haben. Nur aktuell anwesende, der sinnlichen Anschauung zugängliche Gegenstände sind "Inbegriffe unendlicher Erfahrungsmöglichkeiten", die dem Subjekt die Autonomie gewähren (bzw. es auch dazu zwingen), seine selbstgewählten Auffassungsperspektiven ins Spiel zu bringen und über deren Beibehaltung oder Wechsel jeden Augenblick neu zu befinden. Sowohl bei internalen wie bei externalen Repräsentationen muss das Subjekt seine Freiheit, sie situationsunabhängig und zu beliebigen Zeitpunkten reaktualisieren zu können, teuer damit bezahlen, dass es immer nur selektiv präformierte "Bilder" vorfindet, die es dazu nötigen, sich an von ihm selbst früher gewählte oder von anderen Subjekten festgelegte Weisen des Erlebens, Erfahrens, Betrachtens oder Wissens zu binden.

c) Limitierte Differenziertheit

Die Schärfe menschlichen Erinnerungsvermögens, die Empfindlichkeit eines Farbfilms, die Exaktheit einer verbalen Beschreibung oder die Differenziertheit eines logisch-theoretischen Modells sind auf jeweils charakteristische und unüberwindliche Weise begrenzt. Je nach dem "Auflösungsvermögen" des verwendeten Speichermediums und Enkodierungsprozesses ist die Komplexität des Repräsentationsbildes sowohl faktisch wie theoretisch auf ein unüberschreitbares Maximalniveau reduziert: während ein leibhafter Gegenstand mit einem Horizont unendlicher zusätzlicher Erfahrungs- und Erlebnismöglichkeiten vor mir steht und mich dazu einlädt, mit immer sensibleren Erfahrungsinstrumenten kognitiv in ihn einzudringen und in immer subtilerer Weise subjektiv auf ihn zu reagieren. Solche Nachteile werden teilweise durch eine umso höhere Fungibilität und Rekombinierbarkeit der wahrnehmungsunabhängigen Repräsentationen kompensiert.

Sowohl auf dem Weg der Internalisierung wie der Externalisierung gelangen Individuen dazu, sich aus der unerbittlichen irreversiblen Sequentialität realer Wahrnehmungsprozesse zu befreien: indem Aktualwahrnehmungen durch verselbständigte Schemata substituiert werden, die zu beliebigen Zeitpunkten, in beliebiger synchroner Kombination oder diachroner Reihenfolge evoziert und miteinander verbunden werden können. Unabhängig davon, ob man im eigenen Gedächtnis oder im Fotoalbum nach "Erinnerungsbildern" kramt: immer findet man Arsenale von wechselseitig wohlabgegrenzten, gestalthaften Einzelelementen vor, die man völlig unabhängig von der Zeitfolge und den Begleitumständen ihrer Entstehung auswählen und Revue passieren lassen kann (vgl. z.B. Husserl 1928: 459; Schütz 1974:53).

Nur dadurch wird es beispielsweise möglich, beliebige Mengen irgendwann und irgendwo akkumulierter disparater Realwahrnehmungen für Lernprozesse verfügbar zu machen: indem man sie in Hinblick auf neuartige Problemlösungen systematisiert und in innovativer Weise miteinander kombiniert (vgl. Flavell 1963: 118).

Die sowohl den internalen wie den externalen Repräsentationen eigenen Merkmale (retrospektive Orientierung, erstarrte Perspektivität, begrenztes Auflösungsvermögen, Verlust an Eigenaktivität) haben im allgemeinen zur Folge, dass sie im allgemeinen nicht imstande sind, als vollwertige Substitute für sinnlich Wahrnehmbares zu fungieren.

Abwesendes erscheint im Vergleich zu Anwesendem in einem Modus defizienter Gegebenheit: sei es, dass meine begrenzte Einbildungskraft mich daran hindert, einer imaginierten Flasche Wein ebenso viel Erlebniskraft wie einer trinkbereit vor mir befindlichen Flasche zuzusprechen; sei es, dass ich dafürhalte, ein realer Aufenthalt in Amerika würde mir unendlich viele zusätzliche, über alles Bücherwissen und alle bisherigen Reiseerzählungen früherer Touristen hinausreichende, Kenntnisse vermitteln.

Dieser Defizienzgrad des Abwesenden ist aber durchaus relativ, und sein Ausmass variiert völlig danach

- a) wie die Objekte oder Ereignisse beschaffen sind, auf die ich mich (in erlebens- oder erkenntnisbereiter Weise) intentional ausrichte,
- b) mit welchen Motiven und Fähigkeiten der Differenzierung, Klassifizierung, Konzeptualisierung u. a. ich derartige Ausrichtungen vollziehe.

Am besten lässt sich sinnliche Wahrnehmung überall dort durch interne oder externe Repräsentationen ersetzen, wo sie sich auf statische, unperspektivische simpel strukturierte Objekte ohne jede Eigenaktivität bezieht: sei es, dass die Gegenstände ihrer intrinsischen Natur nach so sind, oder sei es dass das Subjekt sie durch die Selektivität seiner sinnhaften Einstellung, Erwartungshorizonte und Wahrnehmungsdispositionen darauf reduziert.

So sind alle idealisierten *logischen und mathematischen Konstrukte* (Zahlen, geometrische Figuren, formale Operationen) im Medium ihrer internalen oder externalen Repräsentation in vollständig suffizienter Weise gegeben: kein physisch vor meinen Augen liegendes Dreieck könnte mich über zusätzliche geometrische Dreieckseigenschaften belehren, die ich nicht auch an einem virtuell vorgestellten oder symbolisch gezeichneten Dreieck identifizieren könnte.

Bereits bei dreidimensionalen Referenzobjekten geht diese perfekte Äquivalenz von Repräsentation und realem Gegenstand teilweise verloren, weil

- *internale Repräsentationen* immer nur in der Form perspektivisch vereinseitigter Gestaltbilder evozierbar sind, und es fast nicht möglich ist, im Geiste jene "einheitliche Mannigfaltigkeit perspektivischer Einzelbilder" zu generieren, wie sie sich beim Herumgehen um den real daseienden Gegenstand "von selbst" ergibt.;
- *externale Repräsentationen* ebenfalls nur als projektive Abbildungen, oder dann aber als höchst unanschauliche mathematische Modellvorstellungen (z.B. Gleichungssysteme höherer Ordnung) gegeben sind, deren kognitive Adäquatheit damit bezahlt werden muss, dass sie nicht mehr sinnlich-gestalthaft vorgestellt werden können.

In der Masse, wie ich einem Gegenstand neben räumlicher Ausdehnung auch andere physische Eigenschaften (Materialzusammensetzung, Farbe, Härte u.a.) zuschreibe, wächst die Defizienz der Repräsentationen gegenüber dem "leibhaftigen Gegenstand" bereits in Unermessliche an: weil kein noch so detailliertes Vorstellungsbild und keine noch so hochauflösende Bilddarstellung ausreichend ist, all seinen partikulären Feinstrukturen und all seinen variablen Anschauungsweisen (z.B. unter wechselnden Lichtbedingungen, Kontrastwirkungen mit andern Gegenständen u.a.) Rechnung zu tragen.

Immerhin steht es bei allen anorganischen, mit keinerlei Eigenaktivität begabten Gegenständen noch in der Hand des Subjekts, sie in derart starrer, unperspektivischer und simplifizierter Weise wahrnehmungsmässig aufzufassen, dass interne oder externe Repräsentationen als adäquate Statthalter seiner leibhaftigen Realpräsenz empfunden werden. So mag ein konventioneller Ägyptentourist die Pyramiden in ganz ähnlicher Weise sehen, wie er sie bereits aus Fotobüchern und Ansichtskarten kennt; und bei der mentalen Vergegenwärtigung meines vertrauten Wohnzimmers kann ich die Erlebnisinhalte praktisch vollständig vorwegnehmen, die sich bei seinem x-ten Wiederbetreten unweigerlich einstellen werden.

Diese Souveränität des Subjekts, Wahrnehmungs- und Repräsentationsbilder durch eigene Synthesebemühungen miteinander in Deckung zu bringen, muss sich allerdings auf statisch-inaktive Objekte beschränken, die der doppelten Bedingung genügen, dass sie

- den selbstgewählten Auffassungsgesichtspunkten und Differenzierungskriterien des wahrnehmenden Subjekts keinerlei eigensinnigen Widerstand entgegensetzen;

- dank ihrer invarianten Eigenschaften ein für allemal erkennbar sind und deshalb nicht weiter als Quelle unvorhersehbarer Überraschungen in Betracht gezogen werden müssen.

Nur unter solchen Voraussetzungen verfügt das Subjekt nämlich

- a) über die Freiheit, die Komplexität des Wahrgenommenen durch selektives Ignorieren verschiedenster Mitgegebenheiten auf das Komplexitätsniveau internaler oder externaler Repräsentationen "herunterzutransformieren",
- b) über die Fähigkeit, adäquate und verlässliche kognitive Repräsentationen des Wahrgenommenen zu kristallisieren.

In dem Masse nun, wie das wahrgenommene Objekt als eine ursächliche Quelle eigenselektiv erzeugter Ereignisse, Reaktionen, Verhaltensweisen oder Handlungen aufgefasst wird oder ihm gar die Fähigkeit zugestanden wird, sich gegenüber dem Beobachter auf selbstgewählte Weise darzustellen, lässt sich dieser Hiatus zwischen Realpräsenz und Repräsentation in keiner Weise mehr überbrücken.

Selbst bei *niedrigen Lebewesen* macht es einen grösseren Unterschied als bei unbelebten Gegenständen, ob sie im Wahrnehmungsfeld anwesend sind oder nicht: weil sie durch die Aktualität ihres Verhaltens eine Komplexität und Spontaneität entfalten, denen - im Unterschied zu den invarianteren Merkmalen ihrer Anatomie - in den internalen oder externalen Repräsentationsbildern auf keine Weise Rechnung getragen werden kann.

Bereits gegenüber Tieren und Pflanzen befindet sich deshalb ein wissenschaftlicher Beobachter in einem Verhältnis *reduzierter epistemischer Souveränität*, weil diese Wesen ihm durch ihr unberechenbares Verhalten *aufdiktieren*, welche ihrer Aspekte er ignorieren darf und welche nicht: unabhängig davon, mit welchen vorgefassten, auf seine Repräsentationsbilder abgestimmten Auffassungsperspektiven er ihnen begegnet. Im scharfen Gegensatz zu mathematischen Gegenständen ist eine permanente Realpräsenz solcher Objekte erforderlich, damit ein adäquates kognitives Verhältnis zu ihnen aufrechterhalten werden kann: weil Repräsentationsbilder der Mannigfaltigkeit und unvorhersehbaren Variabilität ihrer Eigenschaften und Verhaltensweisen niemals gerecht werden können - und deshalb im Zustand relativer Unbestimmtheit und ständiger Revidierbarkeit gehalten werden müssen.

Diese relative Insuffizienz internaler und externaler Repräsentationen im Verhältnis zum realen Gegenstand erreicht sein unüberbietbares Maximum, wenn der Beobachter das Wahrnehmungsobjekt als ein ALTER EGO konzipiert: d.h. als ein anderes Subjekt, das auf gleiche Weise wie er selbst in der Lage ist, eigenselektiv zu erleben und zu handeln und seiner Sichtweise eine völlig gleichrangige eigene Auffassungsperspektive gegenüberzustellen.

Weil externale oder internale Abbildungen menschlicher Personen denselben Schranken wie alle andern Repräsentationen unterliegen, sind sie aus vier Gründen vollständig ungeeignet, um als Substitut für ihre Realpräsenz zu fungieren:

- 1) Sie sind viel zu *einfach strukturiert*, um der ungeheuren Heterogenität und Variabilität aller Merkmale, Verhaltensweisen und psychischen Erlebnisinhalte u.a. gerecht zu werden.
- 2) Sie sind überaus *spekulativ*: weil sie sich auf nicht direkt beobachtbare, sondern aus leiblichen Ausdruckskundgaben nur höchst indirekt zu erschliessende Konstrukte (z.B. Motivationen, Fähigkeiten u. a.) beziehen.
- 3) Sie sind notwendigerweise *desubjektivierend*, weil ihnen (wenn man vom problematischen Repräsentationsmodus des Träumens absieht) die pygmaleonische Eigenschaft

fehlt, neben den objektiven Eigenschaften auch die *spontane Subjektheit* der Person in sich aufzunehmen.

- 4) Sie sind *inkommunikativ*: indem der objektivierende Beobachter vernachlässigen muss, welche eigene (selbstreferentielle) Auffassungsperspektive die thematisierte Person einnimmt, bzw. wie sie auf die selektiven Auffassungen des Beobachters reagiert.

So kann bereits bei einem rein unilateralen Verhältnis sozialer "Fremdeinstellung" (im Sinne von Schütz 1974: 204ff.) - ganz zu schweigen vom noch ungleich komplexeren Fall einer intersubjektiven Beziehung - niemals der Zustand eintreten, dass der kognitiv interessierte Beobachter glaubt, auf Grund der Adäquanz seiner inneren Vorstellungsbilder oder seiner externalen Abbildungen (Beschreibungen, Fotos u.a.) auf die weitere Realpräsenz einer Person verzichten zu können. Immer wird er ihre Anwesenheit als notwendige Rahmenbedingung für den Zugang zu weiteren neuartigen Erlebnissen und Erkenntnissen empfinden und mit ihrer Abwesenheit immer das Gefühl eines äusserst prinzipiellen, durch Erinnerungen, Briefe, Fotos u.a. in keiner Weise eliminierbaren "Realitätsverlusts" verbinden.

Anorganische Objekte können meine Aufmerksamkeit ungemein fesseln, solange sie neuartig sind, lästig fallen, unerwarteten Widerstand bieten, knapp sind oder mein Überleben bedrohen: aber sobald ich mich ihrer Existenz, sowie ihrer verlässlichen Eigenschaften und Funktionsweisen versichert habe, sinken sie zu trivialen Selbstverständlichkeiten des Alltags ab, um die ich mich selbst dann nicht weiter zu kümmern brauche, wenn ich (wie z.B. bei Trinkwasser, Brücken, Fahrzeugen, etc.) täglich dazu gezwungen bin, mein physisches Überleben von ihnen abhängig zu machen.

Menschliche Personen, die in meinem Leben wichtig sind, werden im Unterschied dazu immer als aktual anwesende Interaktionspartner Bedeutung beibehalten; und sei es nur deshalb, weil ihre undurchschaubare Komplexität und die mit ihrer Handlungsautonomie zusammenhängende Unberechenbarkeit dazu nötigen, mich ihrer andauernd neu zu vergewissern. So bleiben kognitive Verhältnisse zu menschlichen Personen unauflöslicher als alle andern kognitiven Akte ans urchtümliche Medium direkter sinnlicher Wahrnehmung gebunden: an eine besonders "erfüllte Wahrnehmung" überdies, bei der die beiden Aspekte des Subjektivierend-Erlebnishaften und des Objektivierend-Erkenntnishaften gleichgewichtig und undifferenziert zusammenwirken.

Entsprechend stellen wir in unseren Verhältnissen zu anderen menschlichen Subjekten fest, dass wir auf sie in komplexer, gleichermassen kognitiver und emotionaler, Weise reagieren:

"In das Subjekt hineinwirkend, löst der Sinneseindruck eines Menschen Gefühle von Lust und Unlust in uns aus, von eigner Gesteigertheit oder Herabgesetztheit, von Erregung oder Beruhigung durch seinen Anblick oder den Ton seiner Stimme oder durch seine blosse Gegenwart in demselben Raume.Nach der entgegengesetzten Dimension streckt sich die Entwicklung des Sinneneindrucks, sobald er zum Mittel der Erkenntnis des anderen wird; was ich von ihm sehe, höre, fühle, ist jetzt nur die Brücke, über die ich zu ihm als meinem Objekt gelange. Gegenüber den nicht-menschlichen Objekten pflegt dies beides weit auseinanderzuliegen. An ihrer sinnlichen Gegenwärtigkeit betonen wir entweder ihren subjektiven Gefühlswert: den Duft der Rose, die Lieblichkeit eines Kluges, den Reiz der Zweige, die sich im Winde biegen, empfinden wir als ein im Inneren der Seele sich abspielendes Glück. Oder wir wollen die Rose oder den Ton oder den Baum erkennen - so setzen wir dafür völlig andere Energien ein, oft mit bewusster Abwendung von jenen. Was hier ziemlich zusammenhangslos miteinander abwechselt, ist dem Menschen gegenüber meistens zu einer Einheit verwebt. Unsere Sinneseindrücke von ihm lassen ihren Gefühlswert auf der einen Seite, ihre Verwendung zu einer instinktiven oder gesuchten Kenntnis seiner auf der andern - zusammenwirken und praktisch eigentlich unentwirrbar zur Grundlage unserer Beziehung zu ihm werden." (Simmel 1908: 483/484).

Deshalb pflegen sich auch Urteile über Personen aus dem unkontrollierten Zusammenfließen beider Orientierungsquellen zu bilden: so dass nie ganz klar wird, inwiefern ich aus objektiver sachlicher Kenntnis oder spontaner subjektiver Regung dazu gelangt bin, meinen Partner attraktiv, liebenswert, ehrgeizig oder hohlköpfig zu finden.

Wahrscheinlich sind spezielle Vorkehrungen individueller Selbstdisziplin oder institutioneller Normierung notwendig, um dieses diffuse Ineinanderwirken aussenorientierter Objektivierung und innenorientierter Subjektivierung in Richtung auf eine höhere Differenziertheit und klarere Prioritätsordnung beider Orientierungen zu überwinden: z.B. wenn Ärzte oder Psychotherapeuten selbst gegenüber attraktiven jungen Patientinnen strikte affektiv-neutrale Sachlichkeit walten lassen, oder wenn umgekehrt der Code der "romantischen Liebe" mich dazu anleitet, meine Zuneigung zur Geliebten nicht auf deren empirisch verifizierbare Merkmale, sondern rein auf die durch sie in mir ausgelösten Gefühlsreaktionen abzustützen.

Erwartungsgemäss kann man bei Kleinkindern in sehr frühen Stadien ontogenetischer Reife einen Zustand maximaler Undifferenziertheit zwischen Selbst- und Fremdreferenz finden, der als "*empathischer Altruismus*" (Hoffmann 1976) bezeichnet werden kann. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist das Kind, das - wenn es ein anderes Kind weinen hört - selber zu weinen anfängt und damit gleichzeitig auch die dazugehörige selbe Stimmungslage in sich evoziert. Externale Wahrnehmungs- und internale Erlebensprozesse sind also - vergleichbar dem physikalischen Phänomen der Resonanz - auf starre Weise miteinander gekoppelt und konstituieren ein undifferenziertes Einheitsphänomen, über dessen Grad an endogener oder exogener Bedingtheit sich das Subjekt keinerlei Rechenschaft geben kann.

Demgegenüber beruht der viel später erworbene "*sympathische Altruismus*" auf der Fähigkeit, relativ stark verselbständigte Selbstreferenzen und Fremdreferenzen wiederum in ein (im Vergleich zur Empathie besser kontrollierbares, aber künstlicheres und labileres) Koppelungsverhältnis zu bringen.

Das heisst EGO und ALTER haben gelernt

- a) ihr *kognitives Verhältnis* zueinander (als unabhängige Subjekte, die einander kennenlernen und mittels role-taking sich die Perspektive des jeweils anderen zu eigen machen müssen),
- b) ihr *motivationales Verhältnis* zueinander (als Personen, die im jeweils Anderen subjektive Reaktionen wie Wohlwollen, Liebe, Freundschaft, Antipathie u. a. wecken)

scharf voneinander zu unterscheiden und ihre Interaktionen (z.B. Hilfeleistungen) von einer anspruchsvollen Synthese beider Orientierungen leiten zu lassen (Hoffmann 1976). Wie alle andern Wahrnehmungsprozesse unterscheiden sich also auch interpersonelle Wahrnehmungen danach, wie stark die *internalen Erlebnisgehalte* und die *externalen Kognitionsgehalte* wechselseitig ausdifferenziert und verselbständigt sind, die im perzeptiven Akt in eine Synthese zueinander gebracht werden müssen.

Auch auf diesen höheren Differenzierungsniveaus behalten typische Interaktionspartner ihre Neigung bei, sich gleichzeitig in erkennender wie auch erlebender Weise auf den jeweils anderen zu beziehen, und sie bewahren sich normalerweise die Freiheit, das (sowohl komplementäre wie substitutive) Wechselverhältnis beider Orientierungen unnormiert-fluide und ständig neu respezifizierbar zu belassen.

Nur in Grenzfällen (z. B. im Strassenverkehr) degeneriert ein ALTER EGO für mich zum rein kognitiv erfassten Gegenstand, den ich ohne Beimischung subjektiver Perspektiven und Affektreaktionen in die Welt des Objektiv-Faktischen einordnen kann; und umgekehrt wird er auch kaum jemals zu einem reinen Auslösestimulus subjektiver Erlebnisinhalte (z.B. sexueller Natur) verkommen, weil seine eigensinnige Realpräsenz mich immer wieder dazu zwingt, die Faktizität und unberechenbare Kontingenz seiner Merkmale und Verhaltensweisen zu respektieren.

Im nichtsozialen Bereich werden Wahrnehmungsprozesse normalerweise dadurch differenziert und in ihrer Leistungsfähigkeit erhöht, dass eine der beiden Orientierungen absoluten Vorrang erhält und zum Objekt immer raffinierterer und subtilerer Durchgestaltung wird. So wird es als kultureller Fortschritt gefeiert, wenn es im Zuge der *Ausdifferenzierung von Wissenschaft* möglich wird, zu *allen* Objekten (selbst zu Leichen, nächsten Familienmitgliedern oder eigenen religiösen Überzeugungen) eine streng erkennende, von allem subjektiven Erleben abstrahierende Auffassungsperspektive zu gewinnen, oder wenn die von kirchlichen Bindungen emanzipierte Malkunst seit der Renaissance dazu übergeht, alle Gegenstände (selbst Schlachttiere oder Bergwerksarbeiter) unter dem ausschliesslichen Gesichtspunkt ihres ästhetischen Erlebenswerts bildhaft zu thematisieren. Und die Reife heranwachsender Kinder bemisst sich nicht zuletzt an ihrer wachsenden Fähigkeit, beide Orientierungen scharf voneinander zu trennen und beispielsweise zu begreifen, dass dieselben Gartenblumen unter erkenntnis- wie auch unter erlebnishaftem Blickwinkel thematisch werden können: je nachdem, ob sie als Gegenstände des Botanikunterrichts oder als dekorativer Zimmerschmuck fungieren.

Nur in interpersonellen Verhältnissen scheint es häufig erlaubt, ja geboten zu sein, eine undifferenziertere Mischorientierung beizubehalten und auf die Leistungssteigerungen, die offensichtlich nur mittels Spezialisierung erreichbar sind, zu verzichten. Die Funktionalität einer derartigen Minderdifferenziertheit wird allerdings rasch deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass typische soziale Interaktionsverhältnisse unter vergleichsweise prekären Bedingungen stattfinden müssen, indem es auf der Basis eines chronisch unzureichenden Kenntnisstandes nötig ist, sofortige Entscheidungen zu treffen (a), sich aus oft unzureichenden Gründen motivational zu binden (b) und mit den Problemen doppelter Kontingenz (c) zurechtzukommen.

Ad (a):

Personen sind unter allen Objekten dadurch ausgezeichnet, dass sie füreinander den geringsten Grad an relativer Erkennbarkeit besitzen. Meine empirischen Kenntnisse vom ALTER EGO beschränken sich auf eine ganz kleine, meist untypisch verzerrte Stichprobe seines gesamten Verhaltensstroms; sowie auf wenige "Ausdrucksangaben" in denen wenige Bruchstücke seines Innenlebens auf indirekte Weise sichtbar werden. Diese Insuffizienz des kognitiven Zugangs steht im härtesten Kontrastverhältnis zum Zwang, gerade jetzt mit dem vor mir stehenden ALTER EGO umzugehen und auf seine Äusserungen ohne Zeitverzug zu reagieren. Überaus naheliegend wird es dann, diesen Mangel an *externaler Information* durch einen umso stärkeren Rekurs auf *internale Orientierungsquellen* zu kompensieren. Die reflexive Einsicht, dass ich ALTER sympathisch finde und mich in seiner Gegenwart "wohlfühle", kann ein hinreichender Grund sein, um zu ihm eine Beziehung aufzunehmen und mich vom praktisch von unlösbaren Fragen befreien, ob ALTER auf Grund seiner Charaktermerkmale objektiv "wert" sei, geachtet oder geliebt zu werden.

Und "persönliches Vertrauen" stellt sich höchst selten erst als ein Ergebnis langwieriger Recherchen und empirischer Charakterprüfungen ein, sondern wird auf Vorschuss gespendet, indem man sich dabei ertappt, einen Partner "vertrauenswürdig" zu finden, ohne sich über die genauen Gründe (Aussehen, Benehmen u.a.) Rechenschaft geben zu können. Je weniger objektive Informationen ich über meinen Partner habe, und je schwieriger und aufwendiger es ist, derartige Informationen zu beschaffen, desto ausschliesslicher werde ich mich auf meine (jederzeit, widerstandslos und in voller Evidenz zugänglichen) inneren Erlebnisreaktionen verlassen, die der Partner in mir evoziert: ähnlich wie Individuen bei der Beurteilung ihrer Lebenssituation ihre momentanen Stimmungen als Orientierungsquelle verwenden, wenn man ihnen externale kognitive Strukturierungen entzieht (vgl. z.B. Schwarz 1985).

Deshalb werden reflexive, dem inneren Erleben abgewonnene Orientierungshilfen vor allem in den Anfangsphasen einer sozialen Beziehung viel Gewicht erhalten: zum Beispiel wenn ohne zureichende objektive Kenntnisse entschieden werden muss, ob, wie, in welcher Absicht und mit welchen Erfolgsaussichten man eine Kontaktaufnahme initiiert.

Die bei der Konstituierung nichtformalisierter Sozialverhältnisse so wichtige Rolle der "spontanen Sympathie" besteht darin, dass ohne sie viele Beziehungen interpersoneller Wahrnehmung und Kommunikation überhaupt nie entstehen würden, die zum allmählichen Erwerb objektiver Kenntnisse voneinander die unerlässliche Voraussetzung bilden. Und umgekehrt können *Antipathiereaktionen* die noch viel unentbehrlichere Funktion erfüllen, primäre, von objektiven Kognitionen unabhängige Gründe für das *Nichteingehen* sozialer Beziehungen anzubieten und meine knappen Kapazitäten für Aufmerksamkeits-, Interaktions- und Bindungskapazitäten für alternative, vielleicht erfolversprechendere Partner offenzuhalten. Ohne derartige Abwehrreaktionen wäre ich gezwungen, mich in alle sich bietenden Interaktionsgelegenheiten "vorurteilslos" zu engagieren, um sie *a posteriori* "mit guten Gründen" vielleicht wieder aufzugeben: ein hoffnungsloses Unterfangen vor allem in modernen, urbanen Gesellschaften, wo die Vielzahl alternativer Ansprechpartner dazu zwingt, immer oberflächlichere, undifferenziertere und subjektivere Abweisungsgründe (unsorgfältige Kleidung, schlechter Geruch, unsympathische Stimme u.a.) gelten zu lassen. Georg Simmel hat wohl richtig erkannt, dass der Geruchssinn dem modernen Menschen viel mehr unangenehme als angenehme Empfindungen vermittelt: wohl auch deshalb, weil er immer mehr für die Legitimierung von Nichtkontakten Verwendung findet (vgl. Simmel 1908: 489f.).

Die Kausalwirkung von Antipathie für das Unterbleiben einer Sozialbeziehung ist quasi absolut: weil ich über eine Person, die ich abweise, und somit nicht kennenlerne, ausgerechnet jenes Wissen nicht erwerben kann, das mir ein Urteil darüber erlaubt, ob meine Verweigerung gerechtfertigt war oder nicht. Nichtkontakte sind deshalb immer weniger gut als Kontakte auf objektive kognitive Begründungsfaktoren abgestützt: so dass es wohl schon um der besseren Annäherung an die Wahrheit willen vernünftiger sein mag, seine entfernteren Artgenossen im christlichen Sinne vorsorglich eher zu "lieben", anstatt ihnen (allein um den Nichtumgang mit ihnen zu rechtfertigen) allerhand Negatives und Hassenswertes zu unterstellen.

Auch bei bereits initiierten und selbst bei gut konsolidierten Sozialbeziehungen kann es nützlich sein, die Doppelorientierung am objektiven Erkennen einerseits und am subjektiven Erleben andererseits voll aufrechterhalten. Vor allem muss man sich darauf einstellen, dass sich kognitive Insuffizienzen in der Beziehung immer wieder reproduzieren und einen erneuten Rückgriff auf Erlebnisorientierung nötig machen können: z.B. wenn sich die Partner in ungewohnt-neuartigen Situationen begegnen, oder wenn sie im Zeitablauf (etwa als Folge ontogenetischer Reifung oder pädagogischer Interventionen) komplexere Persönlichkeitsstrukturen und variabelere Verhaltensrepertoires erlernen.

Nichts wäre verkehrter als die Vermutung, dass hoch differenzierte, mit hoher kognitiver Kompetenz begabte Personen mehr als andere geneigt wären, sich im wechselseitigen Umgang an objektiven Urteilen anstatt subjektiven Erlebnisreaktionen zu orientieren. Paradoxerweise mag eher das Gegenteil zutreffen: denn in der Masse, als Personen einander für besonders komplexe (und damit: vielseitig handlungs- und erlebnisfähige) Subjekte halten, nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, dass sie die objektiven Kenntnisse, die sie voneinander besitzen, völlig unzureichend finden.

Ad (b):

Ein zweiter Grund für die eigentümliche Bivalenz interpersoneller Wahrnehmungsbeziehungen liegt darin, dass sie zur *motivationalen* Stabilisierung von Sozialbeziehungen beitragen, die unter Bedingungen hoher Autonomie und Unberechenbarkeit der Teilnehmer stabil gehalten werden müssen. Nicht nur Freundschaften und Ehen, sondern auch Ar-

beitsgruppen und freiwillige Vereinigungen können unter einem breiteren Spektrum widriger Umweltbedingungen oder innerer Konflikte erfolgreich überleben, wenn ihre Mitglieder wahlweise auf "subjektive" oder "objektive" Gründe rekurrieren können, um sich für ihren weiteren Zusammenhalt zu motivieren.

So mag ein Ehemann seiner Anvermählten über bedrohliche Gefühlsschwankungen hinweg die Treue halten, wenn er der Überzeugung ist, "im Prinzip" die für ihn optimale Partnerin gefunden zu haben; und umgekehrt kann eine affektive Zuneigung dafür sorgen, dass eine Partnerschaft auch widrige Phasen von Dissens oder Misstrauen schadlos übersteht. Obwohl jede dieser Integrationsbasen in ihrer sachlichen, zeitlichen oder sozialen Reichweite recht eingegrenzt sein kann, gewinnen Sozialsysteme aus der simultanen Wirksamkeit beider eine überaus generalisierte innere Stabilität: einen Zustand überdeterminierter "Hyperintegration", der dazu eingesetzt werden kann, den Bestand und die Funktionsfähigkeit besonders wichtiger und schwer zu ersetzender Sozialverhältnisse (z.B. Mutter-Kind-Beziehungen oder Solidaritätsnetzwerke innerhalb der Eliten) abzusichern.

Ad (c)

Wenn Interaktionspartner ausschliesslich auf Grund objektiver wechselseitiger Kenntnisse und Informationen aufeinander reagieren, kann wegen der *doppelten Kontingenz* ihrer Interdependenzbeziehung leicht ein Zustand dauernder Unterbestimmtheit und Erwartungsunsicherheit entstehen.

Denn jeder Partner wird bei der Konkretisierung seines Handelns immer mitberücksichtigen, dass die anderen ihn wahrnehmen, und ihnen überdies unterstellen, dass sie wissen, dass er um dieses Wahrgenommensein weiss. Immer kann ich dann so handeln, dass ich die "objektiven Erwartungen" meiner Partner absichtlich falsifiziere: und unendlich sind die Möglichkeiten, durch gezielte Strategien der Selbstdarstellung auf das "Wissen", das andere über mich zu haben glauben, Einfluss zu nehmen.

Weil "objektive Personenkenntnisse" also schlecht geeignet sind, um im oszillierenden interaktiven Rückkoppelungsprozess als verlässliche Haltepunkte zu dienen, müssen derartige "Interdependenzunterbrecher" anderswo gefunden werden: in erster Linie sicher auf der Ebene kontrafaktisch stabilisierter Werte und Normen, die zwar sehr wohl diffus oder dissensual sein können, aber selbst dann nicht der hohen Labilität und Manipulierbarkeit, wie sie den sozialen Kognitionen eigen ist, unterliegen. Substitutiv zu normativen Prämissen können nun auch die intrapersonellen Erlebniskorrelate sozialer Wahrnehmungen als Interdependenzunterbrecher dienen, insofern sie infolge ihrer Bindung an innerpsychisch stabilisierte Affektdispositionen und Charakterstrukturen eine geringere Variabilität und Kontingenz als die external-kognitiven Wahrnehmungsinhalte besitzen und teilweise gar ein integrales und kaum reversibles "Engagement der Persönlichkeit" mitimplizieren.

Wenn ich ALTER beispielsweise für *vertrauenswürdig* halte, so drücke ich dadurch keineswegs nur ein kognitives Urteil über ihn aus, sondern ich engagiere mich ihm gegenüber in einer bestimmten Weise, und ich teile ihm mein Engagement gleichzeitig mit (Luhmann 1973b). Entsprechend hängt sein faktisches Verhalten von jetzt an nicht mehr nur davon ab, ob meine anfängliche Charakterattribution gerechtfertigt war oder nicht, sondern vor allem auch davon, wie er auf die Tatsache, dass ich mich durch den Vertrauensweis von ihm abhängig (bzw.: durch in verletzbar) gemacht habe, nun reagiert.

Denn wenn ALTER mich enttäuscht, so stehe ich da als jemand, der sich offenbar nicht auf seine eigenen Urteile über andere Personen verlassen kann und der deshalb Grund hat, kein Vertrauen mehr zu *sich selber* zu haben. Und vielleicht wird nun ALTER gerade deshalb mein Vertrauen honorieren, um mir diesen schwerwiegenden Bruch meines *Selbstvertrauens* zu ersparen (Luhmann 1973b). Zweitens gehen vom interpersonellen *Erleben* auch deshalb grössere soziale Stabilisierungswirkungen als vom interpersonellen *Erkennen* aus, weil Erlebnisse in der Privatwelt des einzelnen Subjekts verbleiben und

deshalb nicht ins endlose Wechselspiel intersubjektiven Reagierens und Re-reagierens einbezogen sind.

Weil Du nicht weisst, wie sehr ich Dich liebe, kommst Du auch nicht auf die Idee, mich schamlos auszunutzen; und weil wir einander nicht eingestehen, wie sehr wir uns momentan auf die Nerven gehen, halten wir unsere Beziehung aufrecht, bis wir vielleicht wieder bessere Tage erleben.

Andererseits können dieselben Bedingungen doppelter Kontingenz auch zur Folge haben, dass aus dem diffusen Nebeneinander von Erlebens- und Erkennensorientierung auch mannigfache Unsicherheiten entstehen, dank denen kollokale Systeme im Zustand ständiger Dynamik und Respezifizierbarkeit verbleiben und niemals jenen Zustand der Konsolidierung, ja Erstarrung erreichen, wie er sich bei manchen (alokalen) Institutionen findet.

Wenn nämlich EGO sich als jemand vorfindet, der auf die Wahrnehmung von ALTER in bivalenter Weise (d.h. gleichzeitig objektivierend und subjektivierend) reagiert und über das Prioritätsverhältnis beider Aspekte ständig neu entscheidet, so weiss er auch, dass ALTER ihm in genau derselben Weise begegnet, und überdies weiss er, dass ALTER von dieser Unterstellung EGO's weiss.

Selbst in jenem unwahrscheinlichen Grenzfall, wo EGO und ALTER über die wechselseitig mitgeteilten Stimuli und Informationen völlige Kontrolle haben, wird deshalb ein Zustand der Unsicherheit und Unvoraussehbarkeit aufrechterhalten bleiben: weil man nicht sicher sein kann, ob der gemeinte Adressat (geschweige denn der zufällige Zuschauer) eher auf die kognitiven oder eher auf die erlebnishaften Implikationen seiner Anwesenheit, äusseren Erscheinung oder Verhaltensweisen reagiert.

Wer in der Diskussion seine brillante Intelligenz und fundierten Kenntnisse zum Tragen bringt, mag auf Grund der objektiv gezeigten Überlegenheit Respekt und Bewunderung erfahren: gleichzeitig aber Reaktionen reservierter Distanznahme bei all jenen evozieren, die das korrelative Missbehagen ihrer eigenen Unterlegenheit nicht gut ertragen. Und wenn eine alternde Frau aufwendige Schönheitspflege betreibt, so hofft sie wohl, dass die Männer nachher ausschliesslich auf den beglückenden Erlebniswert ihres Anblicks reagieren, und nicht auf die nüchterne Einsicht, dass dieser Anblick das Ergebnis mühevoller Anstrengungen sei, die nur zu dem Zwecke unternommen wurden, um bestimmte maskuline Erlebnisreaktionen zu evozieren.

Selbst in institutionell normierten Kollokalsituationen (Arbeitsgruppen, Vorstandssitzungen, Verhandlungsgremien, u.a.), vor allem aber in informellen Begegnungen werden die Partner einander wechselseitig die Disposition attribuieren, in labil-veränderlicher, teilweise beeinflussbarer und teilweise unvorhersehbarer Weise auf Erkenntnis- und Erlebnisaspekte der interpersonellen Wahrnehmungen zu reagieren. Wenn diese Disposition sowohl faktisch besteht wie auch interpersonell zugeschrieben wird, so wird das kollokale Sozialverhältnis dauerhaft in einem fluiden, durch immer wieder neue Überraschungen, Chancen und Risiken gekennzeichneten Zustand verbleiben, deren Registrierung, Beeinflussung und Bewältigung von den Teilnehmern ein hohes Niveau ständiger Aufmerksamkeitszuwendung erfordert.

So entstehen einerseits immer wieder neue *interaktionstaktische Chancen*: weil jeder Partner erwarten darf, die Aufmerksamkeitsrichtung seiner Adresstaten in die eine oder andere gewünschte Richtung beeinflussen zu können. Ein Individuum mit hässlich deformierter Körpererscheinung mag beispielsweise darauf hoffen, spontane Reaktionen der Distanznahme oder des Abscheus durch Ausspielen objektiv-unabweisbarer geistiger Brillanz oder charakterlicher Liebenswürdigkeit zu neutralisieren; und eine attraktive Frau kann ihre bei den Männern unwillkürlich evozierten positiven Gefühlsreaktionen wie einen Schutzschild benutzen, hinter dem sich variable Charakterdefizienzen und Unfähigkeiten erfolgreich verbergen lassen. Und andererseits entstehen auch kaum beherrschbare *Interaktionsrisiken*, weil die Partner immer disponiert bleiben, ihre Aufmerksamkeit auf spontane, teilweise von ihnen selbst nicht kontrollierbare Weise zwischen dem Cogitatum

und der Cogitatio der personellen Fremdwahrnehmung pendeln zu lassen, oder eine bisher dauerhaft beibehaltene Orientierungsrichtung abrupt zu diskontinuieren.

So mögen manche *Liebes- und Sexualbeziehungen* zumindest in ihren Initialphasen dadurch charakterisiert sein, dass kognitiv-objektivierende Aspekte im interpersonellen Wahrnehmungsprozess unterbelichtet bleiben: weil dieser nur als ein Medium dient, um einander wechselseitig genussreiche innere Erlebniszustände (des Geliebtwerdens, der physiologischen Befriedigung u.a.) zu verschaffen. Erst mit wachsender Dauer und Vielseitigkeit des Interaktionsverhältnisses mögen die unterdessen unmerklich akkumulierten objektivierenden Beurteilungen ihr Eigenrecht verlangen: und die schwer behebbare Doppelkrise mag dann darin bestehen, dass *erstens* jeder sich nur noch am "wahren Charakter" des andern orientiert, und dass *zweitens* jeder unterstellt, dass der andere genau dies tut.

Der in kollokalen Sozialverhältnissen generell festzustellende Zustand des erhöhten "Interaktionstonus" (Goffman 1971: 35ff.), bzw. der "social facilitation" (Zajonc 1965) mag vor allem dadurch bedingt sein, dass die Partner andauernd viel Aufmerksamkeit und Energie darauf verwenden müssen, um einerseits Einfluss darauf zu nehmen und andererseits herauszufinden, wie sie von den jeweils anderen wahrgenommen, erlebt und beurteilt werden. So sind kollokale Sozialsysteme im strengen Wortsinne "eigendynamisch", weil dieselben Wahrnehmungskapazitäten, die die *Ursache* für die sich permanent erneuernden Zustände der Labilität und Ungewissheit bilden, auch für deren *Bewältigung* intensiv beansprucht werden müssen: so dass oft nur eine drastische Reduktion des Sensibilisierungsgrades (bedingt durch Müdigkeit, Schlaf, räumliche Distanzierung, Ablenkung durch andere soziale Engagements u.a.) helfen kann, die eskalierenden Prozesse zentripetaler Interdependenzverdichtung und "Selbsterhitzung" zu beenden (vgl. Kap. 5).

4.3 Kollokale Interaktion im Spannungs- und Substitutionsverhältnis zur Ebene kultureller Objektivationen

Kollokale Individuen sehen sich - weitgehend ohne eigenes Zutun - einem dichtgewobenen und über verschiedenste Sinnesorgane vermittelten Feld aktueller Wechselwirkungen ausgeliefert. Dieses Netzwerk horizontaler, interreferentieller Wahrnehmungs- und Einflussprozesse vermag eine derart hohe Eigendetermination zu entfalten, dass externalisierte Symbolmuster mit supraindividueller, kultureller Geltung entweder nicht ausdifferenziert und verselbständigt werden, keine Verwendung finden, mit dem interreferentiellen Feld der Sinnorientierung in ein konflikthafes Verhältnis treten oder unter ihrem Schwergewicht derart modifiziert werden, dass sie mit der Aktualität des Erlebens und Erkennens besser im Einklang stehen.

Diese relative Irrelevanz veräusserlichter, objektivierter Symbolmuster ist dann besonders ausgeprägt, wenn

- a) gleichzeitig verschiedene Kanäle sinnlicher Wahrnehmung (z.B. Riechen, Berühren, Hören, Sehen u.a.) zur Verfügung stehen, die sich wechselseitig komplementär ergänzen und präzisieren;
- b) die Partner einander nahe genug sind, um einander in den Feinheiten ihrer unverwechselbaren individuellen Eigenheiten wahrnehmen können;
- c) interpersonelle Wahrnehmungsakte den oben beschriebenen diffusen Gesamtcharakter wahren: so dass sie gleichzeitig unter dem Aspekt subjektiven Erlebens *und* objektiven Erkennens aufgefasst werden und dadurch einen doppelten Orientierungswert entfalten.

So müssen kollokale Interaktionspartner zum Beispiel weniger auf den "objektiven Sinn" ihrer Rede achten, solange aus dem Kontext der aktuellen Gesamtsituation und aus den nichtverbalen Begleitäusserungen hinreichend ersichtlich ist, wie der Redner es meint, wenn er genau jetzt genau dies sagt.

Und sie brauchen ihre wechselseitigen Erwartungen kaum an ihren objektiven Status- oder Rollenmerkmalen (Geschlecht, Alter, Bildung, Beruf, ethnische Herkunft u.a.) festzumachen, solange die Rückkoppelungsdichte gross genug ist, um dem kollokalen Feld Merkmale einer autarken, sich aus eigenen Kräften spezifizierenden und stabilisierenden *Insel verdichteter sozialer Interaktion und Verständigung* zu verleihen.

Wenn sich zwei in sinnlicher Wahrnehmung aufeinander bezogene Partner räumlich voneinander entfernen und ihr kollokales Verhältnis kontinuierlich in eine translokale Beziehung übergeht, so findet eine stufenweise qualitative Verarmung und quantitative Ausdünnung ihres Interdependenzfeldes statt und es treten Orientierungsdefizite auf, die einerseits durch eine verstärkte Mobilisierung subjektiver Vorstellungen und Erlebnisgehalte (vgl. 5.4), andererseits aber auch durch einen vermehrten Einsatz konventionalisierter oder materialisierter Repräsentationen wettgemacht werden können (Schütz 1974: 246). Soll beispielsweise der vorher im "zwanglosen Gespräch unter vier Augen" geführte Kommunikationsprozess auch über noch wachsende räumliche Distanzen hinweg aufrechterhalten werden, sehen sich die Partner zu folgenden Anpassungen gezwungen:

- 1) Sie müssen laut und akzentuiert deutlich rufen; und damit eine Form der Stimmführung wählen, bei der verschiedene Modalitäten der Intonation, die den Sinn mündlicher Rede normalerweise mitkonstituieren, kaum mehr zum Ausdruck gelangen können.
- 2) Elaborierte Ausführungen werden durch verkürzte und prägnante, mit der Sprech- und Hörphysiologie noch vereinbare Äusserungen ersetzt: so dass die erfolgreiche Verständigung (wie bei jeder Verwendung eines "restringierten Codes") davon abhängt, dass die Sprechenden ein umfangreiches Repertoire konventioneller Vorverständigung miteinander teilen.
- 3) Nichtverbale Begleitäusserungen mimischer und gestischer Art, die das Verständnis der kollokalen Rede so erleichtern, fallen immer mehr weg: weil der Sprecher eine anstrengende, von körperlichen Zwängen diktierte Körperhaltung und Gesichtsmimik einnehmen und weil das visuelle Auflösungsvermögen des Hörers zu gering ist, um subtile Verhaltenskonditionen zu registrieren. Dementsprechend muss der gesamte Sinngehalt einer verbalen Äusserung immer ausschliesslich vom "objektiven Sinn" der gesprochenen Worte getragen werden: oder es werden deindividualisierte Gesten (z.B. Winkbewegungen) verwendet, die mit einem völlig standardisierten Bedeutungsgehalt ausgestattet sind und in forcierter, übertrieben ritualisierter Weise ausgeführt werden müssen, um ihren Signalwert zu behalten.

Bei ständig wachsender Entfernung wird sich das Ausdrucksrepertoire schliesslich auf elementare Lautäusserungen oder visuelle Konditionen digitaler Art (Hand-, Licht- oder Rauchzeichen) beschränken, deren kommunikativer Gehalt völlig davon abhängig ist, dass sie im Rahmen eines streng konventionalisierten Codes (z.B. Morse- oder Flaggenalphabets) eine präzise Definition besitzen.

Kaum denkbar ist es, ausserhalb des kollokalen Feldes Symbole mit unbestimmt-variablem, explizierbedürftigen Sinngehalt zu verwenden, und sich über die Präzisierung bisheriger oder gar die Festlegung neuartiger symbolischer Bedeutungszuschreibungen zu verständigen.

Immer zehren translokale Interaktionsverhältnisse parasitär von Symbolisierungen, die entweder von denselben Partnern in vorangegangenen Kollokalphasen festgelegt worden sind, oder die in andern kollokalen Sozialsystemen erarbeitet wurden und nun für universelle Benutzung zur Verfügung stehen.

Immer ist mit dem Überwechseln von kollokaler zu translokaler Interaktion eine erhöhte Tendenz

- a) zur konservativen Anlehnung an bestehende, möglichst gut verankerte und standardisierte Symbolsysteme
- b) zur konformen Einbindung in semantische Strukturen mit möglichst extensiver gesellschaftlicher Geltung

verbunden, und immer stärker wird die Kommunikation auf das niedrige Komplexitätsniveau jener simplifizierten Codes heruntertransformiert, deren Kenntnis und Beherrschung jedem Partner zugemutet werden darf: so dass man sicher sein kann, richtig gesendet zu haben und/oder richtig verstanden zu werden, auch wenn bestätigende oder korrigierende Rückmeldungen erst viel später oder gar nicht erfolgen.

In der *kollokalen Situation* ist durch die intensive interindividuelle Wechselwirkung dafür gesorgt, dass die drei analytischen Bestandteile des Kommunikationsprozesses

- a) Inhalt der Mitteilung
- b) Akt der Enkodierung und Transmission
- c) Akt der Rezeption und Decodierung

in einem gesicherten, sich ohne Anstrengungen und Zeitverluste einstellenden Zusammenhang zueinander stehen. Die Inhalte des Gesagten erhalten erst durch die reziprok zu verifizierenden Umstände, wer sie wann wie ausdrückt und rezipiert, ihren spezifischen, situationsunabhängigen Sinn.

Unter *translokalen Bedingungen* sind diese drei Komponenten viel stärker voneinander dissoziiert: indem der Sender z.B. nicht hinreichend nachprüfen kann, ob und unter welchen Bedingungen der Empfänger die Botschaft aufnimmt und wie er darauf reagiert; und der Empfänger auf den isolierten Mitteilungsinhalt (z.B. in Form eines Schriftstückes) verwiesen ist, ohne dass er zu deren Verständnis präzise Kenntnisse über die Situationsbedingungen oder die Motivationen des Senders, die beim Enkodierungszeitpunkt bestanden haben, beiziehen könnte.

Damit unter solch erschwerten Bedingungen Kommunikation gelingen (und ihr Gelingen erfolgreich erwartet werden) kann, müssen zur Abstützung kulturelle Konventionen und Objektivationen herangezogen werden, die eine zweifache Aufgabe erfüllen.

- 1) Sie müssen sicherstellen, dass der Empfänger unabhängig sowohl von den Begleitumständen der Emission wie auch von den Inhalten des Übermittelten motiviert ist, die Botschaft zu rezipieren. Diese generalisierte Rezeptionsbereitschaft muss erwartbar sein: weil sonst der Mitteilende nicht motiviert wäre, (weiter) zu senden. Diese Funktion wird von den auf gesamtgesellschaftlicher Ebene verankerten (und gemeinsam mit der Gesellschaft ko-evoluierenden) *generalisierten Kommunikationsmedien* erfüllt.
- 2) Sie müssen garantieren, dass die Inhalte der Mitteilung unabhängig von den Bedingungen ihrer Emission wie auch ihrer Rezeption einen invarianten, festgelegten Sinn beibehalten. Die Kommunikationspartner müssen sicher sein können, richtig verstanden zu werden, obwohl sie sehr wenig voneinander wissen: und dies umso mehr, weil Missverständnisse nur mühsam und mit Verzögerung identifiziert und korrigiert werden können. Zu diesem Zweck ist die Ausdifferenzierung formalisierter, kontextfrei verwendbarer Codes notwendig, mit deren Hilfe "immanent verständliche Symbolmuster" (z.B. schriftliche Texte) erzeugt werden können. Auch von dieser Seite her ist die Reichweite erfolgreicher translokaler Interaktion unmittelbar mit dem Stadium der sozio-kulturellen Evolution verbunden.

Ausserhalb kollokaler Interaktionsfelder hängt es weitgehend vom gesamtgesellschaftlichen Institutionalierungsgrad generalisierter Kommunikationsmedien wie "Macht", "Geld", "Liebe" oder "Wahrheit" ab, ob Kommunikationsprozesse (a) faktisch gelingen und ob (b) ihr Gelingen dermassen erwartbar sind, dass komplexe und dauerhafte Interaktionsstrukturen aufgebaut werden können.

1) *Macht*:

Unter Anwesenden ist es normalerweise weder notwendig noch hinreichend, die Beziehungen in Termini objektiver Machtdifferentiale zu kodieren, um asymmetrische Einflussprozesse oder Führer-Gefolgschaftsverhältnisse zu erzeugen und zu stabilisieren. Denn die Ubiquität interpersoneller Ausstrahlungs-, Überzeugungs-, Kontroll- und Sanktionsmechanismen sorgt dafür, dass im Interaktionsverlauf eine endogene Ungleichverteilung von Partizipations- und Steuerungschancen aufgebaut werden kann, die von den Wechselfällen der Interaktionsgeschichte sowie den Merkmalen der konkreten physischen Einzelpersonen abhängig bleibt.

So kann man beobachten, dass sich an internationalen Konferenztischen keineswegs die "objektiven Machtverhältnisse" zwischen gigantischen Supermächten und marginalen Kleinstaaten getreulich widerspiegeln: weil das faktische Gewicht der Delegierten immer *auch* davon abhängig ist, welche Eigenschaften persönlicher Art (Charisma, Überzeugungskraft, Engagement, taktische Kompetenz u.a.) sie in den Verhandlungsprozess einbringen (vgl. Yung-mei 1979: 347ff.).

Selbst der dominierendste konnubiale Ehemann wird ohne Widerstreben für Frau und Kinder die nötigen Subsistenzmittel zur Verfügung stellen: während er nach der Scheidung oft genug nur durch gerichtlichen Zwang dazu bewegt werden kann, auch nur die mindesten Alimente zu entrichten.

Und ein mächtiger Grossunternehmer kann relativ leicht in eine gesamtkommunale Verantwortung eingebunden werden, solange er in der Standortgemeinde seines Betriebes wohnt und den entsprechenden Mechanismen informeller Kontrolle unterliegt; während abwesende Firmeneigentümer wenig Skrupel verspüren, die ihnen formalrechtlich zustehenden Eigentumsrechte bis zur letzten Rücksichtslosigkeit auszunützen (vgl. Warner/Low 1947: 180ff.). Vor allem der moderne Staat ist natürlich darauf angewiesen, "Macht" als ein zwar auf Einflussmittel abgestütztes, aber weit darüber hinaus generalisiertes und kontextfrei allozierbares Kommunikationsmedium in Anspruch zu nehmen, um im hintersten Winkel eines beliebig weitgespannten Territoriums dieselbe Intensität von "Herrschaft" wie unmittelbar neben dem Regierungspalast gewährleisten zu können. Die Bedeutung dieser evolutionären Errungenschaft wird z.B. im Vergleich mit frühmittelalterlichen Gesellschaftsordnungen deutlich, wo sich der Herrschaftsbereich des Kaisers vorwiegend um den Ort seiner jeweiligen Anwesenheit konzentrierte: so dass eine permanente Reisetätigkeit nötig war, um eine umfassendere räumliche Reichweite seines Einflusses zu sichern.

2) *Geld*:

Mitglieder kollokaler Gruppen lassen sich leicht zu Leistungen aller Art bewegen, für die sie anstelle von Geld Belohnungen diffuserer Art akzeptieren, die (wie z.B. Respekt, Lob, Dankbarkeit) nur im partikulären Interaktionsfeld einen "Tauschwert" besitzen. Solche Belohnungsmittel beziehen ihre unwiderstehliche Kraft daraus, dass sie unmittelbar auf die Leistung folgen und schon deswegen akzeptiert werden müssen, weil ihre Zurückweisung ganz generelle Zweifel an der Teilnahmewilligkeit, Vertrauenswürdigkeit und Berechenbarkeit des Akteurs nach sich ziehen würde.

Deshalb findet sich fast jedes Individuum unserer Gesellschaft in ein geldloses, kommunalistisches interaktives Nahfeld eingebettet, das die konnubiale Kernfamilie, einen grösseren Oikos, die Wohngemeinde oder die ganze Volksgemeinschaft umfassen kann. Die Ausdehnung solcher Felder ist im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung sicherlich stark

geschrumpft: aber immer noch kann man feststellen, dass sich Individuen auf kommunaler Ebene relativ leicht für unbezahlte öffentliche Ehrenämter zur Verfügung stellen oder sich zu spontaner nachbarschaftlicher Hilfeleistung bereithalten können. Naheliegend, aber durchaus unberechtigt ist die Vermutung, dass sich derartige Dispositionen nur unter dauerhaft-gemeinschaftlich zusammenlebenden Personen einstellen würden. Es fällt uns ehrlich schwer, einem uns um Rat fragenden Stadttouristen (und erst recht einem bereits im Wagen sitzenden Autostopper) selbst extravagante Bitten abzuschlagen, und die sozialwissenschaftliche Surveytechnik geht wie selbstverständlich davon aus, dass sich die von einem Interviewer zu Hause aufgesuchten Informanten in der Regel zu einer völlig unbezahlten Befragungsteilnahme bewegen lassen - während Geldanreize bei fernschriftlicher Befragungen durchaus ein hohes Gewicht erhalten können (vgl. z.B. Wicken 1974: 151).

3) *Liebe*

Meinem "Nächsten" gegenüber stelle ich in mir die eigenartige Neigung fest, auf die ganze Fülle von Erkenntnissen und Erlebnissen, die seine Gegenwart mir vermittelt, in einer integralen (z.B. alle Impressionen zu einem Gesamteindruck von "Sympathie" oder "Antipathie" zusammenfassenden) Weise zu reagieren. Gerade weil die Komplexität des Wahrgenommenen im Falle menschlicher Personen viel zu gross ist, um in rein kognitiven Modellvorstellungen abbildbar zu sein, muss ich mich auf die holistische, spontan-unkontrollierbare Synthesetätigkeit meiner Emotionen verlassen, um augenblicklich Sicherheit darüber zu gewinnen, was mir die nahe Person bedeutet, wie ich zu ihr Stellung beziehe und auf ihre Äusserungen reagieren möchte.

So finden sich kollokale Partner alsbald in spontan-unkontrolliert erzeugten Bezogenheiten zueinander vor, bei denen vorerst höchst undeutlich bleibt, in welcher Weise sich objektivierende Kognitionen und subjektive Affektreaktionen miteinander verbinden. Die endogene Eigendynamik derartiger Relationen wird besonders deutlich bei jenen sexuellen Intimbeziehungen, die im okkasionellen räumlichen Beisammensein der Partner (z. B. in Autos, Nachtzugabteilen, Zeltlagern u.a.) ihre praktisch hinreichenden Ursachen haben und die erst dann, wenn sie über diese eine Kollokalphase hinaus andauern sollen, einer begrifflichen Etikettierung (als "Bekanntschaft", Freundschaftsbeziehung" u.a.) bedürfen.

Indem die Partner sich auf die semantische Konvention verständigen, ein "Liebespaar" im gesellschaftlich üblichen Sinne zu sein, können sie die exklusive Qualität ihrer Beziehung über beliebige Verdünnungsphasen oder Unterbrüche ihrer faktischen Interaktionen hinweg sicherstellen, und ebenso können sie davon ausgehen, dass Blumengrüsse, sentimentale Postkarten oder nächtliche Telefonanrufe als legitime, erwartbare Symptome ihres "Verhältnisses" (anstatt als unmotivierte Belästigungen) verstanden werden.

Und auch die expliziten Gebote der christlichen Liebesethik gewinnen erst in dem Masse an Gewicht, als Solidaritäts- und Hilfebeziehungen über jenen engen kollokalen Kreis hinaus ausgedehnt werden sollen, um auch jene "Fernsten" mitzuumfassen, zu denen ich mich nur vermitteltst hoch generalisierter kultureller Wertvorstellungen ("Nächstenliebe", "humanitäre Mitverantwortung" u.a.) in ein Verhältnis motivierten "prosozialen" Handelns setzen kann (vgl. z.B. Luhmann 1973a).

4) *Wahrheit*

Im Gespräch unter Anwesenden fällt es im allgemeinen sehr schwer, Behauptungen und Argumente nur "für sich selbst sprechen zu lassen" und sicherzustellen, dass sie ausschliesslich auf Grund ihrer immanenten Qualitäten (Evidenz, logische Stringenz, objektiver Wahrscheinlichkeitsgrad u.a.) Anerkennung finden oder Widerspruch erregen. Denn weil die Inhalte der Kommunikation sich nicht von den situativen Randbedingungen (ihrer Enkodierung und Transmission einerseits und ihrer Rezeption und Dekodierung andererseits) lösen lassen, wird ihr Sinngehalt (und damit auch: ihre Chance, als wahr zu gelten) immer davon mitbeeinflusst, von wem, zu welchem Zeitpunkt, in welcher Weise und

in Richtung auf welche Adressaten sie geäußert werden. So *kann* ich nicht davon abstrahieren, ob jemand seine unwahrscheinlich klingenden Reiseanekdoten mit ernsthaftem, vertrauensenerweckendem Gesichtsausdruck oder mit ironisch-relativierendem Augenzwinkern begleitet; und der rhetorisch versierte Rheumadeckenverkäufer vermag hinsichtlich der Vorzüge seiner Produkte handlungsmotivierende Überzeugungen zu wecken, die zumindest bis zum erfolgreichen Kaufvertragsabschluss überlebensfähig bleiben.

Möglicherweise verfügt jeder Mensch über ein gewisses (allerdings irreversibel verspielbares) "generalisiertes Glaubwürdigkeitskapital": in dem Sinne, dass er die Akzeptanzchancen irgendeiner Aussage erhöhen kann, wenn er sich mit seinem "heiligen Ehrenwort", bzw. mit der Integrität seiner ganzen Person dafür verbürgt. Und manche sind auf Grund eines personengebundenen Charismas ("referent power") in der Lage, in ihrem kollokalen Nahfeld Konsens (bzw. Nichtdissens) über ihre Meinungen zu erzeugen: so dass sie unsanktioniert in die Irre gehen können, wenn sie nicht aus fernerer Regionen, wo ihre Ausstrahlung unwirksam ist, unvoreingenommene Kritik erfahren.

Um die Akzeptanz von Assertionen auch über räumliche Distanzen hinweg sicherzustellen, ist es nämlich notwendig, den Inhalt der Mitteilung selbst mit immanenter Glaubwürdigkeit auszustatten: weil man nicht mehr auf unterstützende Wirkungen des Emissions- oder Rezeptionskontexts zählen kann. So muss man für praktisch alle *schriftlich* vermittelten Behauptungen "Wahrheit" in Anspruch nehmen, indem man darlegt, dass sie strikt auf dem Wege gesellschaftlich anerkannter Verfahren der Wahrheitsfindung (z.B. logische Deduktion, mathematische Kalkulation oder empirische Beobachtung) gewonnen worden sind und eine von allen zufälligen Partikulärbedingungen ihrer Genese und Diffusion unabhängige Geltung besitzen.

So ist es leicht verständlich, dass die mit der *Schriftkultur* einhergehenden Explikationszwänge eine notwendige historische Voraussetzung für die Entfaltung systematischerer Methoden des Denkens und Erkennens darstellen, und dass im translokalen Kommunikationsfeld zwischen den antiken griechischen Poleis besonders günstige Bedingungen für die Entstehung einer autonom sich selbst begründenden Philosophie bestanden haben (vgl. Havelock 1963, Luhmann 1984: 128). Ebenso mag es der modernen Wissenschaft auf der Ebene weltweiter translokaler Schriftinteraktion (via Zeitschriften, Monographien u.a.) besser als auf dem Niveau ihrer kollokalen Subsysteme (Institute und Forschungsteams) gelingen, ihre Massstäbe strikter Universalität und Kritisierbarkeit aller Wahrheitsansprüche unverfälscht zur Geltung zu bringen.

Während kollokale Systeme also in weitem Umfang in der Lage sind, die für das Gelingen systeminterner Kommunikationen nötigen Bedingungen "mit eigenen Bordmitteln" (allerdings ziemlich unkontrollierbarer Natur) zu erzeugen, so sind translokale Interaktionssysteme auf die Inanspruchnahme institutionell oder gesamtgesellschaftlich verankerter Übertragungsmedien angewiesen und bleiben deshalb sowohl hinsichtlich ihrer Reichweiten wie auch ihrer Erfolgswahrscheinlichkeiten enger an historisch variable sozio-kulturelle Voraussetzungen auf Meso- und Makroebene gebunden.

Die Vorstellung, dass im Zuge der gesellschaftlichen Evolution die Ausdifferenziertheit und Belastbarkeit generalisierter Kommunikationsmedien ständig zunehmen (und eine entsprechende Verlagerung von kollokaler zu translokaler Interaktion ermöglichen) würde, ist auf Grund mancher spektakulärer historischer Entwicklungen sehr naheliegend, vermag aber der Komplexität der Verhältnisse nicht voll Rechnung zu tragen.

Zwar ist es im Vergleich zu mittelalterlichen Verhältnissen in mancher Hinsicht ein Fortschritt, wenn der Kaiser nicht mehr zum Untertan hinreisen, der Kaufmann seine Ware nicht mehr bis zum Kunden begleiten, der Student nicht mehr seinem Professor nachziehen, der Gläubige nicht mehr an die Reliquienstätte pilgern und der Philanthrop sich nicht selbst an die Orte des Elends begeben muss, um seine spezifische institutionelle Rollenfunktion zu erfüllen. Solange institutionelle Transaktionen nämlich der Vermittlung durch kollokale Mikrointeraktionen bedürfen, sind sie nicht nur sehr aufwendig und in ihrer

Quantität und Reichweite äusserst beschränkt, sondern vor allem auch inhomogen und unzuverlässig:

"....denn wo es sich bloss um sachliche Übermittlungen handelt, ist das Reisen einer Person eine äusserste Unbehilflichkeit und Undifferenziertheit: weil die Person eben all das Äussere und Innere ihrer Persönlichkeit, das mit dem gerade vorliegenden Sachverhalt nichts zu tun hat, als Tara mitschleppen muss. Und wenn hiermit auch das Nebenprodukt mancher personalen und Gemütsbeziehung gewonnen wurde, so diene doch gerade dies nicht dem jetzt fraglichen Zwecke: die Einheit der Gruppe fühlbar und wirksam zu machen." (Simmel 1908: 503).

"Physische Anwesenheit" ist deshalb gerade kein geeignetes Medium, um institutionelle Werte, Normen und Verfahren in idealtypischer Reinheit zu repräsentieren und zu stabilisieren: weil die gegenwärtige Person sich immer integral mit all ihren physischen und psychischen Attributen ins Spiel bringt und die soziale Beziehung mit Idiosynkrasien und Informalitäten "verunreinigt", die sich teilweise nicht nur der äusseren institutionellen, sondern auch ihrer eigenen, individuellen Selbstkontrolle völlig entziehen.

Mittels objektiver Symbolisierungen wird es möglich, die Funktion institutionellen Repräsentation von inhomogenen, unzuverlässigen menschlichen Personen auf standardisierte Artefakte zu übertragen, die überall und zu jedem Zeitpunkt dieselbe gleichmässige Wirkung entfalten:

"Um in einer räumlich ausgedehnten Gruppe die voneinander entfernten Elemente dynamisch zusammenzuhalten, bilden hochentwickelte Epochen ein System mannigfaltiger Mittel aus: vor allem alles Gleichmässige der objektiven Kultur, das von dem Bewusstsein, es sei hier eben dasselbe, was es an jedem Punkt des gleichen Kreises ist, begleitet wird: die Gleichheit der Sprache und des Rechtes, der allgemeinen Lebensweise, des Stiles von Gebäuden und Geräten". (Simmel 1908: 503).

Auf der andern Seite werden menschliche Personen dadurch dafür freigesetzt, ihren räumlichen Aufenthalt unabhängiger von den institutionellen Bezügen, in denen sie drinstehen, festzulegen und zu verändern: so dass sie ihr knappes, unvermehrbares Gut "physische Anwesenheit" besser für den Aufbau kleinerer, informaler Kollokalsysteme "subinstitutioneller" Art ausnutzen können.

In Termini von Luhmann bedeutet dies, dass die beiden Ebenen

- der durch "Anwesenheit" konstituierten *Interaktionssysteme* einerseits
- der auf "Mitgliedschaft" basierenden *Organisationssysteme* andererseits

sich wechselseitig stärker verselbständigen können: so dass es einerseits mehr Spielräume gibt, in denen Kollokalgruppen sich indifferent (bzw. gar: subversiv-unterminierend) gegenüber den institutionellen Sphäre entfalten können; und die Organisationen andererseits lernen, sich gegenüber An- und Abwesenheit ihrer Mitglieder unempfindlicher zu machen (Luhmann 1973b) Diese Unempfindlichkeit wird wahrscheinlich in dem Masse stärker beansprucht, als die Individuen einen immer diversifizierteren Rollensatz erwerben, und ihre höchstens durch Schlafverzicht vermehrbare Gesamtanwesenheitsdauer zwischen immer mehr verschiedenen Mitgliedschaften aufteilen müssen.

Andererseits kann man nun aber auch gegenläufige Entwicklungen konstatieren, in deren Verlauf gerade sehr moderne Institutionen wieder völlig vom Medium kollokaler Interaktion abhängig werden. Sicherlich wird die *Früherziehung des Kindes* und grösstenteils auch dessen *Schulausbildung* heute mehr denn je als ein Prozess konzipiert, der nur im Kontext informeller Primärgruppen verlässlich stattfinden kann: weil man sich auf die Fernmotivierung generalisierter Medien wie Geld, Macht, Liebe oder Wahrheit (deren Semantik ja in der Sozialisation zuerst erlernt werden muss) nicht verlassen kann, und weil anderer-

seits im Erziehungssystem auch kein eigenes institutionelles Übertragungsmedium zur Verfügung steht (vgl. Luhmann/Schorr 1979). Ebenso kann man im *religiösen* Bereich mindestens seit der Reformation viele Anzeichen dafür finden, dass kollokale Systeme (z.B. Bibellesegruppen) als Medium der Glaubensvermittlung erhöhte Bedeutung gewinnen: ganz abgesehen von modernen, ostasiatisch inspirierten Sekten, in denen die religiöse Erfahrung oft völlig mit Gruppengemeinschaftserlebnissen oder dem "persönlichen Verhältnis zum Guru" koinziiert.

Im Bereich der *Liebesbeziehungen* fällt auf, dass raumunabhängig persistierende Ehebindungen seit den 1960er Jahren häufiger durch *Konkubinatsbeziehungen* ersetzt werden, die in der Dauerhaftigkeit faktischer Partnerkollokaltät ihre einzige Konstitutionsbasis haben. Und schliesslich wird an der Proliferation von *Geschäfts- oder Dienstreisen* sichtbar, dass man Prozesse des interaktiven Verhandelns und Aushandelns nach wie vor nur informellen Gesprächen unter Anwesenden überlassen möchte: was die Vermutung bestärkt, dass der Generalisierungsgrad institutioneller Kommunikationsmedien nicht nur evolutionär bedingten, sondern wohl auch absoluten, immanent gesetzten Schranken unterliegt.

III

Generalisierte Kommunikationsmedien schaffen zwar die *motivationalen*, noch nicht aber die *kognitiven* Voraussetzungen dafür, dass Kommunikationen fern vom Ort und Zeitpunkt ihrer Enkodierung aufmerksam wahrgenommen, entschlüsselt und in den Erlebnis- oder Handlungshorizont des rezipierenden Subjekts übernommen werden.

Damit die Botschaft wirklich ankommt und auf zuverlässig vorhersehbare Weise verstanden wird, muss gewährleistet sein, dass enkodierende und dekodierende Akteure über äquivalente Wahrnehmungsfähigkeiten und Interpretationsschemata verfügen.

In dem Masse nun, wie wegen der raum-zeitlichen Trennung der Interaktionspartner

- a) nicht vorausgesehen werden kann, zu welchem Zeitpunkt und unter welchen situativen Bedingungen (bzw. gar: durch *wen*) die Dekodierung erfolgt;
- b) zu wenig Rückkoppelung besteht, um Fehler oder Unklarheiten in der Übermittlung rasch identifizieren und korrigieren zu können,

bleibt die Spannweite erfolgreicher Kommunikation auf jene Inhalte eingeschränkt, die einen gegenüber den variablen Bedingungen der Emission und Rezeption unempfindlichen, d.h. sowohl übersubjektiv wie übersituativ stabilisierten semantischen Kerngehalt besitzen.

Zum Verständnis dieser zweiten, ebenfalls vom evolutionären Niveau der Gesamtgesellschaft und ihrer institutionellen Ordnungen abhängigen, Schranke ist es nötig, sich zuerst ganz prinzipiell über die verschiedenen Modi sozialer Sinnkonstitution und ihr unterschiedliches Verhältnis zu den physisch-räumlichen Bedingungen interindividueller Kommunikation klarzuwerden. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass Ereignisse und Dinge aller Art, (und damit auch menschliche Handlungen und deren Ergebnisse) ihren Sinn niemals in substanzialistischer Weise in sich selber tragen, sondern ihn im Rahmen eines wählbaren "Verweisungszusammenhanges" erst zugewiesen bekommen. Dabei besteht die besondere Eigenart menschlicher Handlungen und Handlungsergebnisse darin, dass sowohl Emittenten wie Rezipienten unabhängig voneinander über die Selektion dieses Rahmens autonom verfügen, und der soziologische Beobachter zudem vor dem Problem steht, ebenfalls eine eigene, *dritte* Auffassungsperspektive zu wählen und mit derjenigen der Akteure in Beziehung zu setzen.

Immerhin wird die Beliebigkeit der Perspektivenwahl dadurch reduziert, dass auf oberstem Niveau nur wenige Basisorientierungen ("Referenzen") zur Verfügung stehen, die sich aus dem (der Kontingenz entzogenen) Stufenbau der Systembildung innerhalb der empirischen Welt ergeben.

Je nachdem, ob man ein Handeln

- a) *selbstreferentiell* auf den erzeugenden Akteur (personelle Ebene),
- b) *suprareferentiell* auf übersubjektiv geltende Symbolstrukturen (institutionell-kulturelle Ebene), oder
- c) *interreferentiell* auf interaktive Beziehungen zwischen verschiedenen Subjekten (soziale Ebene)

hin relationiert, erscheint es im Lichte völlig verschiedenartiger, letztlich inkommensurabler Deutungshorizonte, von denen her auch die verschiedenen humanwissenschaftlichen Disziplinen (Psychologie, Kulturwissenschaften, Soziologie) ihre spezifische Prägung erhalten:

"Man wird die historischen Erscheinungen im ganzen auf drei prinzipielle Standpunkte hin ansehen können: auf die individuellen Existenzen hin, die die realen Träger dieser Zustände sind; auf die formalen Wechselwirkungsformen, die sich freilich auch nur an individuellen Existenzen vollziehen, aber jetzt nicht vom Standpunkt dieser, sondern von dem ihres Zusammen, ihres Miteinander und Füreinander betrachtet werden.; auf die begrifflich formulierbaren Inhalte von Zuständen und Geschehnissen hin, bei denen jetzt nicht nach den Trägern oder ihren Verhältnissen gefragt wird, sondern nach ihrer rein sachlichen Bedeutung, nach der Wirtschaft und der Technik, nach der Kunst und der Wissenschaft, nach den Rechtsnormen und den Produkten des Gefühlslebens." (Simmel 1908: 13.).

1) Selbstreferentielle Orientierung: "Subjektiver Sinn"

Der "subjektive Sinn" ergibt sich dadurch, dass man als Referenzrahmen den erzeugenden Akteur wählt und die zu deutenden Handlungen auf seine übrigen Verhaltensweisen, Erlebnisse, Motive, Intentionen, Affekte, Qualifikationen u.a. hin relationiert. Normalerweise ist es der Akteur selbst, der vorrangig diese selbstreferentielle Perspektive wählt, weil er zu seinen internalen psychischen Zuständen und Prozessen (zumindest, soweit sie in seinem Bewusstseinsfeld fassbar sind) einen weitaus privilegierteren Zugang als alle Aussenstehenden besitzt. Ich allein weiss am besten, warum ich jetzt diese bestimmte Arbeit tue, genau in diesem Moment auf ein bestimmtes Thema zu sprechen komme, und welche Absicht ich mit dem Eintritt in eine Vereinigung oder der Aufkündigung einer Freundschaft verbinde. Wahrscheinlich ist jeder Akteur unablässig genötigt, seine eigenen Handlungen mit "subjektivem Sinn" auszustatten, weil er anders als durch ständige Selbstattribution von "Weil-Motiven" und "Um-zu-Motiven" wohl nicht in der Lage wäre, seinem Erleben und Handeln Konsistenz zu verleihen und im Wechsel der Bewusstseinsinhalte und Ereignisse seine Identität zu wahren.

Andererseits können auch beliebige Fremdbeobachter die selbstreferentielle Perspektive des handelnden Akteurs usurpieren: sofern sie sich in der Lage fühlen, sein Verhalten als Korrelat eines "inneren Motivationszusammenhangs" nachzukonstruieren oder als Ausdruck einer bestimmten Persönlichkeitskonstellation zu "verstehen". Fremdzugerechnete Selbstreferenzen können gegenüber den Eigenzurechnungen des Akteurs oft sogar in Führung gehen, obwohl Aussenstehenden der Zugang zum innerpsychischen Erleben des ALTER EGO völlig fehlt: z.B. wenn EGO einen Psychotherapeuten braucht, um seine eigenen, bisher unbewussten Motivationen in die Reflexion einzubeziehen, oder wenn er die Beweggründe oder Ergebnisse seiner Handlungen situativen Gegebenheiten zurech-

net, während ALTER sie als Korrelate intrapersonaler Kausalfaktoren (= "dispositionale Attribuierung") interpretiert (vgl. Jones/Nisbett 1971).

Charakteristisch für die Konstitution von "subjektivem Sinn" ist in jedem Fall, dass das Handeln vorrangig weder unter dem Gesichtspunkt seines aktuellen Verhaltensablaufs noch seiner schliesslichen Ergebnisse ins Zentrum des Interesses rückt, sondern unter dem Blickwinkel seiner *intrasubjektiven Antezedenzbedingungen und Begleitkorrelate*, die der ganz andersartigen Ebene des *Psychischen* angehören und häufig sogar dem Akteur selbst nur in der Form abstrakter Konstrukte ("ich bin halt ehrgeizig", oder: "bei dieser Arbeit bin ich unterfordert") zur Verfügung stehen. Entsprechend dem strengen Nacheinander subjektiver Erlebnisse und Handlungen können sich subjektive Sinnzusammenhänge meist nur im Horizont umfänglicher diachroner Zeitperspektiven konstituieren: z.B. wenn man eine Untat als Ergebnis langer jugendlicher Verwahrlosung oder als Vergeltung eines früher erfahrenen Unrechts deutet, oder die Vorstellung eines weit in die Zukunft reichenden "Handlungsentwurfs" bezieht, um EGO's aktuelles Engagement in Schule, Beruf, Politik u.a. adäquat zu verstehen.

Auch wenn eine durch räumliche Nähe konstituierte "umweltliche Situation" entgegen der Meinung von Schütz mir keineswegs erlaubt, unmittelbar "auf die Erlebnisse des Du hinzublicken" (vgl. Schütz, 1974: 228), so ist Kollokalität in mancher Hinsicht eine günstige Voraussetzung, um via Empathie und/oder kommunikative Verständigung Zugang zur Innenperspektive eines ALTER EGO zu gewinnen: sofern ich unter Einbeziehung aller sinnlichen Wahrnehmungen in der Lage bin, seine Verhaltensweisen als Ausdruckskundgaben seiner Subjektivität zu deuten und im regen verbalen Austausch zumindest die seiner eigenen Reflexion zugänglichen Gefühle, Absichten u. a. zu ergründen.

Andererseits kann Kollokalität die Fremderfassung von subjektivem Sinn aber auch drastisch behindern: weil die Erfassungsperspektive oft ganz ungehörlich auf das aktual beobachtbare "Mikrohandeln" zusammenschumpft (vgl. 3.4), weil gleichläufig mit den Ausdrucksmöglichkeiten auch die Chancen erfolgreicher Täuschung und Camouflage wachsen und vor allem: weil ein ganz andersartiger, von Schütz unberücksichtigter Modus "interreferentieller Sinnkonstitution" (vgl. unten) die Führung übernimmt.

2) Suprareferentielle Perspektive: "objektiver Sinn"

Die Welt des "objektiven Sinns" ist identisch mit der Welt der Symbole, die ihre Bedeutung aus einem kulturell definierten wechselseitigen Verhältnis zueinander beziehen und dank dieser "horizontalen Einbettung" (in umfassendere Symbolsysteme) einen von ihrer "vertikalen Einordnung" (in subjektive Bewusstseins- und soziale Interaktionssysteme) unabhängigen, d.h. *kontextfreien*, semantischen Kerngehalt besitzen.

Konstitutiv für den sinnhaften "Verweisungshorizont" objektiver Symbole sind also über-subjektiv wie auch "überkommunikativ" verselbständigte symbolische Ordnungen, deren Elemente durch Regeln der Logik, der Ähnlichkeit, Verschiedenheit, der gemeinsamen Herkunft, der kausalen Wirkungsgesetze oder irgendwelche anderen Prinzipien in *distinktiven* und/oder *kontextuellen* semantischen Relationen zueinander stehen.

Eine rein *distinktive* Bestimmungsrelation besteht, wenn sich der Sinn des Symbols ausschliesslich aus seinem *komparativen Bedeutungsverhältnis* zu anderen Symbolen ergibt: z.B. bei *formalisierten Zeichenstrukturen*, wo jedes Element eine exakt festgelegte und in allen Beziehungen, in denen es auftritt, identisch bleibende Bedeutung beibehält. So ist die semantische Invarianz der Zahl "5" oder des Operationszeichens "+" nicht nur über alle individuellen und sozialen Verwendungskontexte, sondern auch über alle mathematischen Gleichungs- und Modellstrukturen hinweg gesichert.

Eine völlig *kontextuelle* Bestimmungsrelation besteht umgekehrt z.B. bei rein "indexikalischen" Ausdrücken wie "hier", "ich" oder "jetzt", die ausschliesslich im grösseren Zusammenhang eines Sprachtextes (konnotativ) oder einer konkreten Situation (denotativ) inter-

pretierbar sind, oder bei einzelnen Federstrichen, Farbtupfern oder Tönen, die je nach der übergeordneten "Gestalt" (Gemälde, Zeichnung, Melodie u.a.) in die sie eingebettet sind, eine völlig unterschiedliche Wahrnehmungswirkung erzeugen.

Häufig kann sich die Determinationskraft des "objektiven Sinns" nur beim Zusammenwirken distinktiver und kontextueller Relationierungen voll entfalten. So erhält der simple Satz "es regnet" allein durch seine *distinktiven* Verweisungen (dass es nicht schneit, nicht hagelt u.a.) einen minimalen, über alle Verwendungszusammenhänge hinweg stabilisierten Kerngehalt an Sinn; aber wenn der situative *Kontext* zusätzlich dazu verhilft, ihn als "typisch englischen Dauerregen", als seltenes Wunderereignis in der Sahara oder als Begleiterscheinung eines Orkangewitters zu identifizieren, gewinnt er doch beträchtlich an Konturen.

Rein *distinktive* intersymbolische Bestimmungen haben den Vorteil, dass objektiver Sinn in beliebig kleiner Münze universell transportierbar ist, und dass verlässliche "Bausteine" für die intentionale Konstruktion höherrangiger Symbolstrukturen (z.B. Wörter und Sätze, mathematische Gleichungssysteme oder formalisierte Computer-Simulationsmodelle) zur Verfügung stehen; aber man muss diese Vorzüge teuer damit kaufen, dass nur standardisierte "Sinnatome" mit unverrückbar fixierter Bedeutung verfügbar sind, die sich nur akzeptieren oder zurückweisen, nicht aber flexibel an veränderte Ausdrucksbedürfnisse adaptieren lassen. Umgekehrt kann man es sich bei *kontextuellen* intersymbolischen Relationen erlauben, die Bedeutung elementarer Symbole offen zu halten und (wie z.B. in poetischen Texten) jeweils holistisch von der Ebene eines umfassenden Symbolzusammenhangs her respezifizieren zu lassen; aber dazu muss es allerdings erst gelingen, die integrale Rezeption dieses übergeordneten Symbolkomplexes sicherzustellen.

Überall, wo die Einzelsymbole durch distinktive Relationen hinreichend semantisch spezifiziert sind, kann ein "restringierter Kommunikationscode" ausreichen, um erfolgreiche Übertragung zu sichern: z.B. in *paradigmatisch gut konsolidierten wissenschaftlichen Disziplinen*, deren Vertreter alle sehr spezifische Vorverständigungen über die Bedeutung ihrer Terminologie miteinander teilen. Umgekehrt, sind zur Erzeugung von "objektivem Sinn" aufwendige und risikoreiche Kommunikationen nötig, wenn die Einzelsymbole (noch) unscharf definiert sind und/oder wenn die einzelnen Anwender Wert darauf legen, über ihre Semantik autonom zu verfügen: z.B. bei *Angehörigen der Mittelschichten* (vgl. Bernstein 1970: 113) oder den *Wissenschaftlern einer paradigmatisch uneinheitlichen Disziplin*, die einen relativ hohen Anteil an "*semantischer Spezifikation*" innerhalb des konkreten Kommunikationsaktes selber leisten müssen und sich deshalb nur durch einen höchst "elaborierten Code" verständlich machen können (Lodahl/Gordon 1972).

Fragt man nach dem "*objektiven Sinn*" einer Handlung, kommt - genau entgegengesetzt zum "*subjektiven Sinn*" - als Intention ausschliesslich das Ergebnis eines abgeschlossenen Handlungsvorgangs in Betracht; sei es in der Form einer *ex post* überblickbaren Gestalt von *Bewegungsabläufen* (Tanz, religiöser Ritus u.a.), als physische *Bewirkungen in der Umwelt* (Vase zerschlagen, Kind gezeugt, Essen gekocht), die mit den subjektiven Intentionen bekanntlich in sehr variablem Zusammenhang stehen können, oder schliesslich in Form *materialisierter Erzeugnisse* (Schriftstücke, Zeichnungen, Produktionswaren), die sich vom Kontext ihrer handlungsmässigen Genese völlig loslösen können:

"Objektiven Sinn können wir hingegen nur einem Erzeugnis als solchem prädisieren, also dem fertig konstituierten Sinnzusammenhang des Erzeugten selbst, dessen Erzeugung in polythetisch aufbauenden Akten im fremden Bewusstsein von uns unbeachtet bleibt." (Schütz 1974: 48).

3) Interreferentielle Sinndeutung: "kommunikativer Sinn"

Diese dritte eigenständige Strategie der Sinndeutung besteht darin, einen Akt auf den konkreten Zusammenhang intersubjektiver Wechselwirkungen, Kommunikationen und

Erwartungen zu beziehen, innerhalb dem er sich vollzieht: d.h. ihn im Licht einer *sozialen Situation* zu interpretieren, wie sie sich durch die Gesamtheit der von mehreren Subjekten *gemeinsam* erzeugten interaktiven Prozessabläufe und kommunikativen Verständigungen ergibt.

So lässt sich z.B. der genaue Sinn eines Satzes wie *"Du hast mich enttäuscht"* weder aus seinem objektiv-sprachlichen Gehalt noch aus der subjektiven (z.B. emotionell bestimmten) Motivation des Sprechers hinlänglich erschliessen: weil erst aus der Kenntnis der interpersonellen Gesamtsituation klar wird, ob es sich dabei um einen ironischen Einwurf, einen milden Tadel, eine unkontrollierte Taktlosigkeit oder eine absichtliche Beleidigung handelt. Ebenso kann die harmlose Bemerkung *"es regnet draussen"* je nach dem Stand der Konversation die Funktion haben, eine peinliche Verlegenheitspause zu überbrücken, eine Aufforderung zum Spaziergehen abzuwehren oder von einem unerwünschten anderen Gesprächsthema abzulenken.

Und der Sinn meiner *Arbeitsaktivitäten* erschöpft sich für mich meistens nicht darin, eine gesellschaftlich institutionalisierte Berufsfunktion auszufüllen ("objektiver Sinn") oder meine Chancen der materiellen Existenz und zur persönlichen Selbstentfaltung zu sichern ("subjektiver Sinn"); vielmehr wird sich die Frage, warum gerade *ich* gerade *jetzt* gerade *dies* tue, häufig nur in Anbetracht der Tatsache beantworten lassen, dass ich mich von Erwartungen, Verpflichtungen, Bitten oder Sanktionsandrohungen leiten lasse, die von Vorgesetzten, Kollegen, Untergebenen oder Klienten an mich herangetragen werden. Insbesondere bei der Einbettung in *arbeitsteilige Interdependenzen* kann die interreferentielle Orientierungsebene eine hohe eigenständige Determinationskraft entfalten und die Akteure davon entlasten, permanent nach dem "subjektiven Sinn" jeder einzelnen Handlung zu fragen oder durch starre Anlehnung an standardisierten Deutungsschemata für einen präzisen "objektiven Sinn" ihres Verhaltens zu sorgen.

Der Einschluss dieser dritten, in strengster Auffassung des Wortes "soziologischen" Referenzebene der Sinnkonstitution bedeutet eine Transzendierung der durch Durkheim, Weber und Schütz etablierten "klassischen" Handlungstheorie, bei der sich das Phänomen des Sozialen in geheimnisvoller Weise aus der Verknüpfung eines eher psychisch fundierten "subjektiven Sinnes" und eines eher der kulturellen Sphäre angehörigen "objektiven Sinnes" konstituiert:

"Einer Vielheit subjektiver Sinnzentren und den ihnen zugehörigen privaten Welten wird eine Ganzheit gegenübergestellt, die aus den überpersonalen objektivierten Bewegungen und Institutionen der Gesellschaft hervorkommen soll. Der Atomismus wird gezwungenermassen durch einen Holismus der Überpersonalität ergänzt". (Coenen 1985: 183).

Stattdessen wird hier die intermediäre Sphäre des "Intersubjektiven" dazu beansprucht, um zwischen der reinen Innenwelt des "Subjektiven" und der reinen Aussenwelt des "Übersubjektiven" eine Brücke zu schlagen.

Während man sich beim "subjektiven Sinn" einseitig auf die *intrapersonellen Antezedenzen* und beim "objektiven Sinn" ebenso ausschliesslich auf die *extrapersonellen Konsequenzen* des Handelns konzentriert, richtet sich die interreferentielle Blickrichtung primär auf jener individuell erzeugten Abläufe und Ereignisse, die ihren primären Sinn weder aus subjektiven *Intentionen* noch aus übersubjektiven *Konventionen*, sondern aus ihrem Verhältnis zu den Verhaltensweisen anderer (immer kollokal mitanwesender) Interaktionspartner beziehen.

Genauso wie *Georg Simmel* sich an kollokale Interaktionsverhältnisse halten muss, um seinem Basiskonzept der interindividuellen "Wechselwirkung" maximale Relevanz und Eigendeterminationskraft abzugewinnen, muss auch *Merleau-Ponty* die elementare Bedingungskonstellation raum-zeitlich ko-präsenter Menschen in Anspruch nehmen, um behaupten zu können, dass das Soziale in einer allem subjektiven und objektiven Sinn vorangehenden "zwischenleiblichen Vergemeinschaftung" seinen Ursprung habe:

"Gebe ich einem Freund ein Zeichen, zu mir herüberzukommen, ist meine Intention nicht ein Gedanke, den ich in meinem Inneren hegte, noch nehme ich das Zeichen in meinem Körper wahr. Ich mache das Zeichen durch die Welt hindurch, ich mache es dort, wo mein Freund sich befindet, der Abstand, der mich von ihm trennt, seine Zustimmung oder Ablehnung spiegeln sich unmittelbar in meiner Bewegung, es liegt keine Wahrnehmung vor, der eine Bewegung folgt. Wahrnehmung und Bewegung bilden nur ein System, das als Ganzes sich modifiziert." (Merleau-Ponty 1965: 136f.).

Subjektivierte und objektiverte Sinngehalte können als sekundäre Verselbständigungen aus diesem ursprünglichen Verhältnis anonymer "Zwischenleiblichkeit" begriffen werden und werden von dieser genetischen Ebene her ständig dynamisiert:

- jedem "Sich-Verhalten" liegt ein "Sich-Zusammen-Verhalten" zugrunde, dessen Sinn aus den Komplementaritätsrelationen der beteiligten Individuen emergiert;
- alle übersubjektiv geltenden Sinnstiftungen (Normen, Sprache, Wertmassstäbe) sind das Ergebnis andauernd voranschreitenden "Instituierens" im elementaren Medium zwischenleiblicher Interaktion (Merleau-Ponty, M., 1966:60).

Nur nachträglich und partiell können die interreferentiellen Sinnstiftungen durch bewusste Reflexion eingeholt oder in objektivierten Symbolstrukturen abgebildet werden: so dass sie gegenüber allem subjektiven und objektiven Sinn eine unanfechtbare Führungsrolle behaupten.

Auch wenn man Merleau-Pontys Auffassung von der Fundamentalität zwischenleiblich konstituierter Sozialität nicht völlig zu folgen vermag, liefert er durch sein eminent *soziologisches* Theoretisieren wichtige zusätzliche Gründe, um (a) "Interferenz" als einen eigenständigen dritten Modus der Sinnkonstitution gelten zu lassen, und (b) die Hypothese zu stützen, dass interreferentieller Sinn im Medium kollokaler Interaktion seine weitaus besten Entfaltungschancen findet: während translokale oder alokale Sozialität stärker darauf verwiesen ist, sich auf "objektiven Sinn" und oder auf "subjektiven Sinn" abzustützen.

Diese Proposition stimmt nur teilweise mit der Auffassung von Alfred Schütz überein, der in "umweltlichen" (=kollokalen) Sozialbeziehungen vor allem die Chance sieht, objektive Deutungsschemata durch verstärktes Fremdverstehen von subjektivem Sinn zu substituieren:

"In der umweltlichen sozialen Beziehung wachsen dem Ich aus der Fülle des Wissens vom Jetzt und vom Du in gleicher Fülle in jedem Jetzt neue Deutungsschemata vom Du zu: sein Erfahrungsvorrat vom Du bereichert sich in jedem Augenblick des Wir und er verändert sich auch durch stetige Berichtigung." (Schütz 1974: 235/236).

Demgegenüber wird postuliert, dass die Situation des "Wir" vorrangig die Chance mit sich bringt, dass sich die Beteiligten an übergreifenden Gemeinsamkeiten ihrer intersubjektiven Beziehung, ihrer komplementären oder konfliktiven Interdependenzen oder ihrer Situation gegenüber der äusseren Umwelt orientieren: d.h. an all jenen Fakten, die ihrer gemeinsamen Erinnerung oder ihrer gemeinsamen sinnlichen Wahrnehmung zugänglich sind. Vor allem für multilaterale Interaktionsverhältnisse mag gelten, dass die Teilnehmer sowohl ihre eigenen Handlungen wie auch die Deutungen fremder Handlungen vorrangig an Parametern der umfassenden Gruppenstruktur sowie am Fluss gemeinsamer Kommunikationen, Arbeitsabläufe usw. orientieren, und zutreffenderweise unterstellen, dass auch ihre Interaktionspartner genau dies tun.

Entsprechend kann es nützlich, ja unumgänglich sein, die eigenen Verhaltensakte nicht mit einem allzu präzise definierten und starr fixierten subjektiven oder objektiven Sinn auszustatten, sondern sie als offene, unscharf konturierte "Kommunikationsangebote" in den sozialen Kreis zu werfen, um sie den im interreferentiellen Milieu stattfindenden Spezifikationsprozessen auszuliefern. Diesem sich während des raum-zeitlichen Zusammenseins ständig erneuernden Bedarf nach "strategischer Unterbestimmtheit" entspricht die

Tendenz, selbst bei unbegrenzten Fähigkeiten und Möglichkeiten der Verbalisierung den Kommunikationsprozess relativ stark auf *nonverbale Gebärden* (Gestik, Mimik, u.a.) abzustützen, die im Unterschied zu Worten weniger stark durch einen kulturell konventionalisierten "objektiven Sinn" geprägt sind und wegen der engen Begrenztheit des Repertoires für verschiedenste Sinngehalte in Anspruch genommen werden müssen (vgl. 2.4).

Die mit dem rein physischen Faktum kollokalen Beisammenseins einhergehenden Despezifizierungen scheinen dermassen verlässlich aufzutreten, dass man sie systematisch dazu benutzen kann, um erstarrte Sinnstrukturen wieder zu "verflüssigen" und dadurch für neue, andersartige Respezifikationen verfügbar zu machen: z.B. in Verhandlungsprozessen zwischen gegnerischen Staaten, Armeen oder Verbänden, wo bereits der Entschluss zur Teilnahme eine generalisierte Bereitschaft indiziert, sich den nur partiell kontrollierbaren Wechselprozessen kollokaler Interaktion auszuliefern und Geburtshilfe für neuartige, die bisherigen Erwartungshaltungen der Teilnehmer transzendierende Konfliktlösungen zu leisten.

Diese Rückkehr zum "status naturalis" kann die ambivalente Funktion haben, diese derivierteren, vom physischen Beisammensein unabhängigeren Sozialverhältnisse:

- einerseits zu *validieren*: indem sichtbar wird, dass sie mit ihrer "authentischen Entstehungsbasis" nach wie vor in engem Zusammenhange stehen;
- andererseits zu *unterminieren*: indem ein Zustand der Entspezifiziertheit und unkontrollierter Prozessualität hergestellt wird, von dem aus neuartige, nicht voraussehbare Beziehungsstrukturen ihren Ausgang nehmen können.

So vermag ein Staatsmann, der "das Bad in der Menge" sucht, einerseits seine politische Herrschaftsstellung durchaus zu befestigen, weil es ihm gelingt, seiner formellen Autoritätsstellung den Nimbus öffentlicher Popularität hinzuzufügen; andererseits muss er aber hinnehmen, dass er seine politische Reputation dadurch stärker von nichtinstitutionellen Faktoren (seiner persönlichen Erscheinung, Ausstrahlung u.a.) abhängig macht, die sich seiner Kontrolle weitgehend entziehen, und dass er durch seine Rolle als populistischer Führer zunehmend zu Handlungen genötigt werden mag, die mit seiner formellen Position (im Rahmen von Regierungskabinetten, Parlament u.a.) im Widerspruch stehen.

Ebenso können *sexuelle Verhaltensweisen* die problematische Doppelfunktion haben, die Kontinuierung eines Liebesverhältnisses einerseits prägnant zum Ausdruck zu bringen, andererseits aber verstärkt von Faktoren abhängig zu machen, die (wie z.B. die wechselseitige körperliche Erregbarkeit, physiologische Potenz u.a.) von unkontrollierbaren biologischen Faktoren abhängig sind.

Als funktionales Äquivalent zu *Charisma* kann kollokale Interaktion also dazu beitragen, strukturelle Fixierungen und Spezifizierungen aller Art zu erodieren und innerhalb sozialer Systeme einen Zustand "frei flottierender Valenzen" wiederherzustellen, der vor allem dann wichtig ist, wenn es gilt, im Hinblick auf stark veränderte äussere Umweltbedingungen oder innere Mitgliederzusammensetzungen neuartige, von der bisherigen Systemgeschichte unabhängige Strukturbildungsprozesse zu vollziehen (vgl. Geser 1983: 81ff.).

Ähnlich wie bei vielen andern Manifestationen der "Renaturalisierung" (z.B. bei der Hinwendung zum "einfachen Landleben", zum künstlerischen Naturalismus oder zur Rohkost) geht das Bestreben oft dahin, den (vermeintlich) exogen vorgegebenen und unbeflussbaren (eben "natürlichen") Zuständen und Prozessen mehr Orientierungseinfluss auf das Erleben und Handeln zuzugestehen, und in die Spontaneität neuer interpersoneller Wechselwirkungen grössere Hoffnungen als in die Kontinuierung bisher gepflegter Beziehungsformen zu setzen (vgl. Rittner 1983).

Bei *translokalen Interaktionsverhältnissen* tragen demgegenüber zwei Faktoren dazu bei, die eigenständige Determinationskraft der interreferentiellen Steuerungen stark zu vermindern:

- 1) Es fehlt das einigende Band der "gemeinsamen aktuellen Situation", die eine konvergente Fokussierung der Aufmerksamkeit auf "diese unsere Interaktionsbeziehung" und "diese unsere Umwelt" nahelegen und wechselseitig erwartbar machen würde (vgl. 3.6). Stattdessen müssen translokale Individuen ihre Kommunikation unter der erschwerten Bedingung zustandebringen, dass sich jeder bei der Enkodierung und Dekodierung der Kommunikationen an seinem eigenen, wechselseitig nicht wahrnehmbaren situativen Umfeld orientiert.
- 2) Es fehlen die dichtgewobenen Kommunikationskanäle, die dazu benutzt werden könnten, um bei Verständnislücken nachzufragen, bei Bedarf Zusatzerläuterungen nachzuliefern, halbwegs ausgeführte Demarchen rechtzeitig rückgängig zu machen oder auf die unerwartete Akzeptanz versuchsweiser Äusserungen gleichsinnige Bestärkungen folgen zu lassen - kurz: in arbeitsteiliger Kooperation einen *gemeinsamen intersubjektiven Sinn* zu erzeugen, der sich sowohl gegenüber der Ebene *subjektiver Intentionen* wie auch der Sphäre *kultureller Konventionen* deutlich profiliert.

Unter solchen Umständen sind *physisch objektivierete* und *konsensual gedeutete Symbolisierungen* notwendig, damit die Auffassungsperspektiven verschiedener Kommunikationspartner

- a) über das Faktum, dass Kommunikationen von bestimmter äusserer Form überhaupt vorliegen,
 - b) über den semantischen Gehalt, der diesen gemeinsam identifizierten Kommunikationen zugeschrieben werden soll
- zur Deckung gelangen.

Die "Objektivität des Sinnes" muss auf jener fundamentaleren Objektivität aufruhren, wie sie sich aus der nichtnegierbaren übersubjektiven Geltung des Real-Gegenständlichen ergibt. Als notwendige (niemals hinreichende) Bedingung translokaler Verständigung muss deshalb ein physisches Trägersubstrat (Werkzeug, Bauwerk, Schrifttext, Foto, Diskette u.a.) vorliegen, so dass eine Basisebene gemeinsamer sinnlicher Wahrnehmung gesichert ist, auf der die Auffassungsperspektiven der emittierenden und rezipierenden Subjekte zwanglos konvergieren.

Durch die Benutzung physischer Trägersubstrate allein werden die Probleme translokaler Kommunikation aber keineswegs gelöst, sondern im Gegenteil noch drastisch erhöht. Denn das Dazwischentreten eines gegenüber dem Kontext seiner Erzeugung wie auch seiner Rezeption gleichermassen verselbständigten dinglichen Gegenstandes hat zur Folge, dass zwischen Enkodierungs- und Dekodierungsprozessen einerseits wie auch zwischen den Dekodierungsprozessen verschiedener Rezipienten alle Zusammenhänge verlorengehen: so dass sie - soll Kommunikation gelingen - auf ganz neue, artifizielle Weise wieder miteinander koordiniert werden müssen.

Zusätzlich zum Erzeugungsprozess sind besondere Anstrengungen erforderlich, damit das neuerlassene Gesetz auch zur Kenntnis genommen wird, das neue Konsumgut ins Alltagsleben Eingang findet, die neuen lokalen Radiosender ihre Zuhörer oder auch rücksichtslos modernistische Kunstwerke ihre Bewunderer finden; und sowohl Messerfabrikanten wie Kernphysiker, Apotheker wie Enthüllungsjournalisten müssen damit leben, dass ihre Produkte nicht auf einen bestimmten intendierten Zweck ihrer Verwendung hin festlegbar sind, sondern sowohl für konstruktive wie destruktive, für lebenserhaltende oder todesbringende Ziele funktionalisiert werden können.

Gerade weil das Erzeugnis mit keinen hinreichenden Verweisungen auf die Prozesse seiner Entstehung und die Intentionen seiner Produzenten belastet ist, ist es dafür befreit, mit einer davon völlig unabhängigen Bedeutung ausgestattet zu werden und in beliebig variable Situationszusammenhänge und Kombinationen mit andern derartigen Erzeugnissen einzutreten. So können beispielsweise Bibeltexte, Genrebilder, Staatsverfassungen oder elisabethanische Tragödien selbst bei drastischem soziokulturellem Wandel ihre

unbestrittene Relevanz beibehalten, weil nichts dazu zwingt, vom buchstäblichen Text auf den "Geist" der ursprünglichen Verfasser zu schliessen: genauso wie sich die Barockmusik gegenüber ihrem höfischen oder kirchlichen Entstehungskontext dermassen verselbstständigt hat, dass sie sich in äusserst profanisierten "bürgerlichen" Verwendungskontexten als assimilierbar erweist.

Die mit der Abkoppelung vom Enkodierungskontext einhergehende "semantische Unterbestimmtheit" ist einerseits äusserst wichtig, wenn es darum geht, einem Stück materialisierter Kultur lange Überlebensdauer, universelle Diffusionschancen und vielfältigste sachliche funktionale Kombinationsmöglichkeiten zu sichern: so dass wahrscheinlich gerade moderne (d.h. komplexe und sich dynamisch wandelnde) Gesellschaften zur Bevorzugung hochgradig unspezifizierter materieller Sinnsubstrate tendieren, die (wie z.B. Autos, Computers, Verfahrensgesetze, Geldscheine, Menschenrechte oder zivile Höflichkeitsformen) im beliebigen, unvorhersehbarem Wandel ihrer Applikationskontexte eine gleichbleibende hohe Geltung bewahren.

Andererseits ist dieselbe Unschärfe und projektive Manipulierbarkeit des Sinngehalts ein lästiges Hindernis, wenn das vorrangige Ziel darin besteht, präzise, erfolgssichere translokale Kommunikation zustandezubringen und im Verhältnis zwischen den Partnern wechselseitig erwartbar zu machen. Nicht durch die immanenten Eigenheiten des Artefaktes selbst, sondern nur durch dessen dauerhafte Amalgamierung mit übersubjektiven idealisierten Deutungsmustern kann garantiert werden, dass es bei allen enkodierenden und dekodierenden Akteuren in einem gewissen Umfang identische Sinnverweisungen evoziert: unabhängig davon, in welchem subjektiv oder intersubjektiv konstituierten Bedeutungskontext und welchem objektiven Situationszusammenhang sich seine Wahrnehmung und Entschlüsselung vollzieht.

Derartige soziale Vermittlungsmechanismen werden in der Masse entlastet, als die materiellen Trägersubstrate so gebaut sind, dass sie die Inhalte, auf die sie in ihrer Eigenschaft als "*Symbole*" verweisen, in ihrer zweiten Eigenschaft als "*reale Gegenstände*" gleichzeitig mittransportieren. Während *reine Symbole* „heteroreferentiell“ sind, weil sie immer durch einen ihnen äusserlichen Akt konventioneller Setzung auf ein (dafür allerdings variabel definierbares) "Bedeutetes" hingeordnet werden müssen, sind beispielsweise Gebrauchsgegenstände in dem Sinne „*autoreferentiell*“, als ihnen die einzigartige Fähigkeit zukommt, Bedeutendes und Bedeutetes, bzw. "Verweisungen" und "Erfüllungen" im Medium desselben physischen Substrats zu fusionieren.

So besteht die doppelte Existenzweise einer *realen Autostrasse* darin, dass sie

- a) einerseits wie eine auf der Landkarte *gezeichnete* Strasse allen Automobilisten die identische Vorstellung evoziert, darauf richtungsgetrennt mit bestimmter Geschwindigkeit fahren zu können,
- b) Im Gegensatz zur Landkartenstrasse aber auch jene faktischen physischen Merkmale aufweist, die eine reale Erfüllung dieser evozierten Intentionen möglich machen.

Die Verlässlichkeit und Dauerhaftigkeit objektivierter Sinnstrukturen entsteht dadurch, dass zwischen der Ebene übersubjektiver Idealisierungen einerseits und dem Niveau physischer (vor allem: anorganischer) Trägersubstrate andererseits unter weitgehender Umgehung individueller Bewusstseins- und interindividueller Kommunikationsprozesse äusserst stabile Amalgamverbindungen eingegangen werden. und zwar deshalb, weil ausgerechnet *anorganische* Substrate gewisse Bedingungen "idealisierten Gegenständlichkeiten" (Zeitenthobenheit, Identitätserhaltung in verschiedensten Kontexten) besonders gut erfüllen. So kann "man" sich beim blossen Anblick bestimmter Gegenstände nicht einmal unter grössten Anstrengungen von der Vorstellung freimachen, ein Handwerkszeug namens Hammer, ein Fahrzeug namens "Auto" oder eine schützende Unterkunft namens "Hütte" vor sich zu haben, und fast unmöglich ist es, jene Schnittlinie freizulegen, welche das (kulturunabhängige) Physisch-Gegenständliche vom (kulturgebunde-

nen) standardisierten Deutungsschemata trennt, wenn es sich derart auflöslich mit dem dinglichen Substrat verbindet.

Nur im äussersten Grenzfall (z.B. bei automatisierten Spezialmaschinen) geht diese dem Gegenstand inhärente (d.h. von sozialen Prozessen unabhängige und durch sie nicht modifizierbare) Sinnprägung derart weit, dass man mit dem Artefakt nur auf eine bestimmte Weise (oder dann überhaupt nicht) umgehen kann. Aus dem spielerischen und phantasiereich-devianten Umgang kleiner Kinder mit täglichen Gebrauchsobjekten wird deutlich genug, dass auch hoch spezifizierte Artefakte nur im Rahmen aufwendiger (allerdings meist impliziter und nonverbaler) Sozialisationsprozesse ihren stabilen, kulturell verankerten Bedeutungsgehalt gewinnen: Deshalb gilt auch hier, dass translokale Interaktionen von Voraussetzungen abhängig sind, die vorgängig in dichter gewobenen (d.h. stärker an Kollokalität gebundenen) Interaktionskontexten hergestellt werden müssen.

Je weniger das Artefakt auf Grund seiner intrinsischen Form- und Funktionsmerkmale einen bestimmten Sinn (z.B. Verwendungszweck, bildhafte Repräsentation u.a.) "suggeriert", desto mehr Aufwand an intentionaler Definitionsarbeit, Sozialisation, Sanktionierung und institutioneller Kontrolle muss betrieben werden, um diesen invarianten semantischen Gehalt entstehen zu lassen und über lange Zeiträume, verschiedenartige Individuen und Gruppen sowie heterogene Situationszusammenhänge hinweg zu sichern. Nur in Reichweite kirchlicher Autorität gelingt es, den eucharistischen Symbolgehalt von Wein und Brot als Blut und Leib Christi zuverlässig zu tradieren; und die dauerhafte Aktivierung unzähliger familiärer und schulischer Sozialisationsfelder ist nötig, um eine "lebende Sprache" mit der Semantik all ihrer Wörter und Satzbildungen aufrechtzuerhalten.

Translokale Interaktionen zehren hier "parasitär" von Ergebnissen intersubjektiver Sinnkonstitutionen, deren Genese auf aktive, normalerweise ans Medium kollokaler Interaktion gebundene Verständigungsprozesse zurückgeführt werden kann, und die auch häufig nur innerhalb derartiger Felder (z.B. im Rahmen frühkindlicher oder schulischer Sozialisation) zuverlässig tradiert werden können.

In dem Masse, wie soziale Interaktion sich aus *ökologischen Bindungen* (d.h. aus der Abhängigkeit von synchroner Anwesenheit der Teilnehmer im selben Raumabschnitt) befreit, muss sie sich umso härteren Restriktionen *kultureller* Art unterziehen: durch konforme Einbettung in exogen erzeugte, während des Interaktionsprozesses unverfügbare Sinnfixierungen, die in zeitlicher, sachlicher und sozialer Hinsicht eine generalisierte Geltung besitzen:

- 1) Die *zeitliche Generalisierung* bedeutet, dass man sich gerade jetzt auf Symbolschemata verlassen muss, die irgendwann früher ihre aktuellen, "stabilen", jederzeit identisch reaktualisierbaren Inhalte gewonnen haben. Daraus entsteht die typische *Vergangenheitsbindung* translokaler Interaktionen: ihr Hang zur "Traditionalisierung", der hinreichend erklärt, warum kollokale Kommunikationsfelder (z.B. im Rahmen von Urbanität) gerade in modernen, dynamischen Gesellschaften eine unangefochtene Bedeutung beibehalten.
- 2) Die *sachliche Generalisierung* heisst, dass man sich gerade in *dieser konkreten Situation* mit Hilfe von Deutungsschemata ausdrücken muss, die für eine Kategorie typisch immer wiederkehrender Fälle zur Verfügung stehen. Die "kontextfreie Verständlichkeit" raumzeitlich transportierbarer Symbole muss teuer damit bezahlt werden, dass es sich um abstrahierte und universalisierte Schemata handeln muss, die (wie z.B. Redewendungen in Briefen, Glückwunschkarten, Geschenkobjekte usw.) in identischer Form für eine Vielzahl variabler Anwendungsfälle zur Verfügung stehen.
- 3) Die *soziale Generalisierung* ist zwar vermeidbar, wenn die transportierten Symbole vorgängig von denselben Partnern im kollokalen Interaktionsfeld definiert oder "ausgehandelt" wurden: z.B. wenn ein Liebespaar im Briefverkehr dieselben Koseworte verwendet, die vorher im zärtlichen Beisammensein ihre Bedeutung erlangten. Im allgemeinen aber müssen (vor allem wenn nicht genügend kollokale Interaktion vo-

rangegangen ist) *konventionalisierte* Symbole verwendet werden, die auch von nicht gemeinten Adressaten auf dieselbe Weise verstanden werden. Entsprechend erhalten translokale Interaktionssysteme einen charakteristischen Aspekt sozialer Heteronomie, und ihre Integration in umfassendere Sozialsysteme wird (im Gegensatz zu den oft widerspenstig-autonomen Kollokalsystemen) insofern stark erleichtert, als die in ihnen ablaufenden Kommunikationsprozesse

a) von aussen gut wahrnehmbar sind, weil sie sich objektiv wahrnehmbarer physischer Trägersubstrate (Briefpost, Telefon, Warenverkehr u.a.) bedienen;

b) für Aussenstehende gut verständlich sind, insofern die Beteiligten konventionalisierte Symbole verwenden, um sich untereinander optimal verständlich zu machen.

Die vielfältigen Konsequenzen dieser dreifachen Bindung lassen sich am Vergleich zwischen *mündlichem Gespräch* und (*fern*)-*schriftlicher Kommunikation* besonders gut illustrieren.

Der *mündliche Diskurs* eröffnet die einzigartige Möglichkeit, auf kollektive Weise sprachlichen Sinn zu erzeugen: als emergentes Ergebnis intersubjektiven Zusammenwirkens, das nicht den subjektiven Intentionen der einzelnen Teilnehmer, sondern nur dem interaktiven Prozess als Ganzes zugerechnet werden kann. Deshalb ist es im kollokalen Gespräch tragbar, ja sogar erforderlich, dass die einzelnen Sprecher ihre Voten weder mit einem vorgängig fixierten, präzisen "subjektiv gemeinten Sinn" ausstatten noch als Formulierungen mit konventionalisiertem Bedeutungsinhalt verstanden wissen wollen, sondern als improvisierte *Verständigungsangebote*, die in einen vorgängig gewobenen, auch durch die nichtverbalen Ausdrucksebenen mitkonstituierten Situationszusammenhang einfließen und den unvorhersehbaren Kontingenzen nachfolgender Repliken, Dupliken usw. ausgeliefert werden (vgl. Vygotsky 1962: 99). Ohne grosse Rücksichten auf logische Konsistenz, situative Angemessenheit, optimale Verständlichkeit oder illokutionäre Mehrdeutigkeiten kann man risikolos eine breite Mannigfaltigkeit von Meinungen, Behauptungen, Interpretationen und Zumutungen zum Ausdruck bringen, solange man (und sei dies nur durch Kontinuierung der Anwesenheit) gleichzeitig mitsignalisiert, dass man für den Empfang von Rückmeldungen, das Nachliefern von Erläuterungen etc. verfügbar bleibt.

Freizügig und undiszipliniert kann man auch Begriffe mit äusserst diffusem Bedeutungsgehalt wie z.B. "Liebe", "Freiheit", "schön" oder "interessant" einfließen lassen, weil aus den nachfolgenden Reaktionen klar wird, welche Konnotationen die Adressaten mit diesen Worten verbinden: und weil genau diese rückgemeldeten Spezifikationen genauso wie die ursprünglichen Konnotationen des Sprechers dazu beitragen, ihren intersubjektiven (im Gegensatz zum subjektiven und übersubjektiven) Sinngehalt mitzukonstituieren.

Sicher müssen auch die meisten verbalen Innovationen (Neologismen, Jargonausdrücke u.a.) ihre allererste Bewährungsprobe in kollokalen mündlichen Gesprächssituationen überstehen: zumindest wenn sie ihren Sinn nicht rein nominaldefinitiv aus einer Kombination bereits etablierter konventioneller Ausdrücke beziehen.

Weitere Flexibilitäten entstehen dadurch, dass mündliche Voten trotz ihrer digitalen Basisnatur ("Gesagt ist gesagt") durch nichtverbale Begleitkommunikationen mit kontinuierlich abgestuften illokutionären Eigenschaften angereichert werden können. Ein zögerlich-fragender Tonfall kann - ohne Inanspruchnahme expliziter Verbalisierung - signalisieren, dass man über die Wahrheit einer eigenen Behauptung noch Zweifel hegt, dass man bei der Avance Rückzugsmöglichkeiten offenhalten möchte, oder dass man bereit ist, eine Forderung in die unverbindlichere Form einer Bitte oder eines Wunsches zu transformieren.

So erweist sich das "Gespräch unter vier Augen" dem Briefverkehr wie auch dem Telefongespräch überall dort als haushoch überlegen, wo es darum geht,

- 1) die *Inhalte* der Verständigung auf neue, noch unerprobte und vielleicht dissensträch-tige Themenfelder auszuweiten;
- 2) mit *Partnern* zurechtzukommen, von denen man nicht sicher weiss, wie sie bestimmte Begriffe oder Wendungen verstehen, bzw. welches Repertoire an gemeinsamen kon-ventionellen Deutungsmustern sie mit dem Sprecher teilen;
- 3) als *Medium* der Kommunikation auch noch wenig etablierte (z.B. bisher rein gruppen-intern geltende) verbale Ausdrucksformen zu verwenden: bzw. zwar etablierte Aus-drücke, die aber wegen ihrer immanenten Diffusität immer nur im Rahmen eines spe-zifischen intersubjektiven Kontexts klare semantische Konturen gewinnen.

Sicher sind - was die Proliferation von "Geschäftsreisen" erklären mag - viele grössere Kaufs- und Verkaufsaktionen eng an die Ergebnisse eines vorangehenden mündlichen Gesprächs gebunden, in denen die Kontrahenten darum ringen, Interessenstandpunkte, Bedürfnisartikulationen und Kostenbewertungen im Hinblick auf das in Frage kommende Tauschgut neu zu definieren.

Ebenso ist leicht verständlich, warum in formalen Organisationen auf niedrigen Rängen oft der Schriftverkehr Vorrang hat, während sich bei höheren hierarchischen Niveaus das Schwergewicht immer mehr auf *mündliche Gespräche* verschiebt (vgl. Brink-mann/Pippke/Pippke 1973: 158). Denn gegen die Leitungsspitze hin treten immer häufi-ger unvorhersehbare, unstandardisierte oder gar völlig einzigartige Problemkonstella-tionen auf, die eine Extrapolation der Verständigung auf neue Sachfragen oder eine Re-spezifikation bestehender Deutungsmuster (z.B. juristischer Begriffskategorien) in ganz neue Richtung notwendig machen.

Bei *schriftlicher Kommunikation* nun wird die zeitliche und räumliche Entkoppelung von Emission und Rezeption teuer damit bezahlt, dass praktisch jeglicher Sinngehalt aus den *expliziten verbalen Formulierungen* erschlossen werden muss:

- 1) weil das physische Schriftstück als ein gegenüber seinem Entstehungskontext verselb-ständigt physisches Objekt dasteht, das nur sehr wenig Verweisungen auf die par-tikulären subjektiven Intentionen und situativen Umstände, die bei seiner Abfassung bestanden haben, mit sich führen kann;
- 2) weil die verbalen Botschaften nicht wie bei mündlicher Rede durch einen Fluss analo-ger Komplementärkommunikationen auf nonverbaler Ebene begleitet werden: die über emotionale Erregungszustände, Motivationen oder illokutionäre Absichten des Sprechers Auskunft geben und dadurch die adäquate Deutung seiner Rede erleich-tern könnten.

Auch wenn es angehen mag, vom verspäteten Weihnachtsgross auf die Zerstreuung des fernen Freundes oder von der zittrigen Handschrift auf die momentane zornige Erregung des Briefschreibers zu schliessen, so bleiben derartige Unterstellungen immer relativ spe-kulativ,

- weil es im schriftlichen Ausdruck nur ein äusserst beschränktes Repertoire derartiger Begleitkundgaben gibt, so dass für jede von ihnen verschiedenste Ursachen in Frage kommen können: (mein Feund mag durch Unfall am rechtzeitigen Glückwunsch gehin-dert worden sein; oder eine spastische Nervenkrankheit mag die unsicheren Schriftzü-ge erklären),
- weil es nicht möglich ist, derartige Unterstellungen in der unmittelbaren wechselseiti-gen Wahrnehmung und Kommunikation zu verifizieren.

Während im mündlichen Gespräch der Empfänger dazu aufgefordert ist, durch möglichst aufmerksames und subtiles Hinhören und Hinsehen den Informationsgehalt der rezipier-ten Mitteilungen (zum Teil weit über das vom Sender vorgesehene oder erwünschte Mass

hinaus) zu steigern, so sieht sich im Schriftverkehr der *Emittent* mit der vollen Verantwortung dafür belastet, alles, was er ausdrücken will, auch explizit zu enkodieren. Dem Empfänger bleibt nur, den Schrifttext als eine vom Sender vollständig gestaltete Botschaft zu akzeptieren, deren Komplexität mit dem digital enkodierten verbalen Informationsgehalt koinzidiert und in keiner Weise dadurch steigerbar ist, dass er versucht, in die physischen Feinheiten des verwendeten Papiers oder Kugelschreibers einzudringen, oder den postalischen Ablauf der Briefzusendung exakt zu rekonstruieren.

Angesichts dieses Disziplinierungsdrucks sieht sich der Emittent schriftlicher Mitteilungen viel stärker als der mündliche Sprechpartner gezwungen, bei der Wahl einzelner Ausdrücke und Propositionen sorgfältig zu verfahren und der Komplexität des "gemeinten Sinns" durch eine entsprechende Differenziertheit und Elaboriertheit des Gesamttextes Rechnung zu tragen: denn Geschriebenes wird in noch höherem Masse als Gesprochenes dem Individuum als zu verantwortendes intentionales Handeln zugerechnet, lässt sich aus rein technischen Gründen viel schwerer "ungeschehen" machen und ist als Ausdruckskundgabe von ungleich breiterer und langfristiger Wahrnehmbarkeit in Rechnung zu stellen.

Auf der einen Seite ist bei Texten eine gewisse "horizontale Differenziertheit" (=Ausführlichkeit) geboten, um den Rezipienten die Möglichkeit zu geben, den präzisen Sinn einzelner Stellen hermeneutisch aus dem Gesamtkontext des Schriftdokuments (bzw. ihrem Verhältnis wechselseitiger Bestimmung, Erläuterung u.a.) zu erschliessen. Der Bedarf dazu steigt in dem Masse, als Einzelausdrücke mit relativ diffusem, variablem Bedeutungsgehalt verwendet werden, oder wenn gar der Ehrgeiz besteht, relativ ungewohnte, wenig konventionelle Begriffsauffassungen erfolgreich zu transportieren.

Andererseits muss man bei schriftlichen Äusserungen viel häufiger als bei mündlichen Reden metasprachliche Kommunikationsebenen verwenden: um zu explizieren, dass, warum und in welcher Absicht man das Nachfolgende sagt. Denn während derartige illokutionäre Intentionen in der mündlichen Rede oft bereits aus den nichtverbalen Begleitkommunikationen (Art des Tonfalls, Blickens, Gestikulierens u.a.) hinreichend deutlich werden, müssen sie in Schrifttexten auf *derselben, einzig verfügbaren Ebene expliziter Verbalisierung zum Ausdruck kommen*. Mit diesem Explikationszwang illokutionärer Akte sind zwei schwerwiegende Folgeprobleme verbunden:

- 1) Sie werden genauso wie die Lokutionen dem Individuum als verantwortbare Handlungen verbindlich zugerechnet. Im Gegensatz zum mündlichen Gespräch kann man weniger leicht behaupten, es "nicht so gemeint zu haben": und entsprechend fehlt die Flexibilität, die illokutionären Intentionen momentan noch offen zu halten oder ihre Präzisierung intersubjektiven Verständigungsprozessen zu überlassen. Die besondere Härte eines *schriftlichen Befehls* besteht häufig darin, dass man sich darin gleichzeitig festlegt, ihn wirklich als *Befehl* (anstatt als Aufforderung, dringende Bitte oder gar nur als eine Wünschäusserung) verstanden wissen zu wollen. Wiederum zwingt die Digitalität der Sprache dazu, unter wenigen, semantisch relativ weit auseinanderliegenden illokutionären Modi (Befehl, Bitte, Wunsch u.a.) *einen bestimmten Modus* verbindlich auszuwählen: während man beliebig abstufbare "Verbindlichkeitsgrade" zur Verfügung hat, wenn man sich z.B. der "*Schärfe des Tonfalls*" oder der "*Strenge des Blicks*" als Ausdrucksmedien bedient.
- 2) In dem Masse, wie die Illokutionen explizite Intentionalhandlungen sind, können auch sie in den Verdacht geraten, unaufrichtig zu sein und von den Kommunikatoren bewusst zur Vorspiegelung falscher Absichten oder die Inszenierung einer taktisch günstigen Selbstdarstellung verwendet zu werden.
Schriftliche Kommunikation kann leicht völligen Schiffbruch erleiden, wenn auch die illokutionären Äusserungen dem wechselseitigen Misstrauen anheimfallen und in den haltlosen Strudel "doppelter Kontingenz" einbezogen werden: weil kein nicht-kontingenter "Haltepunkt" mehr existiert, von dem aus Wahrheitsgehalte und Absich-

ten irgendwelcher Äusserungen beurteilt werden könnten. Im mündlichen Gespräch gibt es derartige Haltepunkte gerade in der Masse, als die illokutionäre Ebene der willkürlichen Manipulierbarkeit der Sprecher nicht völlig zugänglich ist: ich sehe ihm an, dass sie es ehrlich meint, vor Wut kocht oder mich wirklich liebt....und im Licht dieser "Tatsachen" machen seine Worte Sinn.

Im Schriftverkehr wird dieses selbe Niveau an Vertrauen und Erwartungssicherheit nur erreicht, wenn durch eine *willensmässige Setzung* wettgemacht wird, was an "evidenten Tatsachen" fehlt: indem man sich zum Beispiel entschliesst, Aufrichtigkeit zu unterstellen, weil man in vergangenen kollokalen Interaktionen empirische Erfahrungen mit dem Briefeschreiber gemacht hat, die dieses Vertrauen (qua Induktionsschluss) zu rechtfertigen scheinen. Wiederum wird hier erkennbar, in welchem Ausmasse translokale Interaktionen parasitär von den in der Kollokalität erarbeiteten intersubjektiven Verständigungen zehren.

Allein schon auf Grund ihrer physischen Gegenständlichkeit sind schriftliche Texte in einem sehr objektiven Sinne dazu disponiert, von einer sozial unkontrollierbaren Mannigfaltigkeit von Rezipienten dekodiert zu werden, über deren Zahl, Statusmerkmale, Qualifikationen, Situationsbedingungen und Sinnhorizonte zum Zeitpunkt der Enkodierung keine sicheren Antizipationen bestehen (vgl. Parsons 1975: 46f.).

Allerdings hat dieser potentielle "Öffentlichkeitscharakter" schriftlicher Dokumente so lange latent bleiben müssen, bis

- a) auf technischer Ebene Verfahren verfügbar wurden, um sie (z.B. durch Buchdruck) ohne grossen Kopieraufwand beliebig zu reproduzieren;
- b) auf sozialer Ebene institutionelle Kontrollstrukturen (Klöster, staatliche Zensurorgane etc.) weggefallen sind, die dazu dienten, das Schrifttum ähnlich wie mündliche Kommunikationen an gewisse Kontexte sozialer Interaktion und kultureller Konsensualität zu binden;
- c) auf individueller Ebene der Alphabetismus so weit verbreitet war, um eine wirklich universelle, alle sozialen Gruppengrenzen transzendierende "Öffentlichkeit" zu erzeugen.

Solange technische, soziale und individuelle Restriktionen die Emanzipation des Schrifttums aus partikulären sozialen Gruppenbindungen unmöglich machen, konnten Autoren davon ausgehen, dass ihre Rezipienten viele implizite Vorverständigungen mit ihnen teilen: so dass sie im schriftlichen Ausdruck einen ähnlich inexpliziten, "restringierten Code" wie in der mündlichen Konversation anwenden konnten. Erst eine gegenüber partikulären Interaktionskontexten verselbständigte Schriftkultur muss sich deshalb als ein "geschlossenes semantisches Universum" konstituieren, in dem sich der Sinn jeglicher Textstelle ausschliesslich aus seiner Selbstexplikation und seinen Beziehungen zu andern Stellen im selben Text (und/oder zu anderen Texten) ergibt.

Je weniger ein Rezipient in der Lage ist, den Sinn einer schriftlichen Äusserung dadurch zu präzisieren, dass er sich die intentionalen, sozialen und situativen Bedingungen ihrer Genese vergegenwärtigt, desto ausschliesslicher ist er darauf verwiesen, ihn durch "horizontale" Relationierung zu anderen schriftlichen Äusserungen bestimmen zu lassen. Und weil man dies voraussehen kann, bleibt dem Autor nur die Wahl, die Interpretationen seines Textes entweder den von ihm unbeeinflussbaren Konventionalismen der jeweils aktuellen Schriftkultur auszuliefern, oder ihn als ein sich selbst tragendes "semantisches Universum" zu konzipieren, indem er die Bedeutung der verwendeten Ausdrücke systematisch expliziert.

Nur wenn sprachliche Begriffe und Propositionen im objektivierten Aggregatzustand der Schriftlichkeit vor Augen stehen, wird es einerseits überhaupt *möglich*, sie unter Anwendung logischer Schlussregeln oder anderer Relationierungsgesichtspunkte zu systemati-

sieren und jene sich immanent elaborierenden und spezifizierenden "Diskursinseln" entstehen zu lassen, ohne die höhere Entwicklungsstufen der Philosophie, Wissenschaft, Mathematik oder Jurisprudenz undenkbar wären.

Andererseits macht dieselbe Autonomisierung gegenüber der mündlichen Rede derartige Systematisierungen auch *notwendig*: weil es ausser erschöpfender "immanenter Explikation" kein anderes Mittel gibt, um innerhalb der Universalsphäre der Schriftkultur wenigstens "semi-autarke" Subsysteme mit halbwegs autonomer Begrifflichkeit zu bilden.

Alle schriftliche Kommunikation leidet an dem Dilemma, dass es ihr nur unter grössten Anstrengungen systematischer Explikation gelingt, der heteronomen Subordination unter unbeeinflussbare Regeln konventioneller Sinndeutung zu entinnen: also nur mittels Vorkehrungen, die es gerade unwahrscheinlicher machen, dass einer die Mühe aufbringt, solch anforderungsreiche Texte zu schreiben, und noch unwahrscheinlicher, dass viele sich den Aufwand leisten, sie adäquat zu rezipieren.

Neben Schriftdokumenten sind noch viele andere Vehikel dazu geeignet, situationsfrei fixierten Sinn getreulich über räumliche und zeitliche Distanzen hinweg zu transportieren, weil sich bei ihnen ebenfalls zwei gegenüber partikulären Subjekten und Interaktionszusammenhängen gleichermassen verselbständigte Konstitutionsbedingungen miteinander verbinden:

- 1) Ein *physisches Substrat*, das in die kausal durchgängig geordnete Welt des Objekt-Faktischen hineinragt und deshalb von allen Subjekten, die über normale senso-motorische Fähigkeiten verfügen, in gleicher Weise wahrnehmbar und manipulierbar ist.
- 2) *Übersubjektiv verankerte Deutungsschemata*, die dafür sorgen, dass alle Subjekte auf dasjenige, was sie auf dieselbe Weise wahrnehmen, auch in dieselben Verweisungszusammenhänge einbetten, so dass die Gemeinsamkeit des Sinnhorizonts nicht mehr interaktionell und kommunikativ erzeugt werden muss, weil er sich quasi "von selbst" aus konsensualen kulturellen Vorverständigungen ergibt.

Solche Medien unterscheiden sich aber danach, in welchem (einseitigen oder wechselseitigen) Bedingungsverhältnis sich diese beiden Komponenten (objektiver Faktizität und übersubjektiver Konventionalität) zueinander befinden.

Am "objektivistischen" Pol finden sich Gegenstände, deren Sinngehalt durch das physische Substrat eindeutig festgelegt ist und ohne physische Transformation nicht geändert werden kann: z.B. eine Goldmünze, deren Tauschwert sich völlig vom Edelmetallgewicht her bestimmt, oder ein Salatkopf, mit dessen fortschreitender Fäulnis sich gleichzeitig auch sein Gebrauchswert als Nahrungsmittel verliert.

Solche Objekte sind dadurch charakterisiert, dass sie die Stabilität ihres Sinngehalts in erster Linie auf die Dauerhaftigkeit ihres materiellen Substrats, und nicht auf die Kontinuität institutionell gesicherter Sinn- und Wertzuschreibungen abstützen, weil er sich unauf löslich mit den intrinsischen Formeneigenheiten dieses Substrats verbindet: so dass etwa Goldmünzen und technische Gerätschaften, Nutzpflanzen oder massive Bauwerke die grösste Chance haben, über Zeiten gesellschaftlicher Desorganisation und institutionellen Zerfalls hinweg ihren Charakter als "Kulturobjekte" unbeschadet zu bewahren.

Am entgegengesetzten, Pol befinden sich Artefakte, deren materielles Substrat keinerlei an intrinsischen Merkmalen festgemachte Sinngehalte suggeriert, sondern die ihre Bedeutung ausschliesslich dadurch erhalten, dass sie kraft sozialer Konvention mit einem bestimmten Symbolgehalt ausgestattet werden: z.B. Banknoten, deren Tauschwert unabhängig von der Papierqualität gleichläufig mit dem volkswirtschaftlichen Preisniveau oder der Bonität der emittierenden Notenbank kovariiert; oder amtliche Bescheinigungen, die auch bei progredienter Vergilbung ihre ungebrochene Rechtskraft bewahren.

Ungeachtet der Dauerhaftigkeit oder Verderblichkeit ihres materiellen Substrats haben derartige Symbolobjekte ihre Geltung an die Kontinuität konkreter Institutionen und Ge-

sellschaftsordnungen gebunden, deren territoriale Reichweite bestimmt, in welchem Raume sie sich für erfolgreiche translokale Kommunikation verwenden lassen.

Einer breiten Intermediärzone zwischen diesen beiden Extrempunkten gehören all jene Artefakte an, für deren Sinngehalt es wesentlich (d.h. mitkonstituierend) ist, dass sie auf einem bestimmten, nicht auswechselbaren physischen Substrat beruhen, obwohl zwischen Substrat und Symbolgehalt keine intrinsischen, sondern nur rein konventionelle Zusammenhänge bestehen. Dazu gehören beispielsweise Embleme, Fahnen, Kultgegenstände, Gedenkstätten sowie traditionell überlieferte Unikatobjekte aller Art, die von gewissen Kollektiven als Ausdruck ihrer Identität und als Referenzobjekte für gemeinsames Erleben und Handeln in Anspruch genommen werden.

Und ebenso gehören zu diesem Mittelfeld jene hybriden Objekte, bei denen sich intrinsisch-materielle und extrinsisch-symbolische Sinnkonstituentien überlagern: z.B. minderwertigere Scheidemünzen, die ihren Wert teilweise aus ihrem Materialgehalt, teilweise aber auch aus der Vertrauenswürdigkeit der amtlichen Prägestätte beziehen; oder räumliche Abschränkungen aller Art, die zum Teil als rein physische Hindernisse wirksam sind, zum andern Teil jedoch als Signale, die ein Übertretungsverbot (und daran geheftete institutionelle Sanktionen) zum Ausdruck bringen.

In welcher komplizierter, teils substitutiver und teils komplementärer Weise sich die beiden Verankerungsmodi auf der intrapersonalen Ebene des Faktisch-Objektiven einerseits, und der suprapersonalen Ebene des Institutionell-Übersubjektiven andererseits miteinander verbinden, lässt sich gut am Beispiel *sozialer Statusattributionen* illustrieren, die sowohl für die Genese wie die Stabilisierung translokaler Interaktions- und alokalen Referenzbeziehungen eine unentbehrliche Funktion erfüllen.

Auf der einen Seite finden sich Statuszuschreibungen, die ausschliesslich auf biologisch fundierten Individualmerkmalen (Geschlecht, Alter, Körpergebrechen u.a.) beruhen und sowohl die Kontinuität wie die Extensität ihrer Geltung aus der andauernden und allgemein zugänglichen sinnlichen Wahrnehmbarkeit dieser Attribute beziehen. Ihre weitgehende Unabhängigkeit von institutionellen Unterstützungsmechanismen bedeutet, dass sie

- a) weit über alle Grenzen verschiedener Gesellschaften, Ethnien und Kulturräume hinaus Anerkennung finden können;
- b) überall dort als Allokationskriterien für Handlungserwartungen, Privilegien, Besitztümer, Prestige oder Autorität in den Vordergrund treten, wo institutionelle Ordnungen wenig Gestaltungskraft besitzen: z.B. in archaischen Jäger- und Sammlergesellschaften, die ihre arbeitsteilige Binnendifferenzierung fast ausschliesslich an Geschlecht und Alter festzumachen pflegen, oder in informellen Alltags- und Freizeitkontexten der modernen Gesellschaft, wo sie bei der Konstituierung von Freundschafts- und Partnerschaftsbeziehungen, "peer groups" und subkulturellen Kollektivierungen aller Art als Rekrutierungskriterien wirksam werden.

Gerade diese Tatsache, dass man sich des Alters, Geschlechts oder anderer physischer Merkmale einer Person jederzeit objektiv vergewissern kann, hat nun aber zur Folge, dass sich die soziale Bedeutung derartiger Merkmale weit über alle kollokalen Interaktionsverhältnisse hinaus erstreckt. So sind auch (ja gerade) Menschen moderner Gesellschaften überwiegend auf der Basis ihrer biologischen Charakteristika in überräumliche soziale Erwartungs- und Rollenstrukturen eingeordnet: ganz besonders durch ihr *Lebensalter*, an dem in steigendem Masse formale Rechtsfolgen (Schulpflicht, Militärpflicht, Heiratsfähigkeit, Rentenberechtigung, Einkommensdifferentiale nach Seniorität u.a.m.) festgemacht werden, sowie durch ihren *Gesundheitszustand*, der über ihre Integration in die Arbeitswelt und über Form und Umfang ihrer Einkommensverhältnisse entscheidet.

Vor allem wenn es darum geht, die Reichweite sozialer Integration auf eine maximale Vielfalt von Individuen mit verschiedenartigsten und unvorhersehbarsten sozio-kulturellen

Merkmale auszudehnen, wird es immer dringlicher, sowohl ihre wechselseitigen Beziehungen zueinander wie auch ihr Verhältnis zu Institutionen vorrangig an biologischen Eigenschaften festzumachen, weil Alter, Geschlecht, Invalidität u.a. dann leicht zu den einzigen Klassifikationsmerkmalen werden, die zweifelsfrei auf alle menschlichen Subjekte appliziert werden können und bei denen man davon ausgehen kann, dass sie (wegen ihrer unnegierbaren physischen Begleiterscheinungen) sowohl im Selbstverständnis jedes Einzelnen wie im Verhältnis zwischen verschiedenen Personen eine unbestrittene, invariante Relevanz besitzen.

Allerdings muss eine derartige Abstützung der sozialen Ordnung auf nichtsoziale Stabilitätsgrundlagen teuer damit bezahlt werden, dass sich die Statusverhältnisse sowohl hinsichtlich ihrer qualitativen Dimensionalität wie auch ihrer quantitativen Verteilung jeglicher sozialen Kontrolle und intentionalen Gestaltbarkeit entziehen. Denn genauso wie man bei einer Goldwährung nicht plötzlich ein anderes Metall zum Zahlungsstandard erheben kann, lassen sich Alter oder Geschlecht durch keine funktional äquivalenten Alternativkriterien ersetzen; und ähnlich wie die Bestände an Edelmetall unkontrollierbaren exogenen Einflüssen (bedingt durch zufällige Funde, Liquidierung bisher gehorteter Schätze u.a.) unterliegen, so muss man bei biologisch fundierten Statusattributionen hinnehmen, dass Kohorten irreversibel altern oder dass unterschiedliche Nationalitäts- und Mortalitätsziffern die Besetzung der Statusränge mitbestimmen.

Genau entgegengesetzte Voraussetzungen und Folgeprobleme sind mit Statuskategorien verbunden, die - wie z.B. Ausbildungszeugnisse, Passpapiere, Führerscheine, Arbeitsbewilligungen u.a. - ausschliesslich von Institutionen erzeugt werden und in ihrer Geltung von deren dauerhafter inneren Funktionsfähigkeit und äusseren Legitimation abhängig bleiben. Ihrer Verankerung in der Welt des "Objektiv-Faktischen" beschränkt sich meist auf physische Schriftdokumente, die im Unterschied zu biologischen Attributen artifiziell gestaltbar und reversibel umgestaltbar sind, dafür aber viel anspruchsvolleren, z. B. von der Reichweite staatlicher Autorität, organisatorischer Jurisdiktion oder kultureller Konsensualität abhängigen, Geltungsbedingungen unterliegen.

Während über die objektiven biologischen Statuskriterien relativ fundamentale mit vielfältigsten Korrelaten verbundene Sozialverhältnisse (z.B. Schulpflicht, Mutterschaft, Rentenberechtigung u.a.m.) ihre raumabhängige Geltung und Stabilität empfangen, dienen die übersubjektiven institutionellen Statusattributionen eher dazu, translokale oder alokale Beziehungen sehr spezifischer und transitorischer Art möglich zu machen.

So mag ich mit einem mir völlig unbekannten Spezialarzt allein deshalb einen Konsultationstermin vereinbaren, weil ich mich berechtigt fühle, aus dem im Telefonbuch angegebenen akademischen Titel auf seine zureichende Qualifikation für die Behandlung meines Leidens zu schliessen.

Diese einfache Alltagshandlung muss durch eine umfassende gesellschaftliche Gesamtverfassung ermöglicht werden, die es mir erlaubt, gleichzeitig zu sehr verschiedenartigen Institutionen volles Vertrauen zu hegen:

- a) zur Herausgeberschaft des Telefonverzeichnisses: dass sie keinen Titel zum Namen gesetzt hätten, wenn der Abonnent ihn nicht explizit mitgeteilt hätte;
- b) zu den Institutionen der Medizin: dass sie niemandem einen derartigen Titel verleihen, ohne seine Fähigkeiten und Kenntnisse mittels Prüfungen hinreichend zu verifizieren;
- c) zu den Institutionen der Polizei und der Gerichte: dass sie Personen entdecken und bestrafen, die ungerechtfertigt akademische Titel führen.

Fehlt dieses institutionelle Vertrauen, wird der Kreis meiner in Betracht gezogenen Interaktionspartner auf Personen eingegrenzt, über die ich mir in eigenen kollokalen Begeg-

nungen ein positives Urteil bilden konnte, oder über die mir gute Bekannte eine vertrauenswürdige Bewertung zukommen lassen.

So hat das institutionelle Vertrauen die doppelte Funktion, einerseits *Selbstvertrauen* (in meine eigene Urteilsfähigkeit) sowie *interpersonelles* Vertrauen (in die Urteilsfähigkeit informeller Berater) zu substituieren, und andererseits den Kreis meiner potentiellen Interaktionspartner sowohl über meinen direkten wie auch indirekten Bekanntenkreis hinaus zu expandieren.

Bei professionellen Beziehungen wie dem Arzt-Patient-Verhältnis kommt noch hinzu, dass das institutionell fundierte Vertrauen auch über alle kollokalen Interaktionen (z.B. im Sprechzimmer) hinweg seine ungebrochene Bedeutung beibehält: weil ich als "hilfloser Laie" nicht qualifiziert bin, mir aus Beobachtungen der professionellen Berufsperson und ihrer Verrichtungen ein Urteil über ihre Fähigkeiten zu bilden.

In der Evolution menschlicher Gesellschaften hat nun aber auch eine dritte Form der Statuszuweisung eine bedeutsame Rolle gespielt, bei der sich

- fundierende Konstitutionsprinzipien auf der Basis faktischer, objektiv evidenter biologischer Merkmale, sowie
- spezifizierende Konstitutionselemente aus dem Raum übersubjektiv-institutioneller Fixierungen,

relativ gleichgewichtig miteinander verbinden.

Diese Statuszuweisung auf Grund von *Verwandtschaft* darf als das vielleicht ursprünglichste und universellste soziale Ordnungsprinzip angesehen werden, das speziell darauf angelegt ist, völlig raumunabhängige soziale Beziehungen zu stiften und die zentripetalen Kräfte der Gruppenkollokalität durch Gegengewichte translokaler Solidarisierung, Austauschrelationen u.a. zu relativieren (vgl. Simmel 1908).

So beruht die extensive Integrationskraft der Exogamie genau darauf, dass das in eine andere Kollokalgruppe eingeheiratete Mädchen nicht aufhört, Tochter, Schwester, Nichte ihrer jetzt weit entfernten Angehörigen zu sein, sondern alle diese Statusrelationen benutzen kann, um in der neuen Gruppe eine besondere Identität zu verteidigen, bei Bedarf Hilfeleistungen zu aktivieren oder gelegentliche integrale Zusammenkünfte beider Gruppen zu legitimieren.

Ungeachtet ihrer unendlich variablen spezifischen Ausgestaltung haben alle Verwandtschaftsordnungen die Gemeinsamkeit, dass die objektive, nicht kontingente Faktizität der gemeinsamen biologischen Deszendenz zur Grundlage gewählt wird, um im horizontalen Verhältnis gegenwärtig lebender Personen Erwartungs-, Normen- und Rollenstrukturen zu definieren.

Im Unterschied zu rein biologisch fundierten Attributionen (Alter, Geschlecht u.a.) sind aber die beiden Ebenen des Faktisch-Gegebenen und des Institutionell-Erzeugten wechselseitig stärker voneinander differenziert, indem

- der Verwandtschaftsstatus nicht durch sinnliche Wahrnehmung aus der Körperlichkeit der Person ersichtlich ist: und deshalb besonderer sozialer und kultureller Vermittlungen bedarf, um bekannt und anerkannt zu werden;
- die an einen Verwandtschaftsstatus gehefteten Erwartungen und Pflichten mit dem objektiven Faktum der Blutsverwandtschaft normalerweise nicht in einem objektiv-kausalen, sondern nur einem konventionellen Verhältnis stehen: und deshalb relativ beliebig variiert werden können;
- neben der vorgegebenen Blutsverwandtschaft immer auch intentionale institutionelle Handlungsvollzüge (Heirat, Adoption) hinreichend sind, um Verwandtschaftsverhältnisse (die allerdings immer relativ irreversibel sind) zu begründen.

Die fast grenzenlose Elastizität des Verwandtschaftsprinzips wird dort sichtbar, wo sich kollokale Familiengruppen unter Bezugnahme auf rein fiktive "gemeinsame Ahnen" zu

segmentär gegliederten Clans, Lineages oder Stämmen zusammenschliessen, um beispielsweise für Situationen gemeinsamer äusserer Bedrohung translokale Solidaritätsbindungen abrufbereit zu halten, oder wo speziellere Gruppierungen (meistens erwachsene Männer) sich durch bewusst metaphorische Verwendung geläufiger Verwandtschaftsrelationen zu "Blutsbruderschaften", Sodalitäten" u.a. verbünden (vgl. z.B. Service 1971: 64ff.).

Vergleichende kulturalanthropologische Studien zeigen deutlich, dass derartige formalisierte Statusordnungen die Funktion haben, mangelnde kollokale Bindekräfte zu substituieren, und dass sie deshalb vor allem in Jäger- und Sammlergesellschaften, deren Mitglieder zu hoher geographischer Dispersion und dauernder unvorhersehbarer Migration gezwungen sind, eine überragende integrative Bedeutung zu gewinnen. So weisen die in Wüstengegenden angesiedelten australischen Völker, deren Mitglieder wegen der knappen und weit verstreuten Wasserquellen keine dauerhaften Kollokalbeziehungen aufrechterhalten können, besonders zahlreiche und bedeutsame Sodalitätsgruppen auf: weil sie ohne solch formalisierte, über kulturelle Mechanismen vermittelte Bindungen wohl überhaupt nicht in der Lage wären, irgendeine Gruppeneinheit zu bewahren. Umgekehrt mag das weitgehende Fehlen derartiger Organisationen bei den relativ sedentären, im vegetationsreichen feuchten Küstenraum lebenden Gruppen damit erklärt werden, dass dort die aus der Kollokalität entstehenden Sozialbindungen genügend intensive und umfassende Integrationskräfte entfalten (vgl. Yengoyan 1968: 185ff.).

"Wenn die Mitglieder einer Gruppe aus Subsistenzgründen sehr verstreut leben müssen und der "residentielle Faktor" deshalb schwach ausgeprägt ist, organisiert sich die Gruppe eher als Sodalität: mit Insignien, Mythologien, Zeremonien, Betonung von Verwandtschaftsrelationen usw., die das Kollektiv zu einer kohärenten und kohäsiven Einheit zusammenschweissen. Die "Sodalität" bildet also einen kulturell erzeugten Faktor, der zwischen den geographisch-demographischen Gruppenverhältnissen einerseits und der übrigen sozialen Organisation andererseits interveniert. Keine Jäger- und Sammlergruppe existiert ausschliesslich als residentiell Agglomerat, jede verfügt in ihrer sozialen Struktur auch über Elemente der Sodalität. Aber Zahl und Bedeutung derartiger Merkmale verhalten sich umgekehrt proportional zur Stärke des residentiellen Faktors. Sind sowohl die Residenzfaktoren wie die Sodalitätsfaktoren schwach, regrediert die Gesellschaft eher auf das Niveau von Kleinfamilien, wie man dies von den Eskimos oder dem Volk der Shoshone an der Westküste kennt." (Service 1971: 64/65).

Dieser unterschiedliche Bedarf nach Formalisierung und Depersonalisierung von Statusordnungen wird auch in der Art der verwendeten Verwandtschaftsklassifikationen deutlich. Während die kollokal gut integrierten Küstengruppen ein "egozentrisches" Klassifikationssystem benutzen, bei dem sich jedes Individuum als Mittelpunkt eines eigenen partikulären Beziehungsnetzes lokalisiert, so herrschen bei verstreuteren Gruppen in ariden Gegenden soziozentrische Klassifikationen vor, die Individuen derselben Generation und Heiratsgruppe dazu nötigen, sich in dieselben, überpersonell fixierten Verwandtschaftskategorien einzuordnen (vgl. Service 1971: 71).

In analoger Weise hat sich die geographisch weit verstreut lebende Adelselite Deutschlands gezwungen gesehen, ihre Statusordnung auf die objektive Grundlage genealogischer Handbücher abzustützen: und ihr damit einen Grad an Explizität, Stabilität und historischer Fundierung zu verleihen, der mit den fluiden Verhältnissen bei der höfischen Elite Frankreichs stark kontrastiert:

"Das Fehlen einer zentralen gesellschaftlichen Eliteformation, von der Art der höfischen Gesellschaft Frankreichs oder der Society Englands, die als einheitliche Prägstätte des Verhaltens, als Austauschstätte der öffentlichen Meinung über den Marktwert der einzelnen Zugehörigen durch personelles Erproben von Angesicht zu Angesicht hätte dienen

können, wurde - ausserhalb des Hochadels, der an Umfang klein genug für persönliche Kontakte auch jenseits der regionalen und territorialen Grenzen blieb und dessen Mitgliedern sich ziemlich regelmässig Gelegenheit für persönliche Kontakte bot - vor allem ersetzt durch relativ streng kontrollierte Abstammungs- und Zugehörigkeitsverzeichnisse in Buchform....." (Elias 1983: 148f.).

Am französischen Hofe wurden solch askriptive, von der Deszendenz hergeleitete Kriterien der Statuszuweisung zwar ebenfalls respektiert, aber immer auch durch aktuelle erworbene Rangdifferenzierungen überlagert, die sich aus der Gunstbeziehung zum Monarchen oder den Einflusschancen auf seine Minister oder Maitressen ergaben und den Turbulenzen täglicher kollokaler Interaktionsprozesse ausgeliefert blieben (Elias 1983: 139).

Je geringer die Reichweite und Intensität kollokaler Integrationsfaktoren, desto eher scheint ein soziales Kollektiv genötigt, all seine übersubjektiven, institutionellen und kulturellen Festlegungen vorrangig für Zwecke und der Stabilisierung und Integration in Anspruch zu nehmen und sie dementsprechend rigide zu traditionalisieren: ähnlich wie das Judentum in der Diaspora in den starren Regeln des Talmuds eine Stütze fand, um 2000 Jahre der Staatenlosigkeit ohne Verlust seiner ethnischen Einheit zu überdauern.

Und umgekehrt: in der Masse, wie Sesshaftigkeit, territoriale Kontiguität und verdichtete urbane Lebensweise für eine Stärkung kollokaler Integrationskräfte sorgen, wird es risikoloser möglich, institutionelle Prozesse und kulturelle Produktion aus starren Konservierungszwängen in die Sphäre freier Kreativität und Innovativität zu entlassen, was sicherlich die produktive Fermentwirkung von Städten wie auch der herrschaftlichen Hofhaltungen in allen historischen Epochen erklärt.

Dank ihrer immensen Fähigkeiten zur Produktion standardisierter Artefakte einerseits und zur Implementation institutioneller Steuerungen andererseits verfügen moderne Gesellschaften über ein schier unerschöpfliches Arsenal von Vehikeln, die für die subjekt-, interaktions- und situationsunabhängige Übertragung von Sinn in Frage kommen und für die Erleichterung translokaler Kommunikation Verwendung finden können. So kann es sich der heutige Kaufmann (im Gegensatz zu seinem mittelalterlichen Kollegen) aus zwei Gründen ersparen, zusammen mit seiner Handelsware in ferne Länder zu reisen und jeder Transaktion persönlich beizuwohnen:

- 1) Weil die versandten Güter dank ihrer standardisierten industriellen Herstellung mit derart homogenen Merkmalen ausgestattet sind, dass jedes einzelne Stück das Interpretationsschema, ein "Zahnrad", ein "Fernsehapparat" oder ein "Nylongewebe" zu sein, auf die vollkommenste Weise erfüllt und es dadurch überflüssig wird, ähnlich wie z.B. im Vieh- oder Kunsthandel bei jedem einzelnen Kaufakt separate Überzeugungsarbeit zu leisten.
- 2) Weil das Vertrauen in Bankinstitutionen, staatliche Bürgschaftsgarantien sowie in die allfällige gerichtliche Erzwingbarkeit von Ansprüchen dafür sorgen, dass fernschriftlich fixierte Kontrakte, Kreditanweisungen, Kontenübertragungen usw. uneingeschränkte Geltung haben: was z.B. einen Käufer davon entlastet, an Ort und Stelle abzählbare Goldstücke in Empfang zu nehmen und noch während der Anwesenheit des Zahlers auf Echtheit zu überprüfen.

Erst seit der Einführung standardisierter maschineller Herstellungsverfahren kann man von verschiedenen materiellen Objekten behaupten, dass sie in jeder (individuell und sozial) relevanten Hinsicht einander *de facto* ebenso gleich seien, wie dies *de jure* für verschiedene Banknoten oder Briefmarken desselben Nominalwertes gilt. Und erst diese quasi-ideale Identität und Substituierbarkeit macht es mir möglich, die meisten Gebrauchsartikel von Versandhaus herschicken zu lassen und nur noch zum Erwerb handgeknüpfter Orientteppiche, handwerklicher Antikmöbel oder bibliographische Kostbarkei-

ten in die Stadt zu gehen: weil der Unikatcharakter solcher Objekte es nach wie vor unerlässlich macht, jedes Stück persönlich zu besichtigen und im kollokalen Gespräch den vertrauensvollen Rat des Fachverkäufers einzuholen.

Überall sind es die am meisten standardisierten, konventionalisierten und externalisierten Manifestationen der Kultur, die sich als Medien translokaler sozialer Integration am besten eignen: so dass in extensiven Räumen (z.B. im nationalen Territorialstaat oder auf internationaler Ebene) häufig ritualistisch erstarrte Traditionen vorherrschend bleiben, während in kollokalen Interaktionszentren (z.B. Städten, Universitäten) bereits viel aktuellere kulturelle Muster erprobt und sozial verankert werden.

Typischerweise findet man in der Kulturgeschichte immer wieder die Sequenz, dass sich zuerst in geographisch sehr engen und durch hohe kollokale Verdichtung (z.B. in Städten, Klöstern, Fürstenhöfen, Campusuniversitäten) gekennzeichneten Räumen bedeutsame kulturelle Innovationen entstehen und ihre erste "Testphase" durchlaufen, bevor sie dann eine weiträumige, teilweise gar weltumspannende Propagation erfahren.

Die Ausbreitung der sumerischen Kultur in den akkadischen Reichen, der Kultur des antiken Griechenlands zur Zeit des Hellenismus und des IMPERIUM ROMANUM, wie auch der europäischen Kultur unter dem Einfluss der Kolonialmächte und der USA - dies sind nur drei Beispiele dafür, dass die dank Formalisierung von ihrem genetischen Kontext ablösbaren Elemente einer neuen Kultur eine alle bisherigen sozio-kulturellen Grenzen transzendierende Diffusion erfahren können: wobei sich in jedem dieser Fälle charakteristisch ist, dass sich dezentrale Prozesse spontaner Assimilation und zentralistische Vorgänge politisch-militärischer Oktroyation komplementär miteinander verbinden.

Nicht zufällig werden die weltumspannendsten Formen regelmässiger sozialer Interaktion auch in der Gegenwart durch Institutionen oder Vereinigungen garantiert, die besonders stark routinisierte und traditionalistisch-verfestigte Ziele, Verfahrensweisen und Normstrukturen verwalten. Von der katholischen Kirche über den Weltpostverein und dem internationalen Fussballverband bis zum Nestlé-Konzern und der Coca Cola Corporation spannt sich der Bogen solcher nichtstaatlicher transnationaler Organisationen, deren kontinuierliche globale Aktivität dadurch gesichert wird, dass überall genau dieselben, im Medium schriftlicher Regeln oder materialisierter Techniken erschöpfend explizierbaren Verhaltensorientierungen gelten und unabhängig von der immensen Variabilität der Situationsbedingungen oder Teilnehmermerkmale völlig identische Verfahrensabläufe, Produktionsprozesse oder Veranstaltungen stattfinden können.

Die auffällige Regularität, dass die vor Jahrzehnten gegründeten transnationalen Assoziationen häufig weltumspannend sind, während Vereinigungen jüngerer Gründungsdatums sich überwiegend auf ein regionales Einzugsgebiet beschränken (vgl. Geser 1983) mag damit zusammenhängen, dass immer mehr auch weniger formalisierte Sphären der Kultur (z.B. im wissenschaftlich-technischen Bereich) in die internationale Interaktion einbezogen werden, zu deren Pflege häufige kollokale Zusammenkünfte (Versammlungen, Workshops, Symposien u.a.) unerlässlich sind.

Innerhalb der weltweiten Organisationen selbst kann man eine Funktionsverteilung sehen, in der sich der unterschiedliche Bedarf nach kollokaler Interaktion widerspiegelt. Z.B. tendieren multinationale Konzerne dazu, ihren Dritt-Welt-Filialen ausschliesslich hoch routinisierbare Fertigungsprozesse zuzuweisen, die sehr wenig radiale Kommunikation mit der Zentrale erforderlich machen: während die problematisch-labilen, subtile Verständigung und intensiven Informationsaustausch erfordernden Funktionen (der Forschung und Entwicklung, des Finanzmanagements u.a.) an zentralen "Headquarters" konzentriert werden. Diese sind meist in das Kollokalfeld einer weltstädtischen City eingebettet, innerhalb dem rasch und ohne grosse Anstrengungen Zusammenkünfte mit verschiedenen Komplementärinstanzen (Rechtsberatern, Werbeagenturen, Finanz- und Börsenfachleuten, hohen Regierungsbeamten u.a.) stattfinden können (vgl. König 1974: 88/89; Palen 1975: 99).

Hat sich die Industrie dank ihrer standardisierten maschinellen Massenproduktion bereits seit Anbeginn von den städtischen Zentren (an die das qualifiziertere Handwerk immer gebunden blieb) emanzipieren können, um irgendwo im ländlichen Raum aus billigen Arbeitskräften oder energiespendenden Wasserläufen Nutzen zu ziehen, so erhalten dank fortschreitender technisch-organisatorischer Routinisierung immer mehr Fertigungsprozesse eine Form, in der sie vom Entstehungskontext abgelöst und - aus durchaus gleichgebliebenen Motiven der Kostenersparnis - in ferne Drittweltländer verlagert werden können (vgl. Fröbel/Heinrichs/Kreye 1972).

In der Masse, wie die translokal integrierten "Peripherien" derartige Funktionen absorbieren, entstehen im "Zentrum" Unterbeschäftigungen, die nur durch eine umso stärkere Expansion nicht routinierter (und deshalb stärker auf kollokale Interaktion verwiesenen) Funktionen vermindert werden können (vgl. z.B. Piore/Sabel 1984: passim).

Generell muss das klassische Verhältnis zwischen Stadt und Land vor allem unter dem Gesichtspunkt begriffen werden, dass im urbanen Raum relativ unstandardisierte, eher innovative, informell-diffuse und deshalb auf subtile Interaktion angewiesene Tätigkeiten, Interaktionsformen und Produktionsprozesse vorherrschend sind, während rurale Gebiete nur über relativ stark formalisierte und konventionalisierte Symbolstrukturen mit den städtischen Zentren in Verbindung stehen und häufig sogar die Funktion haben, als "Endablagungsstätten" für fossilisierte, in den Städten vielleicht bereits lange als "altmodisch" oder obsoleszent angesehene Formen der Kultur, Technik, Organisation u.a. zu dienen.

So muss man als Landbewohner hinnehmen, dass via Fernsehen überwiegend "bewährte", wenn nicht gar völlig antiquierte Serienfilme, Theateraufzeichnungen gesendet werden, der Versandhauskatalog nur gängige Standardartikel anzubieten hat, der überforderte Dorfarzt seine therapeutischen Massnahmen allzu oft auf die Applikation handelsüblicher Pharmazeutika beschränkt und die kommunale Verwaltung wegen ihrer stark routinisierten Vollzugsaufgaben (Einwohnerkontrolle, Grundbuchregistratur u.a.) wenig Anlass zu politischem Interesse bietet.

Der Reiz des Stadtlebens besteht demgegenüber - auch und gerade in der modernen Gesellschaft - genau umgekehrt in der Möglichkeit, an innovativ-experimentellen Aufführungen oder Kunstvernissagen beizuwohnen, Spezialgeschäfte mit seltenen teilweise gar einzigartigen Verkaufsgegenständen aufsuchen zu können, beim Spezialarzt oder in der universitären Poliklinik hoch differenzierte medizinische Fachberatung zu erhalten oder sich an einer lebendigeren, weniger durch Verwaltungsroutine immobilisierten politischen Szene zu beteiligen.

Aus der Perspektive etablierter sozialer Ordnungen sind kollokale Interaktionssysteme - ganz unabhängig von den Inhalten ihrer Prozesse und Zielsetzungen - in einem sehr grundsätzlichen Sinne "subversiv": weil sie dank ihres geringeren Bedarfs an übersubjektiven Fixierungen in der Lage sind, sich von institutionellen Regeln und kulturellen Traditionen jeglicher Art zu emanzipieren, ihnen eine selbsterzeugte Mikroordnung fluiderer, reversiblerer Art entgegenzusetzen und vielleicht gar als Brutstätten sozialer und kultureller Innovationen auf die umfassenderen (oft zu keiner selbständigen Wandlung befähigten) Systemebenen einzuwirken.

Die Institutionen pflegen diesem gleichzeitig unentbehrlichen und beängstigenden funktionalen Potential kollokaler Systeme mit entsprechender Ambivalenz gegenüberzustehen. Auf der einen Seite sind sie zwecks Erhaltung ihrer inneren Flexibilität und äusseren Adaptionfähigkeit darauf angewiesen, kollokale Subsysteme gelten zu lassen oder gar absichtlich zu erzeugen. Vorstandssitzungen, Generalversammlungen, Konzilien, Workshops, Kongresstagungen oder Festivals sind gängige Arrangements, um kollokale Interaktionssysteme in institutionell kontrollierbare und domestizierbare Formen zu zwingend und deren "Sprengkräfte" auf ein mit der Aufrechterhaltung des überlokalen Strukturrahmens kompatibles Mass zurückzubinden. Auch Grossversammlungen pflegen unter diesem moderierenden Einfluss den Charakter "stockender" bzw. "verlangsamter" Massen (Kundgebungen, Prozessionen, Kirchengottesdienste, Zuschauermengen usw.) anzu-

nehmen: einen Aggregatzustand, bei dem die immanenten Energien unkontrollierbaren Kollektivhandelns latent gesetzt sind, ohne dass allerdings die Angst vor ihrer potentiellen Enfesselung völlig aus dem Erwartungshorizont verschwindet (vgl. Canetti 1980: 32ff.).

Auf der andern Seite werden Kollokalsysteme als Quellen unvorhersehbarer Ereignisse gefürchtet, die den institutionellen Apparat mit vielfältigen neuen Forderungen und Problemen belasten und Zeit ihres Bestehens als Ausgangspunkte für unwillkommene Neuerungen oder bedrohliche Häresien in Betracht gezogen werden müssen.

Selbst die im institutionellen Zeitraum angesiedelten (und maximaler Überwachung und Kontrolle zugänglichen) Kollokalsysteme können sich als wahre "Pandorabüchsen" erweisen, die man besser gar nicht (er-)öffnet, wenn man Wert darauf legt, den institutionellen Status quo unbeschädigt zu erhalten. Daraus erklärt sich, dass konservative autokratische Herrscher selbst Parlamente, in denen ihre Sympathisanten die Mehrheit haben, meist nicht mehr einzuberufen pflegen, dass die Kurie im Vatikan der Einberufung von Kirchenkonzilien eher abweisend gegenübersteht, und dass ein blosses Zusammentreffen von Führern verfeindeter Staaten, Parteien oder Verbände als Ereignis gewertet wird, das kommende Wandlungen in ihrem wechselseitigen Verhältnis signalisiert.

Eine experimentelle Untersuchung von Morley et al. (1969) hat gezeigt, dass Verhandlungsprozesse auf eine charakteristische Weise anders verlaufen, wenn die Teilnehmer nur übers Telefon anstatt "am grünen Tisch" miteinander kommunizieren. Beim translokalen fernmündlichen Kontakt scheint es nämlich viel besser möglich, ein mit den universalistischen Wertkriterien der Beteiligten kompatibles Ergebnis zu erzielen und der Partei mit dem legitimierbaren, dem "stronger case" (d.h. dem unter diesen Aspekten besser legitimierbaren Anliegen) zum Durchbruch zu verhelfen. In der kollokalen Situation hingegen scheinen vor allem auf Grund von den nonverbalen Wechselwirkungen (z.B. Augenkontakten) der Beteiligten Wirkungen auszugehen, die mit Rechtfertigungsansprüchen nichts zu tun haben und auf unkontrollierbare Weise irgendein anderes, davon abweichendes Verhandlungsergebnis induzieren (vgl. Morley/Stephenson/Kniveton 1978).

Daraus wäre beispielsweise zu folgern, dass kollokale Verhandlungssysteme vor allem bei jenen Konflikten unentbehrlich sind, wo es wegen der Inkommensurabilität oder der Gleichrangigkeit der gegenüberstehenden Interessen und Wertprioritäten gar nicht möglich wäre, ein nach übergeordneten Grundsätzen "objektiv richtiges und gerechtes" Ergebnis zu erzielen, und dass sie andererseits überall dort (z.B. innerhalb von Bürokratien und Gerichten oder im Verhältnis bürokratischer Stellen zu betroffenen Bürgern) korrumpierend wirken, wo man auf der strikten Implementierung einmal festgelegter Bewertungskriterien insistiert.

Noch ungleich schwieriger sind die von all den periphereren Kollokalsystemen (z.B. Gemeinden, Pfarreien, Filialbetrieben, Schulklassen, Aussendienststellen usw.) ausgehenden "Subversionswirkungen" vorauszusehen und unter Kontrolle zu bringen: weil in den Herrschaftszentren meist nicht einmal erfahrbar ist, was sich dort alles vollzieht, und auch vollständige Kenntnisse darüber oft nicht helfen könnten, weil keine präzisen Steuerungs- und Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung stehen.

Andererseits sorgt dieser selbe Mangel an umfassenden Kommunikations- und Kontrollmöglichkeiten dafür, dass solche Devianzen bei den Einheiten, in denen sie entstehen, insuliert bleiben und weder auf andere Subeinheiten noch auf die Gesamtinstitution übergreifen. So ist das in Myraden unbezüglich nebeneinander koexistierender Schulen und Schulklassen segmentierte Bildungssystem dadurch charakterisiert, dass es

- einerseits keine Kapazitäten hat, um über all diese Subeinheiten hinweg einheitliche Wert-, Ziel- und Verhaltensstandards zu implementieren,
- andererseits aber gegenüber den vielfältig abweichenden Praktiken in diesen kollokalen Subsystemen auch fast völlig unempfindlich ist: weil keines von ihnen die Fähigkeit hat, auf andere gleichrangige Segmente Einfluss zu nehmen (und Beeinflus-

sungsversuche institutioneller Zentren folgenlos bleiben, da diese ihrerseits nicht in der Lage wären, Neuerungen extensiv durchzusetzen (vgl. Meyer/Rowan 1978).

An der Stellung der Gemeinde im Territorialstaat lassen sich die komplizierten und widersprüchlichen Beziehungen einer alokalen Institution zu ihren kollokalen Subeinheiten besonders gut illustrieren. Vom Standpunkt des politisch-administrativen Staatsapparates aus gesehen sind die Gemeinden "periphere Grenzstationen", denen die Funktion zukommt, in überschaubaren verdichteten Siedlungszonen für die Implementation von Massnahmen zu sorgen und dabei die von den überlokalen Instanzen fixierten Erwartungen mit den Besonderheiten des lokalen Kontextes zu vermitteln, sowie "in vorderster Front" mit den Vollzugsschwierigkeiten zurechtzukommen, wie sie beispielsweise aus realitätsfernen Gesetzesnormen, aus unzureichend präzisierten Verwaltungsanweisungen oder unsensibel vereinheitlichten Leistungserwartungen entstehen (vgl. Geser 1986: 182; Lipsky 1976). Unabhängig vom Föderalismus oder Unitarismus seiner formalen Verfassung scheint kein Staat willens oder in der Lage, auf die intermediäre Mitwirkung dieser historisch gewachsenen und sich unkontrollierbar wandelnden kommunaler Kollokaleinheiten zu verzichten und sie völlig durch ein von ihm selbst artifiziell erzeugtes System administrativer Subeinheiten zu ersetzen. Denn überall bewähren sich Gemeinden mit ihrer Fähigkeit,

- a) eine auf die lokalen Gegebenheiten Rücksicht nehmende ergänzende politisch-administrative Mikroordnung zu konstituieren, die für den Vollzug staatlicher Massnahmen unentbehrlich ist, obwohl sie von den politischen Herrschaftszentren aus nicht explizit konzipiert wird, ja den Vorstellungen und Intentionen der überlokalen Behörden oft sogar widerspricht;
- b) ad hoc auf eine Unzahl unerwarteter und neuartiger Problemfälle reagieren zu können, die den überlokalen Instanzen (noch) nicht bekannt sind und (noch) nicht Gegenstand umfassender politischer Entscheidungen geworden sind.

"Die soziale Organisation der Gemeinde muss als ein äusserst flexibles System menschlicher Adaptation betrachtet werden. Ihre flexible und lockere Organisation, ihre informelle und unspezifizierte Komplexität erlaubt es, dass sie auf eine praktisch unbegrenzte Vielfalt von Ereignissen, Kontextbedingungen und Umwelanforderungen reagiert. Mit ihrer Fähigkeit, ihre sozialen und ökonomischen Ressourcen kurzfristig - und oft unter erheblichem Druck - in immer wieder neuer Form und für immer wieder andere Zwecke zu mobilisieren, übertrifft sie alle andern sozialen Systeme." (Leeds 1973: 22/23).

Entsprechend herrscht überall zumindest faktisch ein Zustand, den man in föderalistischen Ordnungen als "Subsidiaritätsprinzip der Gemeindeautonomie" bezeichnet: weil es aus rein organisatorischen Zwängen immer die Gemeinden sind, die den residualen Bestand an vom Staat ignorierten oder noch nicht bewältigten Problemen zu bewältigen haben: und dank dieser Filtertätigkeit den überlokalen Instanzen eine entsprechende "windstillere" Umwelt verschaffen, in der diese unbelastet von dringlichen Handlungszwängen längerfristige Planungsperspektiven aufrechterhalten können (Geser 1986: 182).

Dieselben Merkmale der Informalität und Flexibilität, die der Gemeinde ihre unentbehrliche komplementäre Funktionsstellung zum formalisierten Territorialstaat verschaffen, erlauben es aber auch, dass sie substitutiv zur staatlich oktroyierten Ordnung eine davon abweichende lokale Ordnung erzeugt. Die Überlebensfähigkeit derartiger örtlicher Subkulturen wird dadurch erhöht, dass sie

- wegen ihrer Informalität relativ unsichtbar und für die Oberbehörden schwer objektivierbar bleiben,

- vom Staat nicht zerstört werden können, ohne dass gleichzeitig auch die positiven Funktionsleistungen der Gemeinde mitbeschädigt werden.

Nur in Grenzfällen äusserst geringer staatlicher Legitimität pflegen kommunale Gemeinwesen der umfassenden politischen Ordnung als kohäsive, von aussen unpenetrierbare Solidaritätsgemeinschaften gegenüberzutreten: wie z.B. die "Favelas" brasilianischer Grossstädte, wo äusserst dichte informelle Beziehungsnetze dafür sorgen, delinquente Angehörige vom Zugriff der Polizei zu schützen oder kollektive Formen der Steuerverweigerung zu organisieren (vgl. Leeds 1973).

Viel universeller ist die Erscheinung, dass örtliche Verwaltungs-, Polizei- oder Sozialhilfestellen unter dem unbezwinglichen Einfluss kollokaler Interaktionsbeziehungen dazu neigen, ihre Amtspflichten nicht mehr mit dem erforderlichen Mass an Regeltreue, affektiver Neutralität und Universalismus wahrzunehmen, oder aus Angst vor Pressionen, vor denen sie keine höhere Amtsstelle schützen kann, gar völlig illegitime Praktiken zu applizieren (vgl. z.B. Lipsky 1976).

Aus der begrenzten methodologischen Relevanz des "positionalen Ansatzes" in der Kommunalsoziologie (vgl. z.B. Drewe 1974) wird auch deutlich, in welcher geringen Masse die faktische Verteilung von Macht und Einfluss den formell zugeschriebenen Amtskompetenzen folgt, sondern sich aus intrakommunalen Strukturbildungsprozessen ergibt. Ebenso sind kommunale Bevölkerungen bei der Einschätzung ihrer Führer relativ wenig auf gesamtgesellschaftlich standardisierte, mit dem Berufs- oder Bildungsstatus verknüpfte Prestigeindikatoren angewiesen, sondern können an deren Stelle autonom erzeugte Kriterien "informeller persönlicher Wertschätzung" setzen (vgl. Wurzbacher/Pflaum 1954). Aus ganz analogen Gründen ist es auch schwierig, kommunale Wahlergebnisse aus den ideologischen Standpunkten und Parteiloyalitäten der Wähler zu erklären: weil derartige objektivierbare Orientierungsprinzipien meist nur im überlokalen Raum vonnöten sind, im kollokalen Feld der Gemeinde hingegen durch mannigfache informelle Einflussprozesse, Bindungen und Rücksichtnahmen ausser Kraft gesetzt werden können, die eine bedeutend höhere Labilität der Wahlentscheidungen mit sich bringen (vgl. Jennings/Niemi 1966).

Dank ihrer unspezifischen Disponibilität für eine Vielfalt verschiedenartiger und unvorhersehbarer Aufgaben sind kollokale Systeme überall zur Absorption residualer, in den expliziten Erwartungs-, Rollen- und Organisationsstrukturen nicht berücksichtigter Problemfälle geeignet: indem sie auf jene nie völlig vermeidbaren Umweltereignisse oder systeminternen Störfälle reagieren, für die sich wegen ihres seltenen Auftretens oder ihres unberechenbaren und singulären Charakters *ex ante* keine Verfahrensregeln und Rollenstrukturen einrichten lassen. So können zum Beispiel Nachbarschaftsbeziehungen als generalisierte "Reservepotentiale des Kollektivhandelns" angesehen werden, die - vor allem in modernen Gesellschaften - kaum mobilisiert werden müssen, solange die weiträumiger operierenden formalen Institutionen (Feuerwehr, Elektrizitätswerke, Polizei, Wasserversorgung, Spitalambulanzen u.a.) befriedigend funktionieren, und solange keine neuartigen Problemtypen auftreten, welche den - immer spezifisch definierten - Zuständigkeitsbereich dieser Institutionen transzendieren.

Nur subsidiär, reaktiv und meistens transitorisch gewinnen nachbarschaftliche Solidaritätsnetzwerke an Bedeutung und Inhalt: z.B. wenn plötzlich Stromausfall dazu zwingt, einander mit Streichhölzern oder Kerzen auszuweichen, wenn Funkstille bei Massenmedien dazu nötigt, Neuigkeiten auf dem Wege kettenartig weitergereichter Gerüchte zu erfahren, oder wenn man wegen des Fehlens einschlägiger Dienstleistungsbetriebe keine andere Wahl hat, als die ferienbedingte Fremdbetreuung von Katzen, Papageien oder Gartenpflanzen vertrauenswürdigen Anwohnern zu überlassen. Ebenso sind nachbarschaftliche Netzwerke horizontaler Sozialkontrolle vorwiegend als Reaktion auf die notorische Insuffizienz formell zuständiger Polizeiorgane zu verstehen (vgl. Hahn/Schubert/Siewert 1979:121); genauso wie quartierbezogene Bürgerinitiativen die Funktion haben, die defiziti-

täre politische Artikulationsarbeit formaler Interessenverbände und Parteien zu substituieren (Guggenberger 1980: passim).

Umgekehrt gilt auch, dass Sozialsysteme umso stärker auf Kollokalität umstellen müssen, je mehr sie der Umwelt relativ einflusslos, defensiv und reaktiv gegenüberstehen: sei es, weil sie nicht über genügend externe Macht verfügen, um die Aufgaben, mit denen sie umgehen, selber auszuwählen oder gar autonom zu erzeugen; sei es, weil sie nicht wissen (können), auf welche zukünftigen Ereignisse und Problemsituationen sie sich vorzubereiten haben.

Je geringer die Kontrolle und/oder Voraussicht über Ereignisse in der Umwelt und/oder im Innern des Systems selbst, desto funktionaler ist es, sich *ex ante* auf ein unabsehbar breites Spektrum möglicher Problemfälle einzustellen und die kollektiven Handlungspotentiale in einem entsprechend "liquiden", permanent respezifizierbaren Zustand zu erhalten. Dies ist aber nur möglich, wenn sich das soziale System

- a) den räumlichen Restriktionen unterwirft, wie sie aus dem Zwang zu permanenten kollokalen Rückkoppelungsbeziehungen zwischen den Mitgliedern entstehen;
- b) die zeitlichen Restriktionen hinnimmt, die daraus entstehen, dass jeder Adaptationsvorgang einen diachronen Prozess der strukturellen Spezifizierung erfordert, während formalisierte, auf antizipierte Ereignisse hin konzipierte Verfahrensweisen ohne Zeitverzug aktualisiert werden können (und sich deshalb besonders bei sehr dringlichen Problemfällen bewähren).

So beruhen die in Kontraststellung zum klassischen Bürokratiebegriff konzipierten, z.B. unter Bezeichnungen wie "organic management" (Burns/Stalker 1961) oder "feed back coordination" (Simon 1960) bekanntgewordenen Modelle "umweltoffener Organisation" allesamt auf der Vorstellung, dass es prinzipiell möglich (und unter Bedingungen hoher Variabilität und Ungewissheit sinnvoll oder gar unausweichlich sei, formale strukturelle Fixierungen als Medien der Verhaltensorientierung und Systemkoordination in den Hintergrund treten zu lassen und durch Prozesse interaktiver Abstimmung zu substituieren, aus denen sich dann jeweils eine der partikulären Problemkonstellation angepasste Organisationsform ergibt (vgl. Hickson 1966; Shortell 1977; Müller 1973; Lawrence/Lorsch 1967). Die damit einhergehende Bindung an Kollokalität wird in einer komparativen empirischen Untersuchung von Van de Ven et al. deutlich, wo sich zeigt, dass die Binnenkoordination von Industriebetrieben umso stärker auf "Zusammenkünfte" und "Sitzungen" abgestützt werden muss, je mehr

- in der Umwelt des Systems unvorhersehbare Ereignisse auftreten, weil über den Charakter und die Lösungswege der anfallenden Probleme hohe Ungewissheit ("task uncertainty") besteht;
- in Inneren des Systems eine hohe wechselseitige Verflechtung der Arbeitsgänge ("work flow interdependence") dafür sorgt, dass unvorhersehbare, in den ex ante festgelegten Plänen und Regeln nicht berücksichtigte Koordinationsprobleme bewältigt werden müssen (Van de Ven/Delbecq/König 1976).

Allerdings bleibt auch in dieser Studie wie in den meisten anderen implizit, wie teuer solche Zugewinne an struktureller Flexibilität durch Adaptationsverluste ganz anderer Art bezahlt werden müssen: indem nämlich

- die räumliche Reichweite der Systemaktivitäten schrumpft, weil sich die Mitglieder während eines grösseren Teils ihrer Arbeitszeit am selben Ort ihrer gemeinsamen Interaktion aufhalten müssen;
- paradoxerweise auch die Offenheit für Aussenstimuli stark abnehmen kann: insofern die regen innenorientierten Interaktionsprozesse geeignet sind, das Aufmerksamkeitsfeld der Mitglieder voll zu okkupieren;

- nur Problemumwelten tolerierbar sind, in denen die einzelnen Problemereignisse sequentiell aufeinander folgen und genügend Anpassungszeit gewähren, damit die aufwendigen systeminternen Kommunikations- und Entscheidungsfindungsprozesse unbehelligt stattfinden können.

Die permanent stattfindenden Strukturbildungs- und -umbildungsprozesse beanspruchen weniger Zeit und Mühe, wenn die Werte, Ziele, Normen und Verhaltenserwartungen, über die Verständigung angestrebt wird, nicht *ex nihilo* erzeugt werden müssen, sondern aus einem Reservoir präformierter Elemente ausgewählt und kombiniert werden können.

So beziehen die von Strauss et al. beschriebenen psychiatrischen Behandlungsteams ihre speditive Flexibilität aus dem Umstand, dass sie im Laufe ihrer Interaktionsgeschichte einen Überschussbestand an jederzeit abrufbaren Normen und Verhaltensregeln akkumuliert haben, von denen je nach den situativen Erfordernissen die einen aktualisiert werden und die andern in Latenz verharren:

"Für uns Beobachter war ebenfalls bemerkenswert, dass einmal in Geltung gesetzte Regeln alsbald wieder ignoriert oder vergessen wurden, um dann periodisch eine Art "administrative Wiederauferstehung" zu erfahren. Ich wünschte mir, dass sie alle irgendwann einmal aufgeschrieben würden, hat sich eine leitende Schwester ausgedrückt. Tatsache ist, dass die Mitarbeiter nicht nur die ihnen von vorgesetzter Stelle aufoktroierten, sondern auch die von ihnen selbst in Kraft gesetzten Regeln nach kurzer Gebrauchszeit immer wieder vergessen, bis irgendeine Krisensituation deren Wiederbelebung erzwingt." (Strauss et al. 1964: 303).

Jede Institution verfügt deshalb in ihren kollokalen Subeinheiten einen reichen "variety pool" an (noch) nicht extensiv implementierten Alternativen, die in ihrer insulierten Nische ein schlummerndes, samenhaftes Dasein fristen. Auf der einen Seite erweist sich diese subinstitutionelle Komplexität als Quelle bedrohlicher Störungen und Infragestellungen, denen gegenüber die vereinseitigen überlokalen Fixierungen immer wieder neu verteidigt und implementiert werden müssen; auf der andern Seite aber als eine endogene Quelle der Befruchtung und Erneuerung, die der Institution dazu verhilft, irreversiblen inneren Erstarrungen zu entgehen und im Hinblick auf die Bewältigung neuer Umweltsituationen und Problemkonstellationen zusätzliche Adaptationsfähigkeiten zu erschliessen.

Auf strikte Integration und Konsolidierung bedachte Institutionen wie Kirchen oder Armeen werden immer dazu neigen, die aufgelockerten variationsreicheren Subkulturen in ihren kollokalen Subsystemen (z.B. Pfarreien oder Regimentern) als illegitime Abweichungen zu disqualifizieren und mit Mitteln zentralistischer Sanktionen zu kontrollieren. Im diametralen Gegensatz dazu beziehen innovationsorientierte Institutionen wie die Wissenschaft oder die Marktwirtschaft ihre Dynamik daraus, dass sie ihren kollokalen Subeinheiten (Forschungsteams, Betrieben u.a.) freie Entfaltungsspielräume und ungehinderte Kommunikationschancen gewähren.

Wie neuerdings wieder vermehrt erkannt wird, sind es auch in der Ökonomie gerade nicht die weltumspannenden multinationalen Korporationen internationalen Banken oder transnationalen Assoziationen, die sich im Zeitalter sich wandelnder Technologien und Marktbedürfnisse als Hauptquelle kreativer Adaptation erweisen: sondern räumlich verdichtete Systeme interorganisationeller Kooperation nach Art des - bereits mythischer Verklärung anheimgefallenen - "silicon valley". Bereits altehrwürdige Illustrationsbeispiele wie die Seidenindustrie um Lyon, das Stoffdruckgewerbe im Elsass oder die italienische Textilproduktion um Prato legen Zeugnis von der Fähigkeit derart makroskopischer Kollokalsysteme ab, dank flexibler Solidarität und Kooperation zwischen Unternehmern, Financiers, Technikern, Handwerkern u.a. in rascher Folge zu immer wieder neuen Technologien, Organisationsformen und Produktangeboten überzuwechseln (vgl. Piore/Sabel 1984: passim).

Im heutigen Zeitalter komplexester Hochtechnologien (z.B. der Mikroelektronik) kommt der Bedarf nach kollokalen Interaktionsbrennpunkten hinzu, die dem regen Meinungsaustausch zwischen Wissenschaftlern, Technikern und Unternehmern dienen und häufig von bereits bestehenden Hochschulinstitutionen angeboten werden:

"Wichtiger ist allerdings noch, dass die Universitäten als organisierende Zentren der intellektuellen Gemeinschaft für die Beschäftigung dieser Industrie gedient haben. Hier können Ingenieure und Wissenschaftler, die in verschiedenen, miteinander konkurrierenden Unternehmen tätig sind, Ideen austauschen, um Beratung nachsuchen und sich wechselseitig wegen der Kreativität und Eleganz ihrer Innovationen respektieren lernen. Darin ist der Campus der Universität mit jenen Cafés vergleichbar, in denen italienische Handwerker sich gegenseitig Probleme lösen helfen, gemeinsame Ideen entwickeln - oder sie einander stehlen: ein Ort, an den Proudhon wahrscheinlich Marx geführt hätte, um ihm zu zeigen, wo Wettbewerb und Konkurrenz einander begegnen." (Piore/Sabel 1984: 326).

Nach Ansicht der genannten beiden Autoren war die bisherige spektakuläre Gewichtsverlagerung der ökonomischen Produktion auf weltweit tätige Grosskonzerne an eine ganz bestimmte, jetzt zu Ende gehende historische Phase gebunden, in der es vorrangig darum ging, die Bedürfnisse nach billigen, standardisierten Massengütern zu befriedigen und zu diesem Zweck aus den Effizienzvorteilen stark formalisierter Organisationsstrukturen und stark mechanisierter Produktionsanlagen Nutzen zu ziehen. Heute hingegen würde sich der Schwerpunkt ökonomischer Leistungskraft wieder stärker auf raumverdichtete "Industriedistrikte" hin verlagern: weil nur solch verdichtete kollokale Kooperationsstrukturen in der Lage seien, die von den Grosskonzernen selbst erzeugten Instabilitäten zu absorbieren, die wachsende Nachfrage nach individuell geprägten Konsumgütern und singular konstituierten Produktionsanlagen zu befriedigen, und nicht zuletzt: um durch flexible Innovativität immer wieder neue Wachstumsnischen zu erschliessen (Piore/Sabel 1984: passim).

Abschliessend sei noch auf die tiefgreifende methodologische Problematik hingewiesen, die sich aus der mangelhaften Fixiertheit und Objektiviertheit der systemischen Strukturmerkmale, Wertorientierungen, Zielsetzungen usw. ergibt. Denn weil kollokale Systeme einen so geringen "Eigenbedarf" an Explizierung und an übersubjektiver Fixierung ihrer Systemparameter besitzen, werden sie normalerweise auch keine präzisen Selbstbeschreibungen von sich anfertigen, die

- für alle Teilnehmer unabhängig von deren subjektiver Perspektive verbindlich wären,
- auch für den äusseren Beobachter eine soziale (bzw. sozio-logische) Realität darstellen: weil er davon ausgehen kann, dass sowohl die Teilnehmer wie auch andere Beobachter diese Beschreibung als faktische Gegebenheit respektieren.

Stattdessen trifft der Beobachter auf den Zustand, dass

- a) jeder Teilnehmer seine eigene perspektivische "Sicht der Dinge" aufrechterhält und er selber nichts anderes tun kann, als (z.B. im Verlaufe teilnehmender Beobachtung) zu dieser Menge koexistierender Wahrnehmungs- und Interpretationsweisen eine eigene hinzuzufügen,
- b) die Teilnehmer den Systemzustand selber als fluide und zeitlich wandelbar beschreiben und der Beobachter genötigt ist, seine Wahrnehmungen (und die daraus entzogenen induktiven Generalisierungen) entsprechend zu relativieren.

Während der Erforscher hoch formalisierter Organisationen oder Institutionen oft grosse Mühe hat, sich der Suggestivität der vom System autonom erzeugten (und oft entsprechend ideologisierten und für die vorteilhafte Aussendarstellung hergerichteten) Selbstbeschreibungen zu entziehen, so trifft der an Familien und andern Lebensgemeinschaften interessierte Sozialwissenschaftler oft auf das entgegengesetzte Problem: dass die Akteu-

re sich weigern, seinem Streben nach theoretischer Konzeptualisierung durch eine begriffliche Selbstanalyse ihres Sozialsystems entgegenzukommen:

"Die Kommune wird im allgemeinen nicht als ein Gebilde gesehen, das eine über die interpersonellen Beziehungen, die in ihm enthalten sind, hinausgehende soziale Realität besitzt. Diese Beziehungen aber wandeln sich mit der Ankunft jeder zusätzlichen Person, inkl. des soziologischen Beobachters. Die Kommune beschreiben heisst deshalb: unweigerlich: die Kommune reifizieren und verfälschen: besteht" sie doch aus nichts anderem als aus einer Summe erlebter Realitätserfahrungen, die man nur erzählend nachvollziehen, niemals aber analysieren kann." (Abrams/McCulloch 1976: 10).

So sieht sich der Beobachter kollokaler Sozialsysteme in einer dem Naturwissenschaftler vergleichbaren Lage: dass er nämlich seine eigenen analytischen Konzepte und Theorien an das Objekt herantragen muss, weil dieses sich selber zu wenig in derartigen Termini thematisiert und auch nicht in der Lage (bzw. willens) ist, eine ihm aufgetroffene Fremdbeschreibung nachträglich als Selbstbeschreibung zu assimilieren.

Anders als beim Naturforscher besteht sein "Rohmaterial" allerdings nicht aus faktischen Zuständen und Ereignissen, die sich dem objektivierenden Zugriff relativ zwanglos fügen, sondern aus dem in den interpersonellen Kommunikationsprozessen erscheinenden "intersubjektiven Sinn", der in den Strukturen übersubjektiver Begriffe und Theorien eine immer nur unzulängliche Abbildung findet.

4.4 Kollokale Interaktion im Spannungs- und Substitutionsverhältnis zur Ebene personeller Internalisierungen

I

Laut Simmel sind auch jene *"ganz auf die Intensität des Gemüts gestellten"* Beziehungen wenig an kollokale Interaktionen gebunden, bei denen *"die Gewalt der Phantasie und die Hingegebenheit des Gefühls die Bedingungen von Raum und Zeit in einer oft genug mystisch erscheinenden Weise überwindet."* (Simmel 1908: 480).

In einer weniger pathetischen, dafür analytisch stringenteren Ausdrucksweise liesse sich formulieren, dass das psychische System der Individuen als Trägermedium für "internale Repräsentationen" dienen kann, die - auf analoge Weise wie die in objektivierten Speichermedien enkodierten "externalen Repräsentationen") - die Funktion haben können, als Substitut für sinnliche Personenwahrnehmung und faktisch vollzogene Interaktionsabläufe zu dienen und soziale Beziehungen von Bedingungen zeitlicher Koinzidenz und gemeinsamer räumlicher Anwesenheit unabhängig zu machen.

Indem EGO beispielsweise sein Erinnerungsvermögen und seine Einbildungskraft anstrengt, um einen nicht anwesenden ALTER mental zu "vergegenwärtigen", gewinnt er die Möglichkeit

- a) auf translokale Weise mit ihm zu interagieren: indem es dieses virtuelle Bild als Orientierungshilfe benutzt, um beispielsweise einen "einfühlsamen Brief" an ihn zu schreiben oder ein "passendes Geschenk" für ihn zu besorgen;
- b) eine alokale soziale Beziehung zu ihm zu stabilisieren: indem der Partner sich hinreichend vergegenwärtigt, welche Gefühle er ihm gegenüber hegt und in welcher Beziehungsform ("Bekannntschaft", "Freundschaft", "Liebesverhältnis" u.a.) er sich ihm gegenüber befindet.

Natürlich kann sich ein Individuum auf dem "kurzgeschlossenen" Wege internaler Vorstellungen nicht nur auf Einzelpersonen, sondern auch auf ganze Personenkategorien sowie

soziale Kollektive (Gruppen, Organisationen, Gemeinden, Nationen u.a.) beziehen und sich dadurch zu Entitäten in ein *referentielles* Verhältnis setzen, zu denen es niemals ein *interaktionelles* Verhältnis realisieren könnte. Für die Qualität und Relevanz solcher "Referenzgruppenbeziehungen" ist es bekanntlich völlig unerheblich, ob sich EGO dabei auf eine ihn auch interaktionell umhüllende "ingroup" oder eine weit entlegene, dem persönlichen Erleben und Handeln entzogene "outgroup" bezieht, und inwiefern das Bezugskollektiv nicht nur in der Imagination des Subjekts, sondern auch *de facto* über die für eine "Gruppe" notwendigen Merkmale (Kohäsion, Homogenität, äussere Abgrenzung u.a.) verfügt (Zimbardo, 1980: 62).

Diese Abstützung auf intrapersonelle Strukturen und Prozesse hat zur Folge, dass der Bestand des sozialen Systems völlig davon abhängig wird, inwiefern seine individuellen Teilnehmer willig und fähig sind, sich mit ihm zu identifizieren, ihm Ressourcen und Handlungsbereitschaften zur Verfügung zu stellen und die sozialen Normen, Werte oder Zwecksetzungen in Form von selbstreferentiellen Orientierungsstandards weiterzutragen. Alle Systemeigenschaften müssen ihre Stabilität daraus gewinnen, dass die Individuen ihnen auf Grund ihrer Vorstellungs-, Erinnerungs- oder Identifikationsfähigkeiten Dauerhaftigkeit verleihen und genügend Motivation und Selbstdisziplin aufbieten, um ihre Geltung über verschiedenste Situationsbedingungen hinweg (insbesondere auch: innerhalb anderer, konkurrierender Kollokalbeziehungen) zu verteidigen.

Demgegenüber gelingt es kollokalen Sozialsystemen eben infolge der selbsttragenden Determinationskraft ihrer horizontalen Wechselwirkungen viel besser, gegenüber dem Persönlichkeitssystem ihrer Mitglieder eine prinzipielle Autonomie aufrechtzuerhalten, ja genau umgekehrt: von der sozialen Interaktionsebene aus auf die selbstreferentiellen Prozesse innerhalb der Individuen Einfluss zu nehmen.

Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass Individuen innerhalb kollokaler Sozialverhältnisse

- a) praktisch alle wesentlichen Prozesse ihrer Sozialisation vollziehen,
- b) zu vielfältigen Verhaltensweisen genötigt werden, die kausal eher mit den Situationsbedingungen des sozialen Umfelds anstatt mit internen Charaktereigenschaften oder psychischen Zuständen in Zusammenhang stehen.

Unter relativ allgemeinen Gesichtspunkten können externale und internale Repräsentationen als funktionale Äquivalente begriffen werden, weil sie beide als Mediatoren fungieren, um bei Fehlen kollokaler Interaktionen dennoch soziale Handlungsorientierungen, interpersonelle Beziehungen sowie kollektive Mitgliedschaftsverhältnisse zu konstituieren.

In konkreterer Hinsicht sind internalisierte und externalisierte Mediatoren allerdings in hohem Masse funktional different: weil sie ihre vermittelnde Aufgabe auf qualitativ höchst verschiedenartige Weise erfüllen und in vielen translokalen oder alokalen Sozialverhältnissen deshalb eher in einem komplementären statt substitutiven Verhältnis zueinander stehen:

- 1) Internale Mediatoren unterliegen strengen quantitativen Beschränkungen, weil sie meistens das integrale psychische System eines Individuums (d.h. seine bewusste Aufmerksamkeit, seine Gefühlsdispositionen usw.) absorbieren. So werden sich Gefühle verzehrender Liebessehnsucht praktisch immer nur auf *einen* abwesenden Partner und Regungen nostalgischen Heimwehs auf einen *einzigsten* Herkunftsort beschränken; immer wird es schwer fallen, simultan verschiedenen Personen völlige "Treue" zu bewahren oder Gesten grosszügiger Dankbarkeit zu erweisen: so dass z.B. eine Vermehrung von Bekanntschafts- oder Dankbarkeitsbeziehungen immer damit einhergeht, dass die meisten Beziehungen die meiste Zeit in Latenz verharren und immer nur im strengen zeitlichen Nacheinander zum Thema innerer Reflexion (und erst recht: des äusseren Handelns) werden.

Mit Hilfe externaler Repräsentationen kann man - da sie das Persönlichkeitssystem ja entlasten - gleichzeitig an praktisch beliebig vielen Sozialverhältnissen partizipieren: weil man ja bekanntlich nicht einmal zu wissen braucht, in welchen verschiedenartigen Unternehmungen man Kapital investiert hat oder wer alles tätig werden muss, wenn man im Reisebüro seine Badeferien bucht. Deshalb gewinnen externaler Repräsentationen an relativem Gewicht, wenn Individuen im Zuge der gesellschaftlichen Evolution in immer komplexere Sets partialisierter Rollen eingebettet werden und an immer mannigfaltigeren und weitreichenderen, auch im zeitlichen Nacheinander nicht mehr mental repräsentierbaren, sozialen Systemverhältnissen partizipieren.

- 2) *Internale* Repräsentationen entstehen dadurch, dass das Individuum ein äusseres Objekt oder Ereignis in den Termini eines ihm persönlich geläufigen Repertoires von kognitiven und evaluativen Dimensionen nachkonstruiert: eines Kategorienrasters, der in gleicher Weise auch auf alle andern Umweltbezüge Anwendung findet. Dieser auf das Subjekt (anstatt auf ein objektiviertes kulturelles Regelsystem) bezogene Assimilationsvorgang garantiert, dass die Repräsentationen (bzw. "Konstrukte") sowohl untereinander wie auch zum psychischen System des Individuums in systematischen Zusammenhängen stehen, die im hohen "implikativen Potential" jedes Einzelkonstrukts sichtbar werden (vgl. Adams-Webber 1979: 197; Lemon/Warren 1974: 119ff.). Werden Individuen dagegen zur Verwendung interindividuell standardisierter, nicht ihrem "endogenen" Repertoire angehörigen, Kategorien gezwungen, können sie weniger Sinngehalt sehen und die Konstrukte weniger gut miteinander relationieren (vgl. Delia/Gonyea/Crockett 1970).

Dies bedeutet, dass die im Medium kollokalen Wahrnehmens und Interagierens konstituierten Personentypifikationen eher einen individuell-idiosynkratischen anstatt konventionell-kulturellen Charakter haben, und dass es eher zufällig ist, inwiefern verschiedene Personen dieselben Kriterien dafür verwenden (vgl. Kelly, 1955; Kelly, 1970; Adams-Webber, 1979: 196f.). Auf Grund der meist impliziten, inkommunikativen Verwendungsweise personaler Konstrukte bleiben derartige Differenzen häufig unerkannt und werden noch seltener systematisch eliminiert. Nur *ex post* (d.h. auf Grund der handlungsmässigen Konsequenzen) wird erkennbar, dass verschiedene Personen in ihrer Abwesenheit offensichtlich ein völlig verschiedenartiges Bild von mir aufrechterhalten haben, dass Freund und Freundin bezüglich der Intensität und Verbindlichkeit, die sie ihrer Liebesbeziehung zusprechen, beträchtlich voneinander divergieren, oder dass verschiedene Sympathisanten über die Ziele "ihrer" Partei oder Sozialbewegung gar gegensätzliche Auffassungen besitzen.

Externale Mediatisierungen sind dagegen viel besser geeignet, um *ex ante* hohe Erwartungssicherheit über die Art individueller Merkmale, sozialer Beziehungen oder kollektiver Systemparameter zu erzeugen, über weite soziale Felder hinweg für deren Homogenität zu sorgen und allfällige Divergenzen sofort erkennbar zu machen.

- 3) *Internale* Repräsentationen pflegen auf relativ "spontane", unkontrollierbare Weise zu entstehen: weil die psychischen Prozesse, die in den Trägersubjekten zur Typifizierung von Personen, zur Etikettierung sozialer Beziehungsverhältnisse oder zur Interpretation kollektiver Identifikationen führen, vielerlei Faktoren der Intuition oder Emotionalität unterliegen, und sich deshalb dem Zugriff bewussten Planens und intentionalen Modifizierens weitgehend entziehen (vgl. Zimbardo, 1980: 62). *A fortiori* erscheint es als völlig aussichtslos, diese Vorgänge einer planmässigen kollektiven Kontrolle (z.B. organisatorischer Art) zu unterziehen: abgesehen davon, dass auf kultureller Ebene vorgefertigte Schemata (über Personentypen, vor allem aber über Typen sozialer Beziehungen und kollektiver Mitgliedschaften) bereitgestellt werden, die von den Individuen relativ bereitwillig aufgegriffen werden. *Externale* Repräsentationen sind deshalb unerlässlich, um translokale und alokale Sozialverhältnisse

planmässig-rational zu konstituieren und - auch ohne dass man aufwendige Umsozialisierungen veranstalten oder auf das physische Ausscheiden der bisherigen Teilnehmer warten muss - im Zustand permanenter Modifizierbarkeit zu erhalten.

II

Wann immer sich ein Subjekt kognitiv einem Gegenstand zuwendet, wird es ihm niemals gelingen, allein auf der Basis aktueller sinnlicher Wahrnehmungsdaten und Erlebnisinhalte zu einem Akt des "Erkennens" oder gar "Erklärens" vorzudringen. Immer wird auch ein gegenüber diesem Strom empirischer Perzeption relativ verselbständigtes internes Wahrnehmungsbild des Gegenstandes aktiviert: ein aus selber akkumulierten Erfahrungen oder logischen Denkopoperationen sowie sozial vermittelten Typifikationen konstituierter EIDOS, ohne dessen Steuerungswirkung es unmöglich wäre,

- zufällig-variable Aktualwahrnehmungen als perspektivische Ansichten und "Abschattungen" desselben invarianten Gegenstandes zu apperzipieren;
- erfolgreich zu antizipieren, mit welchen zukünftigen Wahrnehmungsinhalten gerechnet werden kann, bzw. welche alternativen Erfahrungen von demselben Gegenstand (z.B. indem man Distanz oder Blickwinkel variiert) möglich wären.

Sehr einfache Objekte wie z.B. Farbflächen oder Klänge sind - per definitionem - dadurch gekennzeichnet, dass sie in jedem Akt momentaner sinnlicher Wahrnehmung mit praktisch allen Aspekten ihrer Erfahrbarkeit voll gegeben sind: so dass das interne Virtualbild fast vollkommen mit dem empirischen Aktualbild koinzidiert, weil sich die Erfahrungsdifferenzen, die durch einen Wechsel der Subjektperspektive bedingt sind, nur in einem sehr engen Variationsspielraum bewegen.

Sehr komplexe Objekte wie z.B. verhaltensfähige Tiere oder handlungsfähige menschliche Personen sind - wiederum per definitionem - dadurch ausgezeichnet, dass in jedem Augenblick, ja selbst innert längerer Zeitspannen ihrer Beobachtung nur ein kleiner Bruchteil ihrer Eigenschaften wahrnehmbar wird, und dass der Raum möglicher Erfahrungen (bedingt durch die Variationsbreite ihrer Qualifikationen, Motivationen, Verhaltenskapazitäten, verbalen Kompetenzen u.a.) sich ins Unermessliche erweitert.

Wann immer ich eine andere Person auch nur beobachte (ohne mit ihr zu interagieren), werde ich deren momentane Verhaltensweisen nur verständlich finden, wenn ich diese auf ein Syndrom attribuerter Charaktermerkmale, Motivationen, Qualifikationen u.a. beziehe, die sich zu einem mit Stabilität und Konsistenz ausgestatteten Gestaltbild von dieser Person verdichten.

Andererseits können mir diese selben Beobachtungen als Grundlage dienen, um dieses - immer simplifizierte - Gestaltbild in Richtung besserer Adäquatheit zu reorganisieren: ganz besonders dann, wenn die Beobachtungen

- längere Zeiträume umfassen,
- sich auf möglichst vielseitige Situationen und Verhaltenskonditionen erstrecken,
- überwiegend Situationen umfassen, in denen der Beobachtete relativ autonom handelt: so dass die Art seines Handelns seinen inneren personalen Eigenschaften zugerechnet (d.h. "dispositional attribuiert") werden kann (vgl. Jones/Harris 1967).

Wenn ich nun mit dieser Person in ein kollokales Interaktionsverhältnis eintrete, ist im Vergleich zur reinen Beobachtungssituation mit zwei Unterschieden völlig gegensätzlicher Art zu rechnen:

- 1) Einerseits muss ich das von der Akualerfahrung abgehobene interne Gestaltbild vermehrt in Anspruch nehmen, weil ich stärker darauf angewiesen bin, die Wirkungen meines Handelns auf ALTER sowie seine Reaktionen darauf angemessen zu antizipieren und die Reichweite möglicher Verständigung, Kooperationsbeziehungen, Vertrau-

ensrelationen usw. adäquat zu überblicken: vor allem natürlich dann, wenn ich mich von ALTER in irgendeiner Weise abhängig fühle.

- 2) Andererseits bestehen erhöhte Chancen, das interne Repräsentationsbild von ALTER relativ gezielten, raschen und weitgehenden Modifikationen zu unterziehen, weil man im Interaktionsverhältnis ja die Möglichkeit hat, sich die für den Aufbau, die Überprüfung oder Verfeinerung der Typifikation notwendigen Daten selber zu erzeugen: z.B. indem man ALTER über seine inneren Dispositionen befragt, oder indem man ihn durch eigenes Verhalten dazu provoziert, sich auf eine bestimmte Weise selbst darzustellen (bzw. "blosszustellen").

So haben sozialpsychologische Untersuchungen gezeigt,

- dass Personen, mit denen man kollokal interagiert hat, auf komplexere Weise typifiziert werden als Individuen, die man nur aus translokalen Beziehungen (z.B. Massenmedien) kennt (Duck 1973), und dass die Vielfalt der verwendeten Kategorien mit der Häufigkeit kollokaler Begegnungen steigt (Crockett, 1965);
- dass die personalen Typifikationen mit wachsender Zeitdauer und Intensität der sozialen Beziehung komplexer werden. Insbesondere steigt die Tendenz, als organisierende Prinzipien des Repräsentationsbildes relativ abstrakte psychologische Merkmalsattributionen (wie z.B. Fähigkeiten, Motivationen, Werthaltungen usw.) zu verwenden, während zu Beginn konkretere, wahrnehmungsnähere Eigenschaften im Vordergrund stehen (Duck, 1973; Adams-Webber, 1979:203),
- die Zahl der für die Typifikation verwendeten Kriterien in dem Masse zunimmt, als sich die Interaktionspartner in einer wenig formalisierten, unstrukturierten sozialen Situation begegnen, wo sie über besonders vielseitige Gelegenheiten verfügen, sich selbst darzustellen und dispositionale (statt situative) attribuierbare Verhaltensweisen zu emittieren (Duck, 1973; Adams-Webber, 1979:203).

Eine äusserst wichtige, in der bisherigen Literatur zu wenig beachtete Implikation von Kelley's Attributionstheorie besteht darin, dass kollokale Interaktion gerade kein Weg ist, um über die Persönlichkeit eines jeweiligen ALTER zu immer gewisseren Erkenntnissen zu gelangen und den Prozess wechselseitigen Typifizierens zu einem Abschluss zu bringen. Verantwortlich dafür ist das Faktum, dass EGO von ALTER nur dann ein vollständiges Bild hat, wenn er auch weiss, welche Konstrukte ALTER für die Typifikation von EGO verwendet (vgl. Kelly, 1970: 22). Jeder EGO muss also eine "Typifikation zweiter Ordnung" von ALTER verfertigen, innerhalb der die "Typifikation erster Ordnung" (die ALTER von EGO hat) als Bestandteil fungiert. Je länger nun die kollokale Interaktion andauert, desto grösser das Risiko, dass selbst die "Typifikationen erster Ordnung" zu komplex sind, um vom Partner adäquat perzipiert (bzw. modelliert) zu werden: ganz zu schweigen vom Bedarf, die Typifikationen zweiten Grades wiederum in solche "dritten Grades" zu integrieren, die sich der empirischen Verifizierbarkeit noch drastischer entziehen...usw.

Wenn das kollokale Interaktionsverhältnis - wie z.B. in konnubialen Familien- und Lebensgemeinschaften - sehr lange andauert, verschiedenste Situations- und Rollen Aspekte umfasst und dank geringer Normierung immer wieder neu und anders spezifiziert werden kann, wird sich die steuernde Interventionswirkung virtueller Personenbilder besonders stark verringern, denn

- 1) personale Typifikationen sind *nicht mehr so erforderlich*, weil man jederzeit in der Lage ist, sich *ad hoc* die nötigen Informationen über die Interaktionspartner zu beschaffen: und dabei nicht nur invarianten Charaktermerkmalen und Qualifikationen, sondern

auch temporären Eigenheiten (Stimmungen, Indispositionen usw.) Rechnung zu tragen;

- 2) personale Typifikationen sind *weniger gut möglich*, weil alle modellhaften Gestaltbilder Gefahr laufen, mit dem empirisch Wahrgenommenen in Dissonanz zu treten. Angemessener ist es dann, die Personenbilder im diffus-labilen Zustand zu belassen und durch den unablässigen Strom empirischer Erfahrungen reversibel spezifizieren zu lassen.

Angesichts der Vielfalt konkurrierender physiologischer Bedürfnisse, psychisch-emotionaler Bindungen oder sozialer Verpflichtungen ist der idealtypische Zustand perzeptueller Kollokalität selbst in engsten Lebensgemeinschaften, totalsten Institutionen und exklusivsten Liebebeziehungen niemals zu verwirklichen: und *a fortiori* zeichnen sich alle andern Sozialverhältnisse dadurch aus, dass sie - obwohl sie im Medium kollokaler Interaktion praktisch immer ihren genetischen Ursprung haben - sich im Laufe ihrer Entwicklung vom räumlichen Beisammensein der Partner unabhängiger machen und in einer charakteristischen Komplementarität zwischen kollokalen und alokalen Phasen ihren Gleichgewichtszustand finden.

Die doppelte Funktion der kollokalen Phasen besteht darin, einerseits bereits bestehende Typifikationen als Prämissen des Kommunizierens und Handelns, Verstehens und Reagierens operativ zur Anwendung zu bringen und andererseits weitere empirische Erfahrungen für die Elaborierung und Modifizierung derartiger Typifikationen zu akkumulieren.

Die vergleichsweise einfachere Funktion der alokalen Phasen erschöpft sich darin, ein internes Repräsentationsbild der abwesenden Person zu synthetisieren und innerpsychisch aktiviert zu halten, indem man z.B. die Erfahrungen vergangener Kollokalinteraktionen in der Erinnerung speichert und sowohl in sachlicher wie in zeitlicher Hinsicht generalisiert:

"Seit Du aus dem reinen Wir meiner Umwelt heraustratest, hast Du neue Erlebnisse in neuen attentionalen Modifikationen erfahren, bist mit jedem Zuwachs Deiner Erfahrungen, mit jedem neuen synthetischen Vollzug, mit jeder Wandlung Deiner Interessenlage ein Anderer geworden. Aber in der Praxis des täglichen Lebens lasse ich das alles ausser Betracht. Dein mir vertrautes Bild bleibt mir vertraut. Ich setze die von der umweltlichen Situation von Dir, dem Mitmenschen gewonnen Erfahrungen in ihrer Totalität als unverändert ein, solange nicht eine besondere neue Erfahrung von Dir, dem Nebenmenschen, diesem Erfahrungszusammenhang widerstreitet." (Schütz, 1974: 248)

In der simplizistischen Sichtweise von Schütz fehlen nun allerdings zwei Elemente, ohne die das komplexe funktionale Verhältnis zwischen kollokalen und alokalen Beziehungsphasen nicht adäquat begriffen werden kann:

- 1) Das innere Repräsentationsbild vom abwesenden Partner erfüllt nicht nur die Funktion, als virtuelles Substitut für seine leibhaftige Realpräsenz zu dienen und das partikuläre Sozialverhältnis dadurch über Zeitphasen räumlicher Distanz hinweg überlebensfähig zu erhalten. Vielmehr schmiedet sich EGO dadurch gleichzeitig auch ein Instrument kognitiver Orientierung, das ihm in den nachfolgenden kollokalen Begegnungen dazu verhilft, seine eigenen Handlungen und Äusserungen ALTER gegenüber zu spezifizieren, und die Verhaltensweisen und Reaktionen ALTERS in einen bestimmten Erwartungs- und Interpretationshorizont einzuordnen.

Bei infiniter kollokaler Interaktion würden soziale Beziehungen vielleicht an ihrer selbsterzeugten Fluidität und "Anomie" zugrunde gehen, weil den Partnern im allgegenwärtigen dichten Rückkoppelungsprozess kein Freiraum gelassen wird, um Strukturkerne in der Form stabilisierter Personentypifikationen auszubilden und zu verfestigen. Derartige Strukturelemente müssen vielmehr von aussen in die Kollokalsituation hineingetragen werden: sei es, dass man

- internale Repräsentationen, die in vergangenen Alokalphasen derselben Beziehung verfestigt worden sind;
 - externale Repräsentationen, die von umfassenderen Institutionen bereitgestellt werden (z.B. objektivierte Rollen- oder Statusidentifikationen)
- ins aktuelle Interaktionsverhältnis "importiert".

Ausgedehntere intermediäre Alokalphasen können die Funktion haben, die Verhältnisse zwischen Personen stabiler, berechenbarer, standardisierter zu gestalten, ohne dass "heteronome" Typifikationen aus dem äusseren sozio-kulturellen Raum beansprucht werden müssen: einfach weil die internalen Virtualbilder Zeit hatten, um sich unbehelligt von "empirischen Falsifikationsrisiken" zu verfestigen, und weil die in der knappen Kollokalzeit akkumulierbaren Wahrnehmungen zu wenig Gewicht haben, um sie ernsthaft ins Wanken zu bringen.

- 2) Zumindest seit Marcel Proust kann man wissen, wie sehr sich nicht nur die Fähigkeiten zur reproduktiven Erinnerung, sondern auch die Kräfte der produktiven Einbildungskraft an der Konstitution internaler Repräsentationsbilder mitbeteiligen: so dass sich das Virtualbild nicht allein durch zufällige Defizienzen des Wahrnehmungs- und Erinnerungsvermögens, sondern durch systematische Verzerrungen (die sich der intentionalen Kontrolle des Subjekts weitgehend entziehen) vom Aktualbild unterscheidet:

"Das furchtbare Täuschungsmanöver der Liebe besteht ja darin, dass sie uns nicht mit einer Frau der äusseren Welt in Gedanken spielen lässt, sondern mit einer aus unserem eigenen Hirn entsprungenen Marionette, dem einzigen Bilde, das wir besitzen und das die Willkür unserer Erinnerung, fast ebenso unumschränkt wie die der reinen Imagination, ebenso verschieden von der wirklichen Frau gestaltet haben kann, wie es das wirkliche Balbec von dem erträumten war, einer künstlichen Schöpfung also, der wir uns ganz allmählich zu unserer Qual die wirkliche Frau gewaltsam anzugleichen versuchen." (Proust, 1979: 1741)

Generell vermögen sich Individuen keine Rechenschaft über die Verfahrensweisen und Konstruktionsregeln zu geben, die sie selber anwenden, um das Rohmaterial sinnlicher Erfahrungen und interaktiver Erlebnisse zu einem kohärenten Gestaltbild einer Person zu verdichten. Bei der Rekonstruktion dieser (bereits in den ersten Sekunden der Begegnung in vollem Gang befindlichen) Prozesse stellt man fest, dass sich in ihnen kognitiv-objektivierende und erlebnishaft-emotionale Komponenten unentwirrbar miteinander vermischen (vgl. Simmel 1980: 483f; Zimbardo, 1980: 116), und dass sie durch einige erstaunlich primitive, leicht widerlegbare "Leithypothesen" gesteuert werden: etwa durch die Vermutung, dass sich körperliche Attraktivität regelmässig mit Intelligenz, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Eheglück oder erfüllter Lebenserfahrung verbinde (vgl. z.B. Dion/Berscheid/Walster 1972; Clifford/Walster, 1973).

So sind in praktisch allen kollokalen Personenbeziehungen gewisse Risiken spannungsvoller kognitiver Dissonanz enthalten, die aus der wechselseitigen "Überdeterminierung" zwischen Virtualbild und Aktualwahrnehmung entstehen. Denn wenn Virtualbilder einerseits unentbehrlich sind, um dem interaktiven Ablauf strukturierte Erwartungs- und Interpretationshorizonte zu unterlegen, so besteht andererseits ja eben die Gefahr, dass sie sich als inadäquat erweisen, weil spontane imaginative Verfälschungen in sie eingegangen sind.

Paradoxerweise werden dann gerade sehr intensive, emotional stabilisierte Sozialbeziehungen wie z.B. Liebesverhältnisse mit besonders viel "kollokaler Dissonanz" aufgeladen, weil während der Abwesenheitsphasen ein besonders hoher Aufwand an (spontaner, subjektbestimmter) Einbildungskraft betrieben wird, um das Virtualbild des (der) abwesenden Geliebten mit lebensechter Konkretion auszustatten.

"Aber wenn ich auf den Champs-Élysées ankam - wo ich zunächst einmal meine Liebe, um die zur Vollendung erforderlichen Korrekturen daran anzubringen - mit ihrem lebendigen, ausser mir existierenden Objekt konfrontieren wollte - und mich in Gegenwart jener Gilberte Swann befand, auf deren Anblick ich gerechnet hatte, um die Bilder aufzufrischen, die mein ermüdetes Erinnerungsvermögen nicht mehr selbst in sich fand, jener Gilberte Swann, mit der ich gestern gespielt hatte und die mich ein so blinder Instinkt begrüßen und wiedererkennen hiess wie der, der beim Gehen unseren Fuss vor den andern schiebt, noch ehe wir überhaupt darüber nachdenken können, vollzog sich auf einmal alles so, als wären sie und das Mädchen, das der Gegenstand meiner Träume war, zwei verschiedene Wesen. Wenn ich zum Beispiel noch vom Vortage her zwei blitzende Augen über vollen schimmernden Wangen in der Erinnerung hatte, so zeigte mir Gilbertes Gesicht jetzt beharrlich etwas, woran ich ausdrücklich nicht mehr gedacht: eine gewisse Zuspitzung der Nase, die in Verbindung mit anderen Zügen die Bedeutung einer charakteristischen Eigentümlichkeit bekam, durch die die Naturgeschichte eine bestimmte Art von der andern unterscheidet und durch die sie ein Mädchen von der spitznäsigen Gattung wurde." (Proust 1979:530/531)

III

In allen sozialen Interaktionsprozessen benötigen die Partner gewisse internale Vorstellungen darüber, in welchem Rahmen von situativen Bedingungen, Spielregeln und Zielsetzungen sich ihr gemeinsames Handeln vollzieht, und welche Form, Qualität und Intensität die wechselseitige Beziehung aufweist, in der sie sich befinden.

Ebenso wie bei personalen Virtualbildern handelt es sich auch hier um simplifizierte Typifikationen, die in den elementaren Prozessen kollokaler Wahrnehmung, Kommunikation und Interaktion ihre Wurzel haben, sich aber aus diesem genetischen Kontext herauslösen und verselbständigen können, um das Sozialverhältnis über translokale und alokale Phasen hinwegzutragen und die grundlegenden Interpretationshorizonte und Erwartungsstrukturen zu präformieren, innerhalb denen sich nachfolgende kollokale Interaktion aktualisiert.

Es bestehen aber zwei grundsätzliche Unterschiede:

- 1) Personentypifikationen können sich immer im objektiven physischen Erscheinungsbild eines menschlichen Individuums verankern und erhalten dadurch eine unabweisbare, durch unnegierbare Tatsachen wie Körpererscheinung, Gesichtsmimik, motorische Verhaltensabläufe u.a. gesicherte Positivität. Beziehungstypifikationen hingegen haben ihr Substrat nicht in naturhaft "gegebenen" Gegenständen und Ereignissen, sondern in Handlungen und Kommunikationen, die bereits Gegenstand sinnhafter Deutung waren und nun nochmals zu einer Sinnkonstruktion "zweiter Ordnung" integriert werden: z.B. indem man "zärtlich-gemeinte Gesten" als Indikatoren für das Bestehen einer Liebesbeziehung oder "gut gemeinte Geschenke" als hinreichenden Anlass für eine Dankbarkeitsbeziehung interpretiert.
- 2) *Personentypifikationen* verleihen zwar der Handlungsorientierung jedes einzelnen Akteurs, nicht aber dem Sozialsystem als Ganzes, eine einheitliche Struktur. Denn erfolgreiche Interaktionen können in weitem Umfang auch dann stattfinden, wenn sich jeder Akteur von jedem andern Akteur seine je eigenen Virtualbilder verfertigt, und wenn die Diskrepanzen zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung sowie zwischen verschiedenen Fremdwahrnehmungen nicht Gegenstand der Reflexion und gemeinsamen Thematisierung bilden. *Beziehungstypifikationen* hingegen müssen konsensual von den Beteiligten getragen werden: weil sehr rasch Missverständnisse und Konflikte offenbar werden, wenn beispielsweise nur einer der beiden Partner aus

den vorangegangenen Interaktionen den Schluss zieht, sich jetzt in einem "veritablen Liebesverhältnis" oder einer "vertrauensvollen Freundschaftsbeziehung" zu befinden.

Diese beiden Eigenheiten machen es gut verständlich, dass "Beziehungsbilder" im Vergleich zur "Personenbildern" viel weniger dem Einfluss partikulärer, mit genau diesem konkreten interpersonellen Verhältnis assoziierten Merkmale unterliegen, viel stärker hingegen der stereotypisierenden Wirkung kulturell vorgegebener Deutungsschemata, durch die sich die reiche Mannigfaltigkeit zwischenmenschlicher Attraktionen und Repulsionen, physischer, emotionaler und intellektueller Wechselwirkungen in ein säuberliches Kategoriesystem von "Liebschaften", "Partnerschaften", Freundschaften", "Kollegialitätsbeziehungen", "Vertrauensverhältnissen", "Geschäftsbeziehungen", etc. simplifiziert.

Es ist fast ausgeschlossen, irgendein aufkeimendes Interaktionsverhältnis im Zustand qualitativer Besonderheit und partikularistischer Singularität festzuhalten, ohne es zu irgendeinem Zeitpunkt (zumeist dann, wenn man es reflektiert und verbal konzeptualisiert) unter irgendeine dieser fest etablierten Kategorien zu subsumieren. Diese Kategorisierung erzeugt einerseits *systeminterne* Erwartungssicherheit, weil die Partner sich untereinander leicht über gemeinsame Interpretationen, Normen, Ziele, Grenzen des Erlaubten u.a. verständigen können, und sie erzeugt *systemexterne* Erwartungssicherheit, weil unbeteiligte Dritte (Individuen oder Institutionen) wissen können, als was sich das soziale System selber versteht, und welche Verhaltensweisen und Erwartungen es demgemäss an Ausenstehende richtet.

Die Kategorisierung in Termini eines kulturell präformierten, standardisierten Typenrasters hat die weitere Konsequenz, das soziale Verhältnis gegenüber den unvermeidlichen Schwankungen in Frequenz, Intensität und Inhalt faktischer Interaktionen weitgehend zu immunisieren und ihm solange, wie die Partner sich über die begriffliche Benennung ihrer Beziehung einig sind, einen stabilen Gleichgewichtszustand zu verleihen.

Als fundamentalster Beziehungstyp mit besonders anspruchslosen Entstehungs- und Ueberlebensbedingungen kann das mit dem Begriff der "Bekanntschaft" umschriebene Sozialverhältnis bezeichnet werden.

Wann immer menschliche Individuen im Zuge einer kollokalen Begegnung

- a) einander ihre personale und soziale Identität (insbesondere: ihren Namen) zu erkennen gegeben haben,
- b) mittels wechselseitiger Wahrnehmung und Kommunikation hinreichend deutliche Informationen übereinander gewinnen, um in späteren Begegnungen in der Lage zu sein, einander wiederzuerkennen,
- c) wechselseitig wissen (bzw. unterstellen), dass der jeweils andere über solche hinreichende Informationen verfügt,

ist eine zeitlich unlimitierte und durch keine bekannten Verfahrensweisen destruirbare Relation zwischen ihnen geschaffen, die während der alokalen Phasen beliebig latent bleiben kann, in den kollokalen Abschnitten sich aber in überaus berechenbarer Weise reaktiviert. Diese Zähigkeit beruht laut Goffman auf der Wirksamkeit zweier äusserst strikter Normen, deren Einhaltung vor allem dadurch gesichert ist, dass es für Abweichungen kaum legitime Erklärungen oder Entschuldigungen gibt:

- 1) Das Gebot, einen Bekannten bei Wiederbegegnung faktisch wiederzuerkennen. Selbst wenn die primäre Begegnung lange zurückliegt und/oder die äussere Erscheinung der Person sich seither stark gewandelt hat, entstehen Gefühle der Verlegenheit und Beschämung, wenn man zugeben muss, "sich nicht mehr zu erinnern".
- 2) das Verbot, jemanden, den man faktisch wiedererkannt hat, "zu schneiden". Denn die Normen elementarer Höflichkeit verlangen, auf die Kundgabe des Wiedererkennens (die häufig an spontan-unkontrollierten Kundgaben der Mimik, Gestik u.a. sichtbar

wird) Rituale intentionaler Begrüssung folgen zu lassen, um den Weiterbestand der kognitiven Beziehung wechselseitig zu bestätigen (vgl. Goffman, 1971:111ff.).

Als unvermeidliches Ergebnis ihres schieren sozialen Daseins im allgemeinen und ihrer sozialen Mobilität im besonderen sehen sich Individuen so in ein lebenslänglich anwachsendes Feld bekanntschaftlicher "Minimalbeziehungen" involviert, dessen Umfang höchstens an physisch-psychischen Kapazitätsschranken des menschlichen Gedächtnisses eine Schranke findet.

Auf der Basis von "Bekanntheit" ist es möglich, äusserst zahlreiche, selbst völlig zufällige entstandene und momentan oder langfristig völlig defunktionalisierte und emotionslose interpersonelle Verhältnisse von Kollokalitätsbedingungen unabhängig zu machen und sie "auf Halde zu legen", von wo aus sie zu irgendeinem zukünftigen Zeitpunkt wieder revitalisiert werden können. Der Reaktualisierungszwang bewirkt auch, dass einmal "bekannte" Personen nach Massgabe ihrer räumlichen Begegnungschancen immer wieder in ein Verhältnis minimaler interaktioneller Rückkoppelung geraten, das immer auch eine Gelegenheit darstellt, die Beziehung auf ein höheres, den psychischen Apparat der Beteiligten stärker involvierendes Niveau zu heben.

Simmels genialem *"Exkurs über Treue und Dankbarkeit"* verdanken wir die Einsicht, dass soziale Interaktionsprozesse in den beteiligten Individuen mit fast naturhafter Gesetzmässigkeit gewisse subjektive Gefühlsdispositionen hinterlassen, die dank ihrer erstaunlichen, normativ mitgesicherten Stabilität dazu geeignet sind, der sozialen Beziehung zeitliche Dauer zu verleihen und ihre Kontinuität von raum-zeitlicher Ko-Präsenz unabhängiger zu machen.

- 1) "Treue" ergibt sich aus der Tendenz, konkretes sinnlich-emotionales Interaktionserleben induktiv zu einem "sozialen Verhältnis" zu generalisieren: ähnlich wie man in der Wissenschaft aus einer begrenzten Menge empirischer Beobachtungen auf allgemeine Gesetzmässigkeiten schliesst:

"Man könnte so die Treue als einen Induktionsschluss des Gefühls bezeichnen. Eine Beziehung hat in dem und dem Moment bestanden. Daraus zieht man den weiteren Schluss: also besteht sie auch in einem späteren Moment; und wie man in dem intellektuellen Induktionsschluss den späteren Fall sozusagen nicht mehr als Tatsache festzustellen braucht, weil Induktion eben bedeutet, dass einem dies erspart bleibt, so findet in sehr vielen Fällen jener spätere Moment die Realität des Gefühls, des Interesses, gar nicht mehr vor, sondern er ersetzt diese durch jenen induktiv entstandenen Zustand, den man Treue nennt." (Simmel 1908: 440).

Solange das kollokale Beisammensein andauert, können sich die Partner risikolos den Schwankungen ihrer inneren Gefühle überlassen und vom Charakter ihrer "Beziehung" ein undeutliches, andauernd revidierbares inneres Bild aufrechterhalten: denn die Stabilität des sozialen Verhältnisses wird hinlänglich durch die andauernd stattfindenden interpersonellen Wahrnehmungen, Wechselwirkungen und Kommunikationsakte garantiert.

Sind die Partner räumlich getrennt, so müssen zur Stabilisierung ihrer sozialen Beziehung vermehrt innerpsychische Dispositionen in Anspruch genommen werden, um das Defizit an "interaktiver Selbstreproduktion" zu substituieren. Angesichts der notorischen Fluidität subjektiver Erlebnisprozesse, Emotionen und Stimmungslagen ist es aber unmöglich, diese Stabilität auf die Basis "spontaner Gefühle" (wie z.B. "Sehnsucht", "Liebe" usw.) abzustützen. Vielmehr ist es notwendig, dass die Individuen sich die Art ihrer "Beziehung" in Form eines relativ starr typisierten Gestaltbildes internal vergegenwärtigen, und sich unabhängig von temporären psychischen Zuständen mittels "Selbstverpflichtung" daran binden.

"Die Treue ist jene Verfassung der bewegten, in kontinuierlichem Flusse sich auslebenden Seele, mit der sie die Stabilität der überindividuellen Verhältnisform nun dennoch sich innerlich zu eigen macht, mit der sie einen Inhalt, dessen Form der Rhythmik oder Unrhythmik des wirklichen gelebten Lebens widersprechen muss - obgleich sie selbst ihn geschaffen hat - in dieses Leben als seinen Sinn und Wert aufnimmt." (Simmel 1908: 441).

So unterscheiden sich kollokale und alokale Sozialverhältnisse diametral darin, welche funktionalen Aspekte des individuellen Persönlichkeitssystems sie auf eine Belastungsprobe stellen.

In den kollokalen Beziehungen sehen sich die Individuen aufgefordert, vor allem ihre *adaptiven Kapazitäten* maximal auszuschöpfen: ihre Fähigkeit, sich gegenüber einem unabsehbar weitgespannten Spektrum möglicher Wahrnehmungen und Kommunikationen offen zu halten, und auf unvorhersehbar variierende Verhaltensweisen ihrer Partner unverzüglich adäquat zu reagieren. In ihren alokalen Beziehungen dagegen müssen personale Systeme vor allem ihre *integrativen Kapazitäten* mobilisieren: ihre Fähigkeit, ungeachtet variabler Situationsbedingungen physischer Bedürfnisse oder psychischer Stimmungslagen an ganz bestimmten Wert- und Zielprioritäten festzuhalten und die aus vergangener Interaktion entstandenen Bindungen gegen aktuelle Erosionstendenzen (Ablenkungen, Verführungen, Vergesslichkeiten usw.) zu verteidigen.

- 2) Auch die "Dankbarkeit" kann als eine mit dem Charakter der "Selbstverpflichtung" ausgestattete subjektive Disposition angesehen werden, die die Funktion hat, konkret vollzogene Interaktionen zu einer zeitlich unlimitierten und im Zustand beliebiger räumlicher Trennung überlebensfähigen sozialen Beziehung zu generalisieren. Anders als Treueverhältnisse können Dankbarkeitsbeziehungen bereits auf der Basis singulärer Interaktionshandlungen entstehen: insofern diese nämlich nicht durch eine Operation induktiver Generalisierung, sondern durch ein Verfahren komplementärer Relationierung in einen umfassenderen sozialen Beziehungshorizont eingebettet werden. Wo immer eine soziale Handlung beim Adressaten die Disposition zu einer reziproken Reaktionshandlung auslöst, ohne dass diese momentan adäquat vollzogen werden kann, bleibt in ihm ein *"subjektives Residuum des Aktes des Empfangens oder auch des Hingebens"* (Simmel 1908: 443) erhalten, das im negativen Falle als "Rachegefühl" und im positiven Falle als "Dankbarkeitsgefühl" ohne zeitliche Begrenzung überlebt, zwischen den Partnern eine alokale Verbindung stiftet und die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Kollokalinteraktionen erhöht.

Auch hier wird die ausserordentliche "Viskosität", Diffusität und Irreversibilität der auf interne Repräsentationen abgestützten Alokilverhältnisse sichtbar, durch die sie sich von external vermittelten überraumlichen Beziehungen diametral unterscheiden. Denn während z.B. ökonomische Transaktionen oder auch rechtliche Schadenersatzleistungen zu einem objektivierbaren und konsensual anerkannten "Tauschgleichgewicht" führen, das die Partner aus zukünftigen Verpflichtungen befreit, so sind Dankbarkeitsbeziehungen praktisch nicht mehr zu beenden, weil

- der primäre Akt (der Hilfeleistung, des Schenkens usw.) auf Grund seiner spontanen Freiwilligkeit eine derartige Dignität besitzt, dass keine Gegenleistung ausreicht, um ihn zu äquilibrieren (Simmel 1908:446);
- aus der Sequenz von Leistungen und Gegenleistungen leicht Verhältnisse generalisierter Reziprozität entstehen können, die sich kumulativ verfestigen und auf immer weitere Sach- und Themenbereiche übergreifen können.

Auch Dankbarkeitsbeziehungen wären viel zu labil, wenn sie allein auf das spontane "Dankbarkeitsgefühl" (das unmittelbar nach Empfang der Leistung am stärksten sein mag) gegründet wären. Vielmehr müssen sie genauso wie Treuedispositionen mit dem

Merkmal kontrafaktischer Selbstverpflichtung ausgestattet werden, um über alle Schwankungen subjektiver Bedürfnislagen und situativer Umstände hinweg die erforderliche gleichmässige Geltung zu bewahren.

"Haben wir erst einmal eine Leistung, ein Opfer, eine Wohltat angenommen, so kann daraus jene nie völlig auslöschbare innere Beziehung entstehen, weil die Dankbarkeit vielleicht der einzige Gefühlszustand ist, der unter allen Umständen sittlich gefordert und geleistet werden kann. Wenn unsere innere Wirklichkeit, von sich aus oder als Antwort auf eine äussere, es uns unmöglich gemacht hat, weiterzulieben, weiterzueren, weiterzuschätzen - ästhetisch, ethisch, intellektuell - : dankbar können wir immer noch dem sein, der einmal unseren Dank verdient hat. Dieser Forderung ist die Seele unbedingt bildsam oder könnte es sein, so dass vielleicht keiner andern Verfehlung des Gefühls gegenüber ein Urteil ohne mildernde Umstände so angebracht ist, wie der Undankbarkeit gegenüber." (Simmel 1908: 447)

An den Illustrationsbeispielen von "Treue" und "Dankbarkeit" lässt sich auch gut eine weitere Funktionsleistung standardisierter Beziehungstypifikationen illustrieren: ihre Fähigkeit nämlich, soziale Verhältnisse nicht nur von Raum und Zeit unabhängiger zu machen, sondern auch aus den Bindungen an partikuläre Inhalte und Situationsbedingungen der Interaktion herauszulösen und auf ein höheres Niveau der sachlichen Generalisierung zu verschieben.

Das Anstrengende an kollokalen Interaktionen besteht darin, dass sich die Partner in einer Situation andauernden Selektionszwangs befinden, weil sie nicht anders können, als andauernd intendierte Stimuli und unabsichtliche Ausdruckskundgaben auszusenden, und auf die Stimuli anderer in spezifischer Weise zu reagieren. Nicht genug damit, dass allein schon physische Ermüdungserscheinungen oder alternative soziale Verpflichtungen die Partner daran hindern, ihre kollokalen Interaktionssequenzen *ad infinitum* weiterzuführen, gibt es zudem auch Beschränkungen, die endogen aus dem interaktiven Ablauf selber entstehen. Denn bei unablässiger Kontinuierung würde sich die Gefahr ständig erhöhen, dass soziale Beziehungen unter der Last ihrer eigenen, allzu forciert vorangetriebenen "Interaktionsgeschichte" zusammenbrechen: indem z.B. Diskussionsprozesse, Austauschprozesse von Zärtlichkeiten oder Gefälligkeiten wie auch Rückkoppelungsprozesse konfliktiver Art sehr rasch in eine ganz spezifische Richtung evolvierten und je nachdem dazu führen, dass sich bestimmte Systemverhältnisse irreversibel verfestigen oder dass die Beziehung auf irreparable Weise zerbricht.

So besteht die äusserst wichtige Funktion alokalen Intermediärphasen darin, das soziale System aus solchen Zwängen der Dauerspezifikation und Risiken irreversibler Ossifizierung zu befreien und auf eine undifferenziertere "Basisplattform" zurückzuführen, von wo aus es zu beliebigen Zeitpunkten in beliebiger Weise wieder neu beginnen und in neuartige, durch die Vergangenheit nicht präzis präjudizierte, Evolutionsphasen eintreten kann. So haben die internalen Dispositionen der "Treue" und der "Dankbarkeit" miteinander gemeinsam, dass sie eine soziale Beziehung nicht nur über längere Latenzphasen hinweg im Zustand der Reaktualisierbarkeit erhalten, sondern zudem auch: dass sie sie auf eine generalisiertere Integrationsbasis abstellen und deshalb Chancen der Respezifikation eröffnen, die bei unablässigem kollokalem Zusammensein alsbald eliminiert würden:

- 1) Die *zeitliche Generalisierung* der Beziehung bedeutet, dass für die Reaktivierung der kollokalen Interaktionen beliebig viele gleichwertige Zeitpunkte offenstehen. Unabhängig davon, wann sich der Beschenkte dankbar erweist, wird sein Gegengeschenk gleichermassen als Ausdruck eben dieser Dankbarkeit gewertet.
- 2) die *sachliche Generalisierungswirkung* besteht darin, dass beliebige Inhalte zukünftigen Handelns funktional äquivalente Möglichkeiten darstellen, die Beziehung "angemessen" fortzusetzen: denn nie kann man vorher wissen, in welchen Belastungssitua-

tionen sich Treue zukünftig bewähren muss, und mit dem Gefühl von "Dankbarkeit" ist die Freiheit verbunden, sich auf irgendeine Weise - die mit dem ursprünglichen Akt der Hilfeleistung oder des Beschenktwerdens gar nichts zu tun haben muss - erkenntlich zu zeigen.

- 3) Die *soziale Generalisierung* bedeutet, dass Treue- und Dankbarkeitsbeziehungen in beliebigen, unvorhersehbar variierenden sozialen Beziehungskonstellationen stabil aufrechterhalten bleiben müssen: denn keine alternativen sozialen Verpflichtungen oder persönlichen Beziehungen geben mir das Recht, die Treue aufzukündigen oder die Dankbarkeit zu verweigern. Es bleibt also unbestimmt, in welcher "Umwelt" anderer sozialer Interaktionen und Beziehungen sich Treue- und Dankbarkeitsbeziehungen zu bewähren haben und auf welche Weise die Akteure sie mit ihren übrigen sozialen Engagements kompatibilisieren.

An der Funktionsweise von Beziehungstypifikationen kann man (genau analog zum Fall der Personentypifikationen (vgl. II) gut darlegen, dass

- die "systolischen" Phasen kollokalen Beisammenseins
- die "diastolischen" Phasen alobalen Getrenntseins

komplementär, teilweise aber auch konfliktiv zusammenwirken, um eine "soziale Beziehung" entstehen zu lassen, am Leben zu erhalten und von elementaren auf differenzierte Entwicklungsstadien überzuführen.

Wenn ich Dir vertraue, bedeutet das, dass ich nicht Dich als empirische Person mit empirischen Wahrscheinlichkeiten faktischen Wohilverhaltens oder Fehlverhaltens im Blickfeld habe, sondern mein internes Bild von Deiner Beziehung zu mir, dem ich mich - im Sinne eines "Zutrauens zu meinen eigenen Erwartungen" - anvertraue (vgl. Luhmann 1971:1ff.)

Als "Verlagerung der Unsicherheitsproblematik von aussen nach innen" (Luhmann, 1971:28) gibt mir Vertrauen die Möglichkeit, trotz mangelhafter Information über die faktische Person und ihre Verhaltensweisen sichere Erwartungen aufrechtzuerhalten und zur Basis meines eigenen Handelns zu machen; andererseits aber muss ich dafür mit einer gesteigerten Empfindlichkeit gegenüber Enttäuschungen bezahlen, weil ich dann gezwungen bin, nicht nur mein Bild von ALTER, sondern auch meine internalen Selbsterwartungen, denen ich mich überlassen habe, zu revidieren. Oder anders gesagt: beim Vertrauensbruch habe ich nicht nur den objektiven Schaden (z.B. die Veruntreuung meines Vermögens) zu tragen, sondern zusätzlich auch die Frustration über meine offensichtliche Unfähigkeit, über die Person ein adäquates Urteil zu bilden (und drittens meist auch noch den Tadel oder Spott jener Dritten, die mir "Naivität", "Blauäugigkeit" oder Schlimmeres zum Vorwurf machen).

Die Paradoxie von Vertrauensbeziehungen besteht nun darin, dass sie zu ihrer Genese meist intensiver kollokaler Interaktionsprozesse bedürfen, in denen die zum Vertrauens-erweis nötigen Kenntnisse der Person sowie die erforderlichen motivationalen Bindungen erzeugt werden, dass sie aber in diesen kollokalen Phasen andererseits keine guten Entfaltungschancen finden: weil es wegen der ständigen wechselseitigen Wahrnehmbarkeit und Kontrollierbarkeit des Verhaltens an Gelegenheiten mangelt, in denen "Vertrauen" (als funktionales Äquivalent für vollständige Information und Kontrolle) zur Bewährung gelangen könnte.

Mit anwachsender Vertrauensbasis wird es immer besser möglich, Interaktionsbeziehungen "auszudünnen" oder in dauerhafte Alobalbeziehungen übergehen zu lassen: ganz im Gegensatz zu Misstrauensverhältnissen, wo der unersättliche Bedarf nach Information und Kontrolle die Partner viel stärker dazu zwingt, einander andauernd nahe zu sein und wechselseitige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wenn Ehepartner sich wechselseitig der Neigung zur Untreue verdächtigen, müssen gerade sie, die einander nicht gut mögen, mit dem Zwang zum dauernden Beisammensein und entsprechenden Einbussen an individueller Bewegungsfreiheit bezahlen: während einander vertrauende Partner sich ohne Risiken die Freiheit getrennter Ausflüge oder Fe-

rienreisen zugestehen können und der Umwelt deshalb vielleicht ein Bild bieten, das demjenigen einer zerfallenden Ehe äusserlich täuschend ähnlich sieht.

Mit andern Worten: vertrauensbildende Interaktionsverhältnisse können selbserodierend sein, weil der verringerte Kollokalitätsbedarf zu Zuständen der Trennung führt, die dem weiteren Ausbau des Vertrauens - und auch der Prüfung, ob sich das Vertrauen bewährt hat oder nicht - hinderlich im Wege stehen. Genau symmetrisch dazu können misstrauenweckende Interaktionen zur Kontinuierung kollokaler Interaktionen nötigen: und damit immer auch zu einer ständigen Erneuerung von Gelegenheiten, die auch zur Überwindung dieses Misstrauens und zum Aufbau von Vertrauen Anlass geben können.

Andererseits wäre es falsch, in alokalen Vertrauensverhältnissen ausschliesslich "parasitäre" Zustände zu sehen, die von den kollokal aufgebauten Vertrauensgrundlagen zehren, ohne etwas zu ihrer Regeneration oder Weiterentwicklung beizutragen. Denn Alokalphasen können auch dazu dienen, vielfältige Bewährungsproben für verliehenes Vertrauen bereitzustellen, deren erfolgreiches Bestehen dazu führt, dass die Partner noch mehr Gefallen aneinander finden und in noch intensiverer kollokaler Interaktion ihr Vertrauen weiter vertiefen.

Genauso kann aber ein manifester Vertrauensbruch Anlass dafür sein, um sich in häufigeren weiteren Begegnungen über die nun entstandene Lage und das Ob und Wie der fortzusetzenden Beziehung klarzuwerden. Denn generell sind all jene Sozialbeziehungen auf einen vermehrten Einsatz von Kollokalität angewiesen, in denen Erwartungsunsicherheiten oder Enttäuschungen bereinigt werden müssen:

- 1) Wenn Missverständnisse, Beleidigungen, ungewollte Schädigungen oder schwer verständliche Handlungsweisen dazu nötigen, das gestörte Gleichgewicht durch Erklärungen, Entschuldigungen oder andere "korrektive Austauschrituale" zu restituieren (vgl. Goffman 1974:138ff.).
- 2) Wenn die Beziehung in ihrer Entwicklungsdynamik an einen "kritischen Punkt" angelangt ist: so dass kollokale Interaktionen als Katalysatoren wirksam sein können, um sie auf ein höheres qualitatives Niveau zu heben (z.B. eine bisherige "Freundschaft" in ein Liebesverhältnis oder das letztere in ein Verlöbnis überzuführen).
- 3) Wenn irgendein grundlegender Wandel in der sozialen oder personalen Identität eines Partners es erforderlich macht, die grundlegenden Voraussetzungen und Ziele der Beziehung neu zu diskutieren: oder durch Kundgabe von "Ratifizierungsritualen" die Bereitschaft zur Fortsetzung des Verhältnisses zum Ausdruck zu bringen (Goffman 1974:103).

IV

Wenn ein Individuum irgendeinem grösseren, die Reichweite einer Kollokalgruppe überschreitenden, Kollektiv angehört, sieht es sich in der Lage, sich zu ihm auf zwei völlig verschiedene Weisen in Beziehung setzen zu können:

- 1) *Interaktionell*: indem es mit jenen andern Mitgliedern derselben Gruppe Wahrnehmungs- und Kommunikationsbeziehungen aufnimmt, die sich in seinem kollokalen Umfeld befinden. Auf diesem Wege wird es aus vielfältigen Gründen daran gehindert werden, sich eine einheitliche, umfassende Vorstellung vom Gesamtkollektiv zu verschaffen, denn
 - a) es sind nur wenige und vielleicht nicht besonders "repräsentative" Individuen, die sich in diesem Nahbereich aufhalten und für Interaktionen zugänglich sind;
 - b) vor allem in intern sehr inhomogenen Kollektiven oder strukturell differenzierten Organisationen bekommt jedes Mitglied nur kleinere, ausdifferenzierte Teile des Gesamtsystems zu Gesicht;

c) das hohe "Auflösungsvermögen" der kollokalen Nahoptik verführt dazu, die Aufmerksamkeit vor allem den idiosynkratischen Besonderheiten der situativen Umstände und der anwesenden Personen anstatt den generalisierbaren, "typischen" Merkmalen zuzuwenden.

In seinen interaktionell vermittelten Kollektivbezügen erfährt sich das Individuum primär als *teilnehmendes Mitglied*, das vielfältigen informellen Sozialisations- und Kontrolleinflüssen unterliegt und sich die gruppenspezifischen kulturellen Muster (z.B. den vorherrschenden Sprachjargon auf nie völlig kontrollierbare Weise assimiliert.

- 2) *Referentiell*: indem es auf der Basis von Primärerfahrungen oder Sekundärinformationen eine interne Vorstellung von der Gruppe konzipiert, um sich auf Umweg über dieses Repräsentationsbild mit dem *Kollektiv als einer Ganzheit* in ein Verhältnis zu setzen. In seinen referentiellen Kollektivbeziehungen findet sich das Individuum überwiegend als ein selbständiger sozialer Akteur vor, der wenn nicht über die Ausgestaltung, so doch über die Wahl oder Ablehnung verschiedener Bezugsgruppen autonom verfügt. Die immanente Labilität und "soziologische Unterdeterminiertheit" derartiger Selektionen widerspiegelt sich im desolaten Zustand einer Referenzgruppentheorie, die bisher nicht erklären kann, wer wann welche Bezugskollektive wählt, um seine Vergleichs- oder Bewertungsstandards daran festzumachen oder seine personale Identität darin zu verankern (vgl. Zimbardo 1980: 62)

Durch gestalthafte Typifikation eines sozialen Kollektivs (seiner Traditionen, Werte, Zielsetzungen, Strukturverhältnisse, Mitgliedermerkmale u.a.) wird ein äusserer Interpretations- und Erwartungshorizont konstituiert, von dem her nicht nur konkrete Interaktionserlebnisse, sondern auch die darauf aufbauenden Personen und Beziehungstypifikationen ihre spezifische Formung und Deutung erfahren: z.B. wenn sich Verhandlungspartner primär als Exponenten verschiedener Volksgruppen, Verbände oder Nationen definieren; wenn die Zugehörigkeit zur selben Standes- oder Berufsgruppe als explizite Voraussetzung für geselliges Beisammensein oder das Eingehen von Freundschaftsbindungen fungiert; oder wenn Sozialbeziehungen am Arbeitsplatz der Prägung durch gemeinsam akzeptierte organisatorische Normen oder Loyalitäten unterliegen.

Konsensuale Attributionen dieser Art sind zumindest eine notwendige Bedingung dafür, dass es Entitäten wie z.B. "legitime Herrschaftsordnungen", "Ausbeuterklassen", "verfolgte Minoritäten", "Sozialbewegungen", "Ethnien" oder "Nationalitäten" überhaupt gibt, im Sinne sozial generalisierter Konstrukte, an denen sich sowohl das Handeln der Mitglieder wie auch der Aussenstehenden regelmässig orientiert.

Wichtig ist allerdings die Einsicht, dass die gestalthafte Typifizierung von Kollektiven stark gefördert werden kann, wenn die Individuen sich gerade nicht auf dem direkten Wege *sinnlicher Wahrnehmung*, sondern ausschliesslich auf dem indirekten Wege über *interne Repräsentationen* mit ihnen in Beziehung setzen: weil mentale Vorstellungen im Interesse müheloser Erinnerbarkeit, exakter Evozierbarkeit und guter Unterscheidbarkeit zu "prägnanten", in ihrer Typik überzeichneten Bildern ausgestaltet werden müssen: während sinnliche Eindrücke getrost dem selbsttätigen Spezifikationsprozess weiterer empirischer Wahrnehmungen ausgeliefert werden können.

Daraus erklärt sich der gruppendynamische Befund, dass Individuen den Nahbereich ihrer unmittelbaren Interaktionspartner als ein relativ differenziertes, durch individualisierte Einflüsse, Inkohärenz, Dissens und Dynamik charakterisiertes Sozialfeld wahrnehmen, während sie dem weiteren, ihrer Wahrnehmung entzogenen Feld ihrer "Ingroup" eine undifferenziertere Homogenität attribuieren und erst recht über "Outgroups" sehr schematisierte kognitive Stereotypen aufrechterhalten (vgl. Wilder/Cooper 1981; Brewer 1979)

Die Hypothese, dass kollokale Interaktionen die Aufrechterhaltung hochstrukturierter, auf prägnante Typiken reduzierter Vorstellungen von sozialen Kollektiven erschweren, wird durch all jene zahlreichen Untersuchungen bestätigt, die von einem abschwächenden

Einfluss primärer Interaktionsbeziehungen auf rassistisch-ethnische Vorurteile berichten (vgl. z.B. Carithers, 1970; Babad/Birnbaum/Benne 1983:118).

Diese Befunde unterstützen die generelle Hypothese dass es im Feld primären Wahrnehmens und Erlebens immer die relativ partikulären Situations- und Personenmerkmale sind, die das Aufmerksamkeitsfeld der Teilnehmer besetzen: während generalisiertere, etwa am "ethnischen Durchschnittscharakter" orientierte Vorstellungen latent bleiben, da sie in der hochauflösenden Nahoptik desjenigen, der mit konkreten Gruppenangehörigen interagiert, gar nicht sichtbar werden.

So besitzen die meisten sozialen Kollektive eine systematische Unfähigkeit zur "endogenen Selbstkonstitution": in dem Sinne, dass ihre Mitglieder wegen ihrer Befangenheit in partikulären kollokalen Subsystemen oft nicht hinreichend dazu disponiert sind, sich prioritär über die Bezugnahme auf Gesamtsystemkonzeptionen ins Kollektiv zu integrieren und sich vorrangig als Repräsentanten des Ganzen (anstatt einzelner Subsysteme oder Rollen) zu definieren.

Eine das kollokale Niveau überspringende Orientierung am Gesamtkollektiv mag unter folgenden Bedingungen wahrscheinlich sein:

- 1) Wenn die individuellen Mitglieder so isoliert sind, dass sie keinen kollokalen Referenzkontext um sich haben: wie z.B. Flugpiloten oder Lastwagenchauffeure, deren starke gewerkschaftliche Solidarität vielleicht dadurch bedingt ist, dass ihnen wegen der Einsamkeit ihrer Berufsausübung nur die Identifikation mit der gesamten Berufsgruppe übrig bleibt.
- 2) Wenn das Kollektiv funktional so differenziert ist, dass sich das kollokale Nahfeld jedes Individuums nur auf spezialisierte unselbständige Segmente (z.B. Abteilungen in einem Industriebetrieb) erstreckt, während die eigentlichen Werte, Ziele und Produktionsleistungen nur auf Gesamtsystemebene verwirklicht werden. So mögen nicht nur im *traditionellen Handwerk*, sondern auch in manchen *Ressorts der öffentlichen Verwaltung* Identifikationen mit dem unmittelbaren betrieblichen Umfeld üblich sein, während grosstechnologische Betriebe eine Identifikation des Arbeiters mit der Gesamtunternehmung zu erzwingen scheinen (vgl. z.B. Blauner 1964: 146ff.; Touraine, 1964)
- 3) Wenn die Mitglieder eines Kollektivs derart verschiedenartig und dissensual sind, dass ein Individuum nicht darauf vertrauen darf, in seinem zufälligen kollokalen Nahfeld "typische", für das Gesamtkollektiv repräsentative Exponenten zu finden. So muss die Integration moderner, durch eine pluralistische Vielfalt von Berufsgruppen, Schichten, Konfessionen, Ethnien u.a. charakterisierter Gesellschaften wahrscheinlich zunehmend durch direkte Bezugnahme von Individuen auf äusserst entfernt liegende Identifikationsebenen (z.B. "Nation") aufrechterhalten werden, die - z.B. weil deren Symbole dank massenmedialer Diffusion allgegenwärtig sind - keiner Vermittlung durch kollokale Primärgruppen bedürfen (vgl. z.B. Selznick 1951).

Wenn diese Voraussetzungen fehlen, so sind es oft die aussenstehenden *Nichtmitglieder*, die zuerst ein internes Gestaltbild vom Kollektiv entwerfen und sekundär manchmal auch dessen *Mitgliedern* dann zur Genese eines umfassenden "Gruppenbewusstseins" verhelfen. Denn mangels eigener Primärerfahrung mit der "Outgroup" sind Aussenstehende vermehrt auf die Orientierung an vorgefertigten, ein für allemal fixierten Vorstellungsbildern angewiesen, und laufen im Vergleich zu den Mitgliedern viel weniger Gefahr, sie durch dissonante eigene Erfahrungen relativieren oder modifizieren zu müssen.

So war die katalytische Wirkung der Fremdkolonisierung notwendig, um bei primitiven Gesellschaftsformationen übergreifende tribalistische oder nationalistische Identifikationsmuster und Solidaritäten entstehen zu lassen: und der moderne Staat kein neuartige "ethnische Gruppen" artifiziell erzeugen, indem er bestimmte Bevölkerungskategorien

systematisch ungleich behandelt oder deren Verbandsorganisationen als "offizielle Repräsentationsorgane" akzeptiert (vgl. z.B. Nielsen 1985: 136ff.; Zald 1987:326)

Anders als bei Personen- und Beziehungstypifikationen (vgl. II/III) führt kollokales Interagieren also nicht unbedingt dazu, dass sich die Inanspruchnahme internaler Kollektivtypifikationen verringert. Vor allem wenn ein Individuum an einem grossen und heterogenen Kollektiven partizipiert (und dort eine eher periphere anstatt zentrale Position besetzt), wird es über das Medium kollokaler Primärinteraktion nur zu einem bescheidenen, zufällig-variablen Ausschnitt des sozialen Gesamtsystems Zugang gewinnen und es muss in all seinen Interaktionen immer *ex ante* darüber reflektieren, in welchem umfassenden Systemzusammenhang es (bzw. sein Partner) sich befindet.

Dementsprechend macht es denn auch kaum einen Unterschied, ob sich die Referenzgruppenbeziehung auf eine "Ingroup" (in der man selber Mitglied ist) oder eine "Outgroup" bezieht, weil das Gesamtkollektiv in beiden Fällen nur *interaktionsunabhängig* über das Medium eines internalen Repräsentationsbildes "erreichbar" ist: indem das Individuum in selbstselektiver Weise "beschliesst", sich via Identifikation, Zuschreibung von Autorität, Akzeptanz von Herrschaft u.a. seinem Einflussfeld zu öffnen.

Der Unterschied besteht nur darin, dass Outgroup-Relationen ausschliesslich auf den stark intentionalisierten und reflektierten Weg über (bewusst vorgestellte) interne Repräsentationen verwiesen sind, während In-group-Einbindungen sich zusätzlich auch noch über (*kollokale*) *Primärinteraktionen* vollziehen, über die das Individuum viel heterogenere und heteronomere Assimilationseinflüsse erfährt: z.B. wenn es mit der Zeit dazu gelangt, den örtlichen Dialekt seines Immigrationskontextes nachzusprechen oder die in der umgebenden Schichtgruppe üblichen Denkweisen in sich vorzufinden.

So lassen sich Ingroups sinnvollerweise danach charakterisieren, in welchem Gewichtsverhältnis sich diese beiden Modi der interaktionellen vs. referentiellen Integration miteinander verbinden. Am einen Extrempunkt finden sich rein *interaktionell* konstituierte Kollektive, die - wie z.B. viele Schichtgruppen, lokale Subkulturen u.a. - auf Grund intensiver Binneninteraktion und -sozialisation objektiv bestimmte Homogenitätsmerkmale aufweisen, ohne dass die Mitglieder sich dieser Besonderheiten bewusst wären oder gar zur Grundlage einer kollektiven Identität machen würden.

Und in der Nähe des entgegengesetzten Pols findet man völlig *referentiell* erzeugte Kollektive: z.B. ethnizistische und nationalistische Solidaritätsgruppen sowie Anhängerschaften sozialer Bewegungen oder Parteien, die allein auf konvergenten referentiellen Identifikationen ihrer Mitglieder beruhen und nur solange kontinuierlich, als sich dieses höchst explizite Gruppenbewusstsein - das häufig durch Fremdattributionen mitgestützt wird - erhält (vgl. Greverus, 1981; Giordano 1981)

Für den Objektbereich intraorganisationeller Primärgruppen hat *D.I. Warren* bereits vor längerer Zeit eine Typologisierung vorgeschlagen, die dieser konzeptuellen Differenzierung genau entspricht:

- 1) "*Job specific groups*" sind dadurch charakterisiert, dass sie sich ausschliesslich über das Medium dichter kollokaler Interaktionsbeziehungen konstituieren, wie sie durch die ökologischen und arbeitsteiligen Bedingungen innerhalb eines Betriebs erzwungen werden. Dank der Eigendetermination dieser horizontalen Wechselwirkungen hängen Bestand, Form und Dynamik solcher Gruppen sehr wenig von den subjektiven Dispositionen der individuellen Mitglieder ab: so dass sie auch gegenüber Wandlungen in ihrer personellen Zusammensetzung ziemlich unempfindlich sind:

"Interaktionen am Arbeitsplatz sind viel häufiger als Kontakte in der Freizeit. Stabile Mitgliedschaften sind weniger wahrscheinlich, und die Gruppenidentifikation beschränkt sich völlig auf die wechselseitige Anerkennung der gemeinsamen formalen Statusposition. Die Konformität des Verhaltens basiert ausschliesslich auf der Anpassung an externe Quellen von Belohnungen und Strafsanktionen. Deshalb ist zu erwarten,

ten, dass sich der Einfluss solcher Gruppen ausschliesslich auf die verhaltensmässige, nicht auf die gesinnungsmässige, Konformität erstreckt (Warren 1969:546).

Nur durch regelmässige kollokale Interaktionen gelingt es, solche Gruppen am Leben zu erhalten und ihren Einfluss auf die individuellen Mitglieder zu sichern.

- 2) *"Diffuse peer groups"* befinden sich in einer mittleren Position des Kontinuums: insofern sie einerseits immer noch stark von kollokalen Interaktionen abhängig sind: aber nicht von Arbeitskontakten, wie sie sich aus dem exogenen Rahmen der Organisation ergeben, sondern von geselligen Freizeitkontakten, die viel stärker auf konvergierenden subjektiven Einstellungen (Sympathiegefühlen, Perzeption gemeinsamer Interessen u.a.) beruhen. Zwischen interaktioneller und referentieller Integration besteht ein dynamisches Gleichgewicht wechselseitiger Komplementarität: insofern die Interaktionsanlässe zur Einsozialisierung von Gruppenidentifikation dienen, und diese wiederum die Chancen weiterer Interaktionen erhöht (Warren 1969:546).

- 3) *"Consensual peer groups"* schliesslich repräsentieren den Typus einer rein referentiellen Form sozialer Assoziierung: konstituiert durch konvergierende innere Gefühlsbindungen der Mitglieder und ihrer subjektiven Bereitschaft, sich mit ihrer "Wir-Gruppe" zu identifizieren. Der Mangel an interaktioneller Stützung muss hier also durch ein Mehr an innerpsychischen, von den Mitgliedern selbstselektiv bereitgestellten Einbindungskräften aufgewogen werden: mit der Folge, dass praktisch alle Determinanten, die die Genese und Entwicklung, die Überlebensfähigkeit, Stabilität und innere Struktur des Sozialsystems beeinflussen, sich ausserhalb der Sphäre verhaltensmässiger und interaktioneller Steuerung befinden.

Völlig unempfindlich dafür, ob, mit welcher Häufigkeit und in welcher Weise die Mitglieder einander begegnen und miteinander interagieren, sind derartige Gruppierungen andererseits umso verletzlicher, wenn sie - z.B. aus mangelnder Kontrolle über die Selektion und/oder Sozialisation ihrer Mitglieder - eine hohe Mitgliederfluktuation und den Zuzug "unpassender", in ihren Werthaltungen und sozialen Neigungen abweichenden Teilnehmern zu verkraften haben:

"Stabilität und wechselseitige Identifikation dominieren in der konsensualen Kollegen-Gruppe. Weder direkte Begegnungen noch diffuse Interaktionen sind nötig, damit sie entstehen und sich am Leben erhalten, obwohl dies innerhalb einer Organisation nicht ganz vermieden werden kann. Wechselseitige Identifikation bezieht sich auf das Konzept der Referenzgruppe. Wegen der Homogenität der Interessen hängt der Kohäsionsgrad stark von der anfänglichen Zusammensetzung der Gruppe ab. Ähnlichkeit des Backgrounds erzeugt ein subjektives Gefühl der Zugehörigkeit, so dass weder häufige Kontakte noch aufwendige Sozialisationsprozesse erforderlich sind." (Warren 1969: 546)

Insofern derartige initiale Konsensfaktoren als funktionale Substitute für Interaktion wirksam sind und eine Verminderung kollokaler Begegnungen mit sich bringen, ist es dem sozialen System nie möglich, seine Abhängigkeit von den Persönlichkeitssystemen seiner Teilnehmer zu reduzieren: weil es eben mangels Interaktionen kaum über Möglichkeiten verfügt, um informierend, kontrollierend und sozialisierend auf sie einzuwirken und dadurch für eine zuverlässige Reproduktion der für seinen Bestand und seine Identität wesentlichen intrapersonellen Einstellungen zu sorgen.

Generell ist festzuhalten, dass mit abnehmender Grösse und zunehmender Homogenität eines sozialen Systems die beiden Mechanismen der "interaktionellen" und der "referentiellen" Integration zu immer ähnlicheren Ergebnissen führen und deshalb immer stärker in einem substitutiven anstatt komplementären Verhältnis zueinander stehen.

Denn innerhalb kleiner Gruppen (und am vollkommensten natürlich in diadischen Verhältnissen) ist die Bedingung erfüllt, dass im Medium der kollokalen Interaktion das System als Ganzes erfahrbar wird, und dass Kollektivtypifikationen, die vom konkreten Interaktionserleben drastisch abweichen, wenig Überlebenschancen besitzen.

V

Bereits früher (vgl. 3.4) wurde darauf hingewiesen, dass nicht nur Interaktionen, sondern auch die meisten andern individuellen Handlungen stärkeren sozialen Einflüssen unterliegen, wenn andere Personen mitanwesend und deshalb in der Lage sind, diese Handlungen zum Objekt ihrer Wahrnehmungen, Bewertungen und Verhaltensreaktionen zu machen. Die Einbettung in solch interreferentielle Prozesse der Sinnkonstitution und Verhaltenssteuerung führt logischerweise dazu, dass sich das Handeln von den selbstreferentiellen Konstitutionsfaktoren, die im Persönlichkeitssystem des Aktors selbst liegen, relativ stark dissoziiert: so dass Individuen im Beisein Anderer häufig zu Taten, verbalen Äusserungen oder nonverbalen Ausdruckskundgaben veranlasst werden, die durch keinerlei subjektive Motivationen, Einstellungen, Charaktermerkmale oder andere intrapersonelle Dispositionen gestützt sind und deshalb häufig nicht nur bei Dritten, sondern sogar beim Akteur selbst Überraschung (und oft genug auch Verlegenheit oder Beschämung) erzeugen. Während Individuen innerhalb alokalen wie auch translokaler Verhältnisse einerseits die *Chance*, andererseits aber auch den *Zwang* erfahren, den Sinn und die spezifische Selektivität ihres Handelns immer wieder aus endogenen, psychischen Orientierungs- und Motivationsquellen zu schöpfen, so sehen sich kollokale Partner in der Situation, dass diese *selbstreferentiellen* Determinanten in zumindest ergänzender, häufig aber auch konkurrierender und substituierender Weise durch die wechselseitigen Kausalwirkungen, Wahrnehmungen und Kommunikationen des *interreferentiellen* Feldes überlagert werden. In der Reihenfolge zunehmender "Eingriffstiefe" lassen sich die folgenden drei Einfluss-ebenen voneinander unterscheiden:

1) Kognitiv

Unbestritten ist die Hypothese, dass kollokale Individuen einander in vieler Hinsicht als Quellen kognitiver Orientierung benutzen: ganz besonders natürlich dann, wenn sie - wie im berühmten Experiment von Ash (1951) - auf Grund hoher Unstrukturiertheit, Ungewohntheit und Vieldeutigkeit ihrer aktuellen Situation ausserstande sind, mittels rein internaler Orientierungsprinzipien (Wahrnehmung, logisches Schlussfolgern, Revokation früherer Erfahrungen u.a.) zu einem sicheren Urteil zu gelangen.

Nach einer bekannten Untersuchung von Latané/Darley hängt die Bereitschaft zufälliger Unfallzeugen, helfend ins Geschehen einzugreifen, in erster Linie nicht von deren internalisierten Einstellungen, sondern von den (perzipierten) situativen Umständen ab: insbesondere auch davon, ob bereits andere Personen sich zur Hilfe entschlossen haben (Latané/Darley, 1970). Dieses Ergebnis wäre mit der Hypothese konsistent, dass zufällige Zeugen das Unfallereignis als eine höchst aussergewöhnliche Einzelfallsituation erleben, zu deren adäquater Bewältigung sie keine endogenen, durch Sozialisation oder frühere analoge Erfahrungen erworbene Verhaltensmuster zur Verfügung haben: so dass sie das Verhalten anderer Umstehender beobachten, um

- a) zu einem *kognitiven* Urteil darüber, was für eine Art von Situation überhaupt vorliegt,
- b) zu einem *normativen* Urteil darüber, welche Hilfehandlungen angemessen seien, zu gelangen (vgl. z.B. Bierhoff, 1980: 143).

Überall, wo verschiedene Individuen parallel zueinander dasselbe wahrnehmen, denken oder tun, mag kollokale Verdichtung die interindividuelle Diffusion von Orientierungsmustern begünstigen und damit eine gewisse Angleichung zwischen ihnen befördern. Dies gilt sicherlich für den Bereich der *Arbeitswelt*, wo kollokale Team-Mitarbeiter (selbst wenn

man von den Homogenisierungseinflüssen des formalen Organisationsrahmens absieht) zur Festlegung gemeinsamer Praktiken und Leistungsstandards neigen (vgl. Miller/Form 1964:279ff.), während der frühere einsame Handwerksmann darauf verwiesen war, den ganzen "Stil" seines Arbeitens (hinsichtlich Rhythmus, Quantität, Sorgfalt etc.) aus endogenen Quellen zu schöpfen. Dementsprechend war es in den traditionellen Handwerksgeellschaften unerlässlich, wenigstens durch aufwendige Sozialisations- und restriktive Zulassungsprozesse (in der Zunftorganisation) eine gewisse Verlässlichkeit solcher internalisierter Verhaltensstandards zu garantieren: während industrielle Gesellschaften leicht darauf verzichten können, weil die kollokalen Gruppen innerhalb der Betriebe für eine relativ sozialisations- und rekrutierungsunabhängige Nivellierung der Arbeitsweisen sorgen.

Noch einsichtiger sind die kognitiven Auswirkungen der Kollokalität, wenn Individuen sich in einem komplementären Interdependenzverhältnis zueinander befinden und deshalb - sofern nicht ein völlig routinisierter oder ritualisierter Prozessablauf stattfindet - darauf angewiesen sind, einander über die wechselseitig geltenden Voraussetzungen, Normen, Ziele, Motivationen usw. der Interaktion zu informieren. Schreibe ich Dir (als *Abwesendem*) einen *Brief*, so muss ich alle meine Vorstellungen, was Du zu lesen interessant findest, in welcher Situation Dich mein Schreiben antreffen wird und wie Du darauf reagieren könntest, völlig aus mir selber schöpfen: und habe dabei oft keine andere Wahl, als in solche Antizipationen nicht nur vergangene Erinnerungen an Dich, sondern auch von mir selbst verfertigte Phantasie- oder Wunschprojektionen mit einfließen zu lassen. Führe ich mit Dir (als *Anwesendem*) ein *Gespräch*, erkenne ich aus den Gesamtumständen Deiner aktuellen Erscheinung, Deines äusseren Verhaltens und Deiner momentanen Situation was ich Dir sagen kann, und jede Deiner mimischen oder verbalen Reaktionen auf meine Rede bietet mir Gelegenheit, für Neuorientierung: indem ich den scharfen Tonfall mässige, soeben gemachte Aussagen relativiere oder - wenn ich Deine Langeweile, Dein Unbehagen oder Deinen Zorn aufkeimen sehe, zu einem anderen Thema überwechsle.

Unübertroffen sind kollokale Sozialsysteme vor allem darin, den Partnern wechselseitig Informationen über ihre unwillkürlichen, spontanen Verhaltensreaktionen zugänglich zu machen, die im Ruf stehen, inneres Erleben und Denken, Erwarten und Intendieren besonders "authentisch" zum Ausdruck zu bringen und deshalb für die Festlegung personeller Typifikationen und Erwartungshaltungen besonders geeignete Ansatzpunkte zu bieten (vgl. Darley/Teger/Lewis 1973). Indem die Partner beispielsweise auf Abenteuerreise gehen oder einander mit schockierenden Informationen, Zumutungen u.a. konfrontieren, können sie selbst die Chancen vermehren, einander bei relativ unkontrollierten Spontanreaktionen auf unerwartete Ereignisse beobachten zu können - und dadurch das (vermutete) "wahre Gesicht" des Anderen noch deutlicher zu erkennen.

Diese problematische Identifizierung des Spontanen mit dem "Unverfälschten" erfüllt sicherlich die Funktion, dem Interaktionssystem, das sonst im Strudel doppelter Kontingenz zu versinken droht, einige sichere Haltepunkte zu verleihen: indem zumindest einige der Verhaltensweisen nicht mehr *situativ* (d.h. als Reaktionen auf vorangegangenes Verhalten) attribuiert werden, sondern eine *dispositionale* Zurechnung (als genuine, nicht-kontingente Artikulation einer dahinter stehenden "Persönlichkeit") erfahren.

Diese "Tyrannei des Authentischen" kann auch dazu führen, dass jeder Partner sich gezwungen sieht, in Konsistenz mit seinen eigenen, unkontrolliert-spontanen Reaktionsweisen zu verfahren: weil er weiss, dass diese primären Äusserungen mehr als alle nachfolgenden, mit Reflexion angereicherten Kundgaben als verbindliche Selbstdarstellungen seines "wahren Ich" gedeutet werden (vgl. Darley/Teger/Lewis, 1973).

2) Adaptiv

Solange EGO mitanwesende Andere nur wahrnimmt, ohne sich seinerseits von ihnen wahrgenommen zu wissen, verfügt er über die Autonomie, sich je nach Bedarf in ausschliesslich kognitiver Weise an ihnen zu orientieren. Das kollokale Feld stellt sich ihm als

ein - mit seinen internalisierten Erfahrungen, Reflexionen u.a. konkurrierendes - rein dispositionales Reservoir von Orientierungsmöglichkeiten dar, das er nach Belieben ausschöpfen oder ignorieren kann, und dessen Bedeutung deshalb je nach der Verfügbarkeit anderer Orientierungsquellen in hohem Masse variiert.

Wenn EGO hingegen weiss (bzw. auch nur vermutet), dass er gleicherweise für die *Anderen* als Objekt der Wahrnehmung und Bewertung fungiert, so treten tiefgreifendere, von allen Beteiligten weniger gut kontrollierbare Einwirkungen hinzu, die als externale Anpassungszwänge empfunden werden und selbst bei Fehlen manifester Sanktionsdrohungen oft einen erstaunlichen Grad an Unausweichlichkeit besitzen.

EGO muss beispielsweise erleben, dass er auf den Gruss ALTERS fast reflexartig mit einem Gegengruss reagiert und höchstens unter Anwendung rabiater Selbstdisziplin in der Lage wäre, auf seine Frage jegliche Antwort (selbst nicht-verbaler Art) zu verweigern oder ihm, dem er aus Versehen schmerzhaft auf die Füsse getreten hat, keine irgendwie geartete Entschuldigung zukommen zu lassen (vgl. Goffman 1974: 97ff.) Elementarste, in ihrer amorphen Diffusität beängstigende Gefühle von Scham und Verlegenheit sind die Folge, wenn tabuierte Körperteile entblösst, kleinste Diebereien oder Unaufrichtigkeiten bemerkt oder peinliche Taktlosigkeiten ausgesprochen werden: ziemlich unabhängig davon, ob schuldhaft "böse Absichten" oder bloss nachlässige Unachtsamkeit die Ursache davon waren. Das Interesse an der Vermeidung derartiger Situationen dient als machtvolleres Motiv, um sich - manifesten oder nur unterstellten - Erwartungen von Mitbewohnenden zu beugen und auf der Basis von Kollokalität ausdifferenzierte Sozialsysteme entstehen zu lassen, die sich von den im gesellschaftlichen Umfeld üblichen Normen- und Verhaltensstrukturen abkoppeln oder sich zu ihnen gar in drastischen Widerspruch setzen können.

Vielleicht müssen zur Kausalerklärung solcher Motivationskräfte gewisse biologisch-genetisch fundierte anthropologische Sozialdispositionen herangezogen werden, die sich in den Jahrmillionen der Primatenevolution und Hominisation herausgebildet haben und wenigstens im kollokalen Nahbereich eine sowohl von kulturspezifischen Moralnormen wie auch vom Entwicklungsstand struktureller Kooperations-, Organisations- und Herrschaftstechniken unabhängige Form elementarer sozialer Ordnung konstituieren (vgl. z.B. Wilson 1975: passim). Möglicherweise reicht es aber auch hin, auf zwei spezifische Eigenheiten kollokaler Sozialsituationen zu verweisen, die zur Verstärkung irgendwelcher, selbst äusserst geringfügiger, Anpassungsmotivationen und Sanktionsdrohungen beitragen können:

- 1) Die Tatsache, dass die von Mitbewohnenden ausgehenden Beurteilungen, Missbilligungen und Sanktionen zeitlich unmittelbar auf die wahrgenommene Handlung folgen, und allein aus diesem Grunde gegenüber den verzögerten und vielleicht auch unberechenbareren Reaktionen aus dem alokalen Raum eine grössere aktuelle Motivierungskraft erhalten.
- 2) Die Tatsache, dass EGO die Reaktion ALTERS auf sein Handeln wiederum zum Anknüpfungspunkt für *übernächste* Handlungen nehmen muss: so dass sich aus der Antizipation zukünftiger Interaktionssituationen ein dringender Bedarf ergibt, im jeweiligen Gegenwartspunkt für die Aufrechterhaltung eines harmonischen Gleichgewichts zu sorgen.

Die soziologische Forschungsliteratur überquillt von Illustrationsbeispielen für die Regularität, dass Individuen im Einflussfeld kollokaler Sozialfelder dazu disponiert sind, ihr Verhalten von der Bindung an internalisierte Gewohnheiten, Normen und Werthaltungen zu lösen, um es in eine grössere Übereinstimmung mit den hier und jetzt herrschenden Situationsbedingungen und Erwartungsstrukturen im Kreis Mitbewohnender zu bringen.

Vor allem in der *Devianzsoziologie* haben beeindruckende empirische Forschungsergebnisse der Einsicht zum Durchbruch verholfen, dass abweichendes Individualverhalten selten ohne Einbezug der im unmittelbaren kollokalen Umfeld wirksamen und Einflussfak-

toren erklärt werden kann: während Charakterdispositionen und andere intrapersonelle Faktoren oft erstaunlich wenig Bedeutung haben.

Nicht nur bei *kriminellen "Gangs"* oder sich radikalisierenden *Terroristenzellen*, sondern auch in *Schulklassen* oder *industriellen Arbeitsteams* zeigt sich die generelle Fähigkeit kollokaler Primärgruppen, minimale initiale Differenzen in den individuellen Devianz-Neigungen kumulativ zu verstärken und praktisch alle ihre Mitglieder in eine homogene Struktur subkultureller Normen und Sanktionen einzubeziehen. So hat eine empirische Untersuchung über *unehrliche Verhaltenspraktiken in Schulklassen* gezeigt, dass "Ansteckungseffekte" zwischen nebeneinandersitzenden Schülern mehr als die Hälfte der Varianz erklären, und dass verschiedene Klassen mit zunehmender Dauer der kollokalen Interaktion immer deutlicher einen für sie spezifischen Stil und Umfang kollektiver Unehrlichkeit stabilisieren (vgl. Burton 1976: 182).

Auch die spektakulären Ergebnisse des viel diskutierten *Milgram-Experiments* fügen sich zu einem konsistenten Bild zusammen, wenn man davon ausgeht, dass das kollokale Umfeld, in das die Versuchsperson eingebettet wird, mehr als irgendein anderer Faktor ihre Neigung zum Austeilen schmerzhafter Elektroschocks erklärt:

- 1) Die Konformität mit den Weisungen des Versuchsleiters nahm schlagartig ab, wenn dieser den Experimentierraum verliess (Milgram 1974: 80).
- 2) Bei Mitwesenheit anderer ungehorsamer Probanden zeigten Versuchspersonen eine deutliche Neigung, den Weisungen des Versuchsleiters ebenfalls Widerstand zu leisten (Milgram, 1974:137ff.).
- 3) In der Masse, wie die Versuchsperson ihr Opfer sehen, auch hören und zusätzlich auch noch berühren konnte, nahm ihre Neigung, ihm Schmerz zuzufügen, deutlich ab, und die Rate der Verweigerungen um über 100% zu (Milgram 1974:51ff.).

Alle drei Befunde sind mit der Annahme kompatibel, dass die *Dominierung des kollokalen Umfeldes durch den Untersuchungsleiter* eine notwendige Bedingung darstellt, um Versuchspersonen zu einem im Widerspruch zu ihren internalisierten Moralnormen stehenden Gehorsamsverhalten zu motivieren: weil tief verwurzelte Aussensteuerungen (interpersonelle Sensibilitäten, Angst vor Verlegenheit, Scham etc.) die Führung übernehmen, die relativ unabhängig von Charakterstruktur oder aktuellen Stimmungslagen bei allen Menschen ähnliche Form und Intensität besitzen:

"Es gibt zunächst einmal eine Reihe von 'Bindungsfaktoren', die sie an die Situation ketten. Dazu gehören Faktoren wie ihre Höflichkeit, ihr Bestreben, das ursprüngliche Versprechen, dem Versuchsleiter zu helfen, wahrzumachen, und die Peinlichkeit des Ausscheidens." (Milgram 1974:23)

Allein schon die zusätzliche Präsenz einer moralisch handelnden Drittperson vermag diesem Zustand heteronomer Fremdenkung ("agency state") ein Ende zu bereiten: indem sie dazu beiträgt, in der Versuchsperson ihr eigenes idealisiertes Selbstbild zu reaktivieren und/oder von der Praktikabilität, ja Ehrenhaftigkeit des Widerstandleistens zu überzeugen (vgl. Milgram 1974: 137). Und in noch höherem Masse trägt die räumliche Nähe (=Wahrnehmbarkeit und kommunikative Erreichbarkeit des Opfers dazu bei, dass äussere Situationsbedingungen einerseits und internalisierte moralische Verhaltensnormen andererseits in dieselbe Richtung wirken und synergetisch eine massive Gehorsamsverweigerung induzieren.

Man wird hier unmittelbar an die vielfach bestätigte *militärsoziologische* Regularität erinnert, dass die Bereitschaft zum Schusswaffengebrauch in der Gefechtssituation erheblich stärker durch das Nahfeld der unmittelbaren Kampfkameraden als durch interne Persönlichkeitsdispositionen (Patriotismus, persönlicher Mut u.a.) oder alokale Sozialverhältnisse

(Armeeorganisation, nationale Kriegssituation u.a.) beeinflusst wird, und paradoxerweise gar in Motivationen durchaus altruistischer Art (z.B.: das Überleben seiner Kameraden zu sichern) seine Stütze findet (vgl. Little 1964; Lang, 1965: 869ff.)

Delinquenz- und Kampfhandlungen haben miteinander gemeinsam, dass es sich um ungewohnte, ja häufig singuläre, unwiederholbare Verhaltensweisen handelt, für die dem Individuum keine routinemässig habitualisierten Verfahrensmuster zur Verfügung stehen. Schon dieser Mangel an internalen Strukturierungen macht Individuen dazu geneigt, das eigene Handeln stärker am Verhalten unmittelbar Mitbewesender zu orientieren: ganz abgesehen von der attraktiven Chance, für ein Verhalten, für das im weiteren gesellschaftlichen Kreise keine Lorbeeren zu gewinnen sind, unverzügliche, psychisch überaus gratifizierende, Belohnungen zu ernten.

Die "Untreue" gegenüber eigenen, selbstreferentiell attribuierten Einstellungen und Intentionen fällt umso leichter, je weniger solche Dispositionen im Persönlichkeitssystem stabil verankert sind: bzw. je mehr die Orientierung am kollokalen Aussenfeld die Spezifikation des eigenen Handelns erleichtert, weil sie dazu verhilft, zwischen ambivalenten, widerstreitenden inneren Motiven eine klare Wahl zu treffen.

Unter diesem Gesichtspunkt fällt es nicht schwer, die in *mündlichen Interviews* so verbreiteten Effekte der "*social desirability*" als soziologisch verständliche, ja zwingende Korrelate einer kollokal dominierten (weil: intraindividuell meist unterdeterminierten) Handlungssituation zu betrachten, anstatt in ihnen bloss lästige, durch allerhand Tricks zu überwindende Störfaktoren der Surveytechnik zu sehen. Vor allem wenn der Befragte beim Blick nach innen feststellt, dass die ihm zugemuteten dezidierten Meinungen und Einstellungen nur in unzureichendem Masse ausgebildet und verfestigt sind, wird er - den Blick nach aussen wendend - als nächste Orientierungsquelle die Person des Interviewers vorfinden, an dessen nonverbal ausgedrückte (bzw. bloss hypothetisch unterstellte) Erwartungen er sich leicht adaptiert. Und da man den Interviewer meist nicht näher kennt, neigen Befragte dazu, ihm relativ durchschnittliche, innerhalb seiner Geschlechts- und Alterskategorie modale Erwartungen zu attribuieren, und ihre eigenen Antworten dementsprechend in Richtung höherer Konformität mit gesellschaftlich etablierten Normalerwartungen zu modifizieren. Entsprechend findet man dann, dass dieselben Interviewfragen mündlich viel konformistischer als schriftliche beantwortet werden (vgl. Friedrich 1970:39), und dass "Tabu-Fragen" überhaupt nur im translokalen Sozialverhältnis, wie es durch schriftliche Befragungen ermöglicht wird, adäquat funktionieren (vgl. Noelle-Neumann 1963:162).

In analogem Sinne sind kollokale Konformitätseinflüsse auch in jenen vielfältigen Alltagssituationen wirksam, wo Individuen unerwarteten überraschenden Einzelereignissen gegenüberstehen und genötigt sind, ohne Zeitverzug auf spezifische (vielleicht: öffentlich-verbindliche) Weise darauf zu reagieren. Wenn Passanten beispielsweise an einem Sammeltopf der Heilsarmee vorbeigehen, scheint ihre Bereitschaft zum Spenden stark erhöht zu sein, wenn sie unmittelbar vor ihnen einen andern Spender beim Münzeinwurf beobachten können (vgl. Bryan/Test 1967:400ff.). Angesichts des Fehlens interaktiver Verknüpfung wäre es hier naheliegend, dieses Phänomen einer rein *kognitiven*, orientierenden Funktion des kollokalen Feldes zuzuschreiben: EGO erkennt am Verhalten von ALTER, dass Spenden eine praktikable, mit der Rolle des "unbehinderten Passanten" kompatible Handlung darstellt, bei der man beispielsweise keine öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht und auch nicht gezwungen ist, sich einem religiösen Bekehrungsversuch zu unterziehen. Nach Ansicht der Autoren muss hier aber dennoch mit einem tieferreichenden, normativen Einfluss gerechnet werden: indem ALTER dazu beiträgt, in EGO ein latent gesetztes positives Selbstbild ("im Grunde bin ich ein hilfsbereiter Mensch") zu aktivieren, und mittels dieser Selbstattribution zur Geldspende zu motivieren (Bryan/Test, 1967:406).

Ebenso sind gesellige Verhaltensweisen wie z.B. *Lachreaktionen auf Witze* dadurch gekennzeichnet, dass sie - sofern man die Pointe nicht schon kennt - auf einen unvorhergesehenen Stimulus hin erfolgen und keinerlei Zeitaufschub (für abwägende Beurteilungs-

prozesse) dulden. So kann das experimentelle Ergebnis nicht überraschen, dass Individuen, die sich als Teilnehmer einer kollokalen Gruppe sehen, geneigt sind, bei Scherzgeschichten unterschiedlichster Qualität in das Gelächter der (vermuteten) übrigen Gruppenmitglieder einzustimmen, während sie im einsamen Zustand offensichtlich viel weniger daran gehindert sind, ihre Reaktion mit der "Güte" des Witzes in Einklang zu halten (vgl. Losanchik/Lightstone, 1974:153ff.) Die Tatsache, dass Mitbewesende nicht nur EGOs Lachreaktion, sondern auch sein (von niemandem registriertes) Privat Urteil über die Qualität von Witzen beeinflussen, deutet darauf hin, dass das kollokale Feld in diesem Falle nicht nur als Kraftzentrum konformistischer Verhaltensanpassung, sondern auch als Quelle kognitiver und evaluativer Orientierungen fungiert (Losanchuk/Lightstone 1974: passim).

Unabhängig davon, ob sich das Individuum nur in kognitiver oder auch in adaptiver Hinsicht vom sozialen Kollokalfeld beeinflussen lässt, wird es dennoch mit einem guten (vielleicht: dem "besseren") Teil seiner selbst ausserhalb dieses Feldes verbleiben: sofern es ihm nur gelingt, seine personale Identität und Handlungsautonomie an Niveaus festzumachen, die sich dem Zugriff interreferentieller Steuerungen entziehen. Denn die Reichweite des kollokalen Feldes bleibt eingeschränkt

- a) auf Handlungen, die sinnlich wahrnehmbare Komponenten motorischen Verhaltens aufweisen und deshalb - im Prinzip unabhängig von ihren "Handlungscharakter" - als manifeste Ereignisse in den objektiven Kausalzusammenhang der physischen Umwelt eingebettet sind. Deshalb kann jeder Teilnehmer zumindest seine innerpsychischen Erlebnis-inhalte und reflexiven Operationen im unangreifbaren "Privatbesitz" halten: sofern sie nicht in unwillkürlichen Regungen gestisch-mimischer Art erkennbar werden. Ebenso sieht er sich auch mit den meisten seiner "Unterlassungshandlungen" allein gelassen: weil nur er wissen kann, dass sein momentanes Schweigen das Unterdrücken einer ganz bestimmten Bemerkung "bedeutet", oder dass das Faktum, dass er nach wie vor anwesend ist, auf dem inneren Entschluss zur Aufschiebung seines Wegganges beruht (vgl. Geser 1986: 656 ff.).
- b) auf "atomare" oder "molekulare" Einzelhandlungen, die während der Zeitperiode des Zusammenseins ihren Anfangspunkt und ihren Endpunkt haben und deshalb für die Beobachter als klar konturierte Ereignisabläufe erkennbar werden, die dem "aktuellen Verstehen" (im Sinne von Weber, 1972:3f.) zugänglich sind. Weiterhin "unsozialisiert" bleiben all die weitgespannteren "Molarhandlungen" und makroskopischen Handlungsentwürfe, von denen in der Kollokalsituation nur einzelne Bruchstücke (bzw. Teilschritte) sichtbar werden: sofern diese Teilhandlungen mit der Gesamthandlung in keinem eindeutig determinierten Zusammenhange stehen (vgl. 3.4)

Auf Grund dieser Beschränkungen ist auch leicht ersichtlich, warum Kollokalität häufig in störender, ja paralyisierender Weise auf den Vollzug komplexerer Makrohandlungen einwirken kann: weil sich die Teilnehmer gezwungen sehen, ihre Aufmerksamkeit allzu ausschliesslich auf jene äusserlich sichtbaren Einzelhandlungen zu konzentrieren, die nach "dramaturgischen Gesichtspunkten" ausgestaltet werden müssen, um bei allen Beteiligten angemessene Wahrnehmungen und Bewertungen zu erzeugen:

"Ebenso kann es den Inhabern von Dienstleistungsgeschäften schwerfallen, das, was wirklich für den Kunden geschieht, wirkungsvoll vor Augen zu führen, weil der Kunde die laufenden Kosten der Dienstleistung nicht 'sehen' kann. Leichenbestatter müssen deshalb sehr viel für ihre sichtbare Leistung - einen Sarg, der in einen Sarkophag verwandelt wird - verlangen, weil zahlreiche andere Unkosten bei der Durchführung einer Beerdigung nicht sichtbar gemacht werden können. Wie Sartre schreibt: 'der aufmerksame Schüler, der aufmerksam sein will, den Blick an den Lehrer geheftet, die Ohren weit aufgetan, erschöpft sich damit, den Aufmerksamen zu spielen, derart, dass er schliesslich gar nichts mehr hört'. So findet sich der Einzelne häufig im Widerstreit zwischen Ausdruck und Han-

deln. Gerade diejenigen, die genügend Zeit und Talent haben, eine Aufgabe gut zu erfüllen, haben manchmal deswegen weder die Zeit noch das Talent, andern vorzuführen, wie gut sie sie erfüllen (Goffman 1983:32/33).

Indem das Handlungsgeschehen vom offenen kollokalen Raum in eine von Fremdwahrnehmungen abgeschirmte "Hinterbühne" verlagert wird, werden die Einzelhandlungen von derartigen kommunikativen Begleitfunktionen entlastet, und es wird ein wohltuender Freiraum geschaffen, der wahlweise dazu benutzt werden kann, um sich dafür stärker von den objektiven Sachgesetzmäßigkeiten der zu bewältigenden Aufgabe oder von zwanglosen subjektiven Motivationen und Gewohnheiten leiten zu lassen (vgl. Goffman 1983: 99ff.).

3) Emotiv

Abgesehen von der kognitiven Orientierungs- und der normativen Adaptionsebene scheinen kollokale Individuen auch auf einem dritten, noch weitaus fundamentaleren Niveau Wechselwirkungen aufeinander auszuüben: in Form von Einflüssen, die in unspezifischer Weise die psychische Aufmerksamkeits- und Motivationsstruktur betreffen und sich der Selbstkontrolle der Beteiligten weitgehend entziehen.

Diese *emotive* Wirkungsebene wird in sozialpsychologischen Experimenten in dem vielfältig bestätigten Ergebnis sichtbar, dass Individuen auf die Nähe anderer Personen mit Symptomen generalisierter physiologischer Stimulierung reagieren: Erscheinungen, die zwar auch bei der Annäherung an anorganische Gegenstände auftreten, im Falle menschlicher Individuen sich aber viel intensiver und regelmässiger manifestieren. Diese soziogene Zusatzerregung wird im allgemeinen verstärkt, wenn die Annäherung frontal (anstatt seitlich) erfolgt, oder durch eine Person des jeweils anderen Geschlechts verursacht wird (vgl. McBride/King/James 1965).

Angesichts der hohen Unspezifität der Reaktion lassen sich auch deren psychische und sozialen Funktionen nur unscharf identifizieren: Einerseits lassen sie sich als "Stresssymptome" deuten, die Verhaltensweisen der Abwehr oder Flucht im Gefolge haben; andererseits aber auch als Präadaptation an die nachfolgende interaktive Begegnung, in der es nützlich ist, dem Partner (der ja immer als Quelle unvorhersehbarer Äusserungen und Verhaltensweisen in Rechnung gestellt werden muss) mit möglichst viel wacher Aufmerksamkeit und stimulierter Reaktionsbereitschaft gegenüberzutreten.

In diesem letzteren Sinne hat *Erving Goffman* auf das ubiquitäre Phänomen des sog. "Interaktionstonus" hingewiesen: d.h. auf jene einerseits normativ erforderliche, andererseits aber in hohem Mass spontan erzeugte Form psychischer Aktivierung, die dazu verhilft, mit den doppelten Kontingenzen und Turbulenzen typischer Kollokalinteraktionen fertigzuwerden:

"In der amerikanischen Gesellschaft scheint an den Menschen die Erwartung gestellt zu werden, er habe seinem Körper eine Art Disziplin und Spannkraft abzufordern, die bekundet, dass er stets über die Fähigkeit verfüge, in eine direkte Interaktion, so die Situation sich ergibt, einzutreten. Häufig wird diese Art kontrollierter Wachheit in der Situation ein Unterdrücken und Verbergen vieler Fähigkeiten und Rollen bedeuten, die der Einzelne in anderer Umgebung zu entfalten durchaus in der Lage wäre. Was auch seine sonstigen Interessen sein mögen und ganz gleich, wie seine situierten Interessen aussehen, der einzelne muss 'ins Spiel kommen' und 'im Spiel bleiben'. Kurz... eine Art 'Interaktionstonus' muss aufrechterhalten werden." (Goffman 1971:35f)

Durch Mobilisierung zusätzlicher Motivationspotentiale gewinnt EGO einerseits in erhöhtem Masse "freie Valenzen", die es in den fluiden Interaktionsstrom mit ALTER "investieren" kann; und andererseits sichert es sich die erforderliche Reflexions- und Reaktionsbereitschaft, um auf unvorhergesehene Handlungen und Kommunikationen ALTERS ohne Zeitverzug adäquat zu reagieren und im eigendynamischen, irreversibel voranfliessenden Interaktionsprozess strategisch und taktisch optimal zu handeln.

Häufig aber überwiegt die Tendenz, dass die vom kollokalen Feld her aktivierten Zusatzpotentiale individuellen Erlebens und Handelns durch dieses selbe Feld auch wieder gebunden werden. So steckt eine erhebliche Wahrheit in Goffmans bekannter Aussage, dass "*wir Individuen in erster Linie sozialen Begegnungen angehören*" (Goffman, 1971: 145): weil wir ausgerechnet in den mikroskopischen Kollokalgruppen erfahren müssen, dass die heteronome Determinationskraft des Sozialen tief und unbezwinglich in uns eindringt, während unsere organisationellen Mitgliedschaften oder gesamtgesellschaftlichen Statuspositionen etwas vergleichsweise Äusserliches darstellen, zu dem wir in variabler, relativ autonom bestimmter Weise Stellung beziehen können.

Die Eigenschaft kollokaler Felder, Individuen in inhaltlich fast beliebiger Hinsicht responsiver und zum Ausführen verschiedenster Verhaltensweisen disponibler zu machen, ist unter dem Konzept der "social facilitation" (Zajonc 1965) zu einem fruchtbaren Bestandteil der neueren sozialpsychologischen Theoriebildung geworden (vgl. auch Lück 1969; Bond/Titus 1983). Mit oder ohne theoretische Reflexion dieses eigenartigen Phänomens verlässt sich jeder empirische Sozialwissenschaftler auf "social facilitation", wenn er beschliesst, trotz der vergleichsweise viel höheren Kosten *mündliche Interviews* anstatt schriftliche Befragungen durchzuführen: in der durchgängig richtigen Antizipation, dadurch eine viel geringere Verweigerungsquote zu erzielen.

Tatsächlich zeigen einschlägige Untersuchungen, dass es den in der Privatwohnung aufkreuzenden Interviewers meist sehr leicht gelingt, Informanten verschiedenster Art zur Beantwortung verschiedenster Fragen zu bewegen: während die Beteiligung an schriftlichen Surveys viel stärker davon abhängt, ob der Fragebogen ein zentrales (z.B. berufliches) Interessengebiet des Befragten trifft, oder ob er durch überzeugende formale Gliederung zum Ausfüllen motiviert (vgl. Wieken 1974:147ff.).

Mittels kollokaler Einbindungen scheint es also möglich, fast beliebige Verschiedenheiten in der Intensität und inhaltlichen Richtung individueller Motivationen und Interessen durch eine sachlich, zeitlich und interpersonell gleicherweise generalisierte "soziale Teilnahme-motivation schlechthin" zu überlagern.

Vom selben Mechanismus macht man in praktisch allen der *Sozialisation* und *pädagogischen Unterrichtung* dienenden Sozialsystemen Gebrauch, in denen das kollokale Beisammensein von Schülern und Lehrern (bzw. der Schüler untereinander) nicht nur rein technisch das Übermitteln der *Lerninhalte* erleichtert, sondern auch für die Aufrechterhaltung der *Lernmotivation* ein unverzichtbares Erfordernis bildet (vgl. Luhmann/Schorr, 1979). Und ähnliche Begründungen schweben wohl jenen Firmenleitern vor, die der durch die moderne Mikroelektronik erstmals ermöglichten "Telearbeit" deshalb reserviert gegenüberstehen, weil sie mit dem Wegfall der räumlichen Einbindung in den Betrieb ein generelles Absinken der Arbeitsmoral verbunden sehen (vgl. z.B. Jäger/Bieri/Dürrenberger 1987).

Bedenkenswert ist allerdings Zajoncs Hypothese, dass sich die "produktive" Wirkung der social facilitation einseitig nur auf relativ einfache, ja routinehaft standardisierte Verhaltensweisen erstreckt, während komplexere Handlungen im Gegenteil eher einer "social inhibition" unterliegen und deshalb nur im Zustand individueller Einsamkeit zur vollen Entfaltung gelangen (vgl. Zajonc 1965). Tatsächlich lässt sich hier argumentieren, dass die Spielräume für die autonome Handlungsgestaltung eher abnehmen, insofern mit dem räumlichen Beisammensein rein physische Behelligungen verbunden sind (vgl. Kap. 5) und weil bei jedem Handlungsschritt die kommunikativen Implikationen der einzelnen Verhaltenskundgaben mitberücksichtigt werden müssen (vgl. 3.4).

So lässt sich "social facilitation" am besten zur Intensivierung und/oder Frequenzvermehrung jener Verhaltensweisen anwenden, die keines besonderen Aufwands an individueller Spezifikation und Koordination bedürfen, weil sie (wie z.B. Lachen, Klatschen, Skandieren) eine sehr einfache motorische Struktur aufweisen oder (wie z.B. rhythmische Arbeitsbewegungen von Feldarbeitern etc.) den Charakter verselbständigter "Subroutinen" besitzen, die vom Individuum nach Belieben und ohne Beanspruchung besonderer Auf-

merksamkeit reaktiviert und deaktiviert werden können. So ergibt sich im idealtypischen Grenzfall die „mobilisierte Masse“ im Sinne einer segmentären Aggregation vieler Einzeller, deren gemeinsame Erregung in gemeinsam vollzogenen Verhaltenssequenzen äusserst elementarer Art ihren Ausdruck findet.

Umgekehrt sind Individuen beim Bewältigen komplexer, ungewohnter, singulärer und besonders auch innovativer Aufgaben am meisten genötigt, zumindest phasenweise als „geschlossene Systeme“ zu funktionieren, die sich primär um die Synthese internal evozierbarer Orientierungen (z.B. auf der Basis von Erfahrung, Intuition, Erinnerung und logischem Denken u.a.) bemühen und sich während dieser Zeit nach aussen hin inkommunikativ und störungssensibel verhalten.

VI

Die verhaltensdeterminierende Kraft kollokaler Sozialfelder wird sekundär noch dadurch verstärkt, dass sie im subjektiven Selbstverständnis der beteiligten Akteure und insbesondere auch der unbeteiligten Dritten anerkannt wird und in deren Attributionsprozessen Berücksichtigung findet. So hat insbesondere Goffman eindrücklich darauf hingewiesen, dass dasselbe manifeste Individualverhalten völlig gegensätzlichen kausalen Zurechnungen unterliegt: je nachdem, ob der Handelnde allein ist oder sich in einem kollokalen "Miteinander" befindet. Wenn ein Individuum im Zustand des Alleinseins gewisse Verhaltensweisen vollzieht, wird es - falls es trotzdem beobachtet wird - im allgemeinen eine *dispositionale* Zurechnung auf sich ziehen: so dass es acht geben muss, nicht durch unkontrollierte Selbstgespräche, unkonventionelle Gesten u.a. den Verdacht geistiger Abnormalität oder durch ausgiebiges Dösen das Urteil mangelnder Tüchtigkeit zu evozieren. Entsprechend gehört es zu den Erschwernissen im Leben der "Singles", dass praktisch all ihre Handlungen und Ausdruckskundgaben als Symptome ihrer persönlichen Charaktereigenschaften, Motive, Qualifikationen, Stimmungen u.a. aufgefasst werden und sie ständig Gefahr laufen, auf Grund zufälliger, unkontrollierter, unrepräsentativer Einzelhandlungen auf unerwünschte, ungünstige Weise typifiziert, ja stigmatisiert zu werden.

Im Unterschied dazu bietet die Einbettung in kollokale Gruppen allen Beteiligten eine grosse Entlastung von derartigen Selbstdarstellungszwängen: weil ihr Verhalten in den Augen Dritter primär nicht als Ausdruck ihrer Person, sondern als Korrelat einer Gruppensituation gewertet wird: so dass sie sich risikolos in ungezwungenen, ja selbst absonderlichen Handlungsweisen tummeln können, ohne sich das Odium mangelnder Selbstkontrolle, psychischer Krankheit oder intendierter Nonkonformität zuzuziehen:

"Einzelne sind noch in anderer Hinsicht als bloss in Bezug auf Kontakte relativ unabgeschirmt: ein possenhaftes oder fragwürdiges Benehmen wird bei ihnen strenger beurteilt als bei Mitgliedern eines Miteinanders. Angesichts der Mitglieder eines Miteinanders wird offensichtlich davon ausgegangen, dass die Possen, die jemand unter diesen Umständen macht, kein Zeichen für extrem abweichendes Verhalten sind. Deshalb sind Einzelne in stärkerem Masse als in Begleitung befindliche Personen darum bemüht, legitime Absichten und einen legitimen Charakter zu demonstrieren, das heisst leicht interpretierbare geeignete Fakten über sich zur Verfügung zu stellen, die bei ihrem Anblick sofort wahrgenommen werden können" (Goffman 1974:46).

Schäkernde Paare, fluchende Arbeitsteams, johlende Schulklassen, dröhnende Stammtischrunden, hingerissen applaudierende Theaterzuschauer und vom Proteststurm erfasste Volksmassen teilen miteinander die Eigenschaft, sich beobachtenden Dritten als klar umgrenzte physische Aggregate darzubieten und als integrierte soziale Gesamtheiten hypostasiert zu werden, denen die Kraft zugeschrieben wird, das Verhalten ihrer individuellen Teilnehmer (in meist nivellierender Richtung) zu determinieren. Wann immer Indivi-

duen bestrebt sind, ihr Verhalten von Konnotationen der Selbstdarstellung zu entlasten, müssen sie sich zu derartigen scharf konturierten "Miteinanders" aggregieren, um eine kollektive (anstatt intraindividuelle) Bedingtheit ihres Verhaltens plausibel erscheinen zu lassen.

Ganz analoge Attributionsunterschiede ergeben sich auch innerhalb der Interaktionssysteme selbst: je nachdem, ob die Partner sich im kollokalen oder im translokalen Verhältnis zueinander befinden. Wenn EGO und ALTER einander in ihren aktuellen Handlungsvollzügen und wechselseitigen Reaktionen unmittelbar beobachten können, werden situative Handlungszurechnungen stark erleichtert: weil jeder Partner sehen kann, unter welchen Umweltbedingungen (z.B. örtlicher Rahmen, verfügbare Zeit, Anwesenheit Dritter usw.) der Andere handelt: und vielleicht auch nicht ignoriert, dass er selber für den Anderen einen Teil der aktuellen Umwelt bildet.

Wenn sich EGO und ALTER über zeitlich-räumliche Distanzen hinweg verständigen und deshalb nur die *Ergebnisse* ihres Handelns (z.B. geschriebene Briefe, gekaufte Geschenke etc.) anstatt die Handlungsabläufe selbst in den Kommunikationsprozess einfließen lassen können, bleiben auch die partikulären situativen Umstände im Dunkeln, die für genau dieses Handlungsergebnis verantwortlich waren, und man wird dazu neigen, sie eher als Ausdruckskundgaben innerer Persönlichkeitsmerkmale des Akteurs zu interpretieren (vgl. dazu z.B. Wyer 1981:359ff.; Morre/Sherrod/Liu/Underwood 1979: 553ff.). Denn es sind diese intrapersonellen Merkmale, die aus der Summe vergangener Interaktionen als Invarianzen herausdestilliert werden können, während "Situationen" immer den Charakter partikulär-unwiederholbarer Konstellationen an sich tragen und deshalb nicht über den Wandel von Zeit und Raum hinweg generalisiert werden können, (vgl. Markowitz 1979: 178ff.).

Translokale, noch mehr aber alokale Sozialverhältnisse sind immer relativ stark *dekontextualisiert*: reduziert auf ein perspektivenfreies Typenbild des fernen Partners, sowie auf eine Skelettstruktur rein interpersoneller Relationen, die unabhängig von den Zufälligkeiten je spezifischer Situationsbedingungen Geltung haben.

Genau wie man sich ein perspektivenfreies Vorstellungsbild von physischen Objekten dadurch erwirbt, dass man möglichst divergente perspektivische Wahrnehmungen in eine "apperzeptive Synthesis" (Husserl) bringt, so wird der Erwerb personaler Typifikationen wahrscheinlich erleichtert, wenn man einen Partner in möglichst unterschiedlichen kollokalen Situationen erlebt, und die Konstruktion adäquater Kollektivtypifikationen wird begünstigt, wenn man mit möglichst verschiedenartigen Repräsentanten solcher Gruppen interagiert.

Oder umgekehrt formuliert: Je einförmiger, standardisierter die kollokale Situation, desto schwieriger ist es, die dort konstituierte Beziehung auch unter translokalen oder alokalen Bedingungen aufrechtzuerhalten: weil man damit rechnen muss, dass alle erlebten Eindrücke vom Interaktionspartner und seinem Verhalten stark von dieser einen Situation geprägt sind und es deshalb unmöglich ist, daraus induktive Schlussfolgerungen auf den "Partner an sich" oder "die Beziehung an sich" zu ziehen. Vielleicht sind aus diesem Grunde viele Industriearbeiter oft ausserstande, ihre auf routinisierte betrieblicher Kooperation (z.B. am Fließband) konstituierten Kollokalbeziehungen zu Freundschaftsverhältnissen zu generalisieren (vgl. z.B. Blauner 1964: 109ff.).

VII

Wer in Gegenwart Anderer konsequent nur darauf ausgeht, sich selbst möglichst "authentisch" darzustellen und seinen Charakterdispositionen, psychischen Erlebniszuständen und Zielintentionen kompromisslos Ausdruck zu verleihen, läuft angesichts der dichten und grossenteils unkontrollierbaren Wechselwirkungen Gefahr, sich einerseits allzu rigide

und "unresponsiv" zu verhalten, und sich andererseits eine prinzipiell unlösbare Aufgabe zu stellen:

- 1) Auf der Ebene *physisch-kausaler Bewirkungen* entstehen mannigfache unbeabsichtigte Ereignisse, die EGO (wie z.B. unangenehme Geruchsimmissionen, unabsichtliches Auf-die Füße-treten) lieber nicht als echte Ausdruckskundgaben seiner Persönlichkeit attribuiert sehen möchte, sondern eher als untypisch-zufällige Einzelereignisse, von denen er sich leicht distanzieren kann: indem er z.B. behauptet, sie seien Momenten innerer Abwesenheit, Zerstreuung, temporärer Unachtsamkeit etc. zuzuschreiben.
- 2) Auf dem Niveau des *symbolisch-kommunikativen Ausdrucks* sieht sich EGO vor der Situation, dass er auf Grund seiner Körpererscheinung, seiner Mimik und Gestik etc. zwangsläufig einen dauernden breiten Strom von Ausdruckskundgaben von sich gibt: ohne sie im einzelnen zu überblicken oder gar zu wissen, wie andere sie deuten und darauf reagieren. Müsste EGO damit rechnen, dass ihm all diese wahrgenommenen (und ergo kommunikativ wirksamen) Äusserungen als genuine Manifestationen seiner Person zugerechnet würden, würde er einerseits einen ungeheuren Disziplinierungsdruck, noch stärker aber ein Gefühl hilflosen Ausgeliefertseins verspüren: beides starke Motive, um sich aus kollokalen Situationen schleunigst zu entfernen.
- 3) Auf *physischer* wie auf *kommunikativer* Ebene müssen Teilnehmer an kollokalen Interaktionen dazu disponiert sein, Verhaltensergebnisse und Sinnproduktionen hinzunehmen, die aus ihren Wechselwirkungen emergieren, ohne dass individuell zurechenbare Einzelbestandteile identifiziert werden können. Diese Tendenz wird durch die oben erwähnte Neigung Dritter noch gestützt, die im kollokalen System erzeugten Verhaltensweisen "situativ" (d.h. dem Interaktionszusammenhang als Ganzem) zuzurechnen (vgl. VI)

So entsteht bei EGO ein starkes Interesse, sowohl das *Fremdbild*, das andere von ihm haben, wie auch das *Selbstbild*, das er von sich selber hat, gegenüber solch unkontrollierbar-variablen Einflüssen zu immunisieren. Denn wenn die Hypothese von *Bem* zutrifft, dass Individuen ihr Selbstbild durch Beobachtung ihres eigenen Handelns gewinnen (vgl. Bem 1967), so ist nicht nur die Konsistenz der äusseren Selbstdarstellung, sondern auch die Aufrechterhaltung einer stabilen Eigenidentität bedroht, wenn das Individuum im "fremdbestimmten" Raum kollokaler Wechselwirkungen operiert.

Um "Person" und "Verhalten" hinlänglich voneinander zu dissoziieren, muss EGO also sowohl sich selbst wie andere glauben machen, dass es nicht mit dem Vollengagement all seiner Motivationen und Fähigkeiten, sondern nur mit einem abgespaltenen, ja eher untypischen und gleichgültig-trivialen Teil seiner Persönlichkeit daran partizipiert.

Einen ex post wirksamen Dissoziationsmechanismus dieser Art kann man bei sog. "*Entschuldigungen*" finden, wie sie (als "korrektive Rituale") zur Restituierung sozialer Harmonie nach irgendwelchen "Versehen" ausgesprochen werden. Der Akteur übernimmt dabei zwar einerseits die Verantwortung für sein Handeln, usurpiert dabei aber die Position eines "besseren", "echteren" Ich, um das Ich, das vorher falsch gehandelt hat, in Distanz zu rücken und als um authentisch oder uncharakteristisch ("ich habe mich geirrt", "ich habe die Kontrolle über mich verloren") zu disqualifizieren:

"Eine Entschuldigung ist eine Geste, durch die ein Individuum sich in zwei Teile spaltet, in einen Teil, der sich eines Vergehens schuldig gemacht hat, und in einen Teil, der sich vom Delikt distanziert und die Anerkennung der verletzten Regel bestätigt." (Goffman, 1974:161-162).

Im Gegensatz zu dieser *diachronen* Ich-Differenzierung ist im Falle von *Rollendistanz* ein *simultanes* Doppelspiel charakteristisch, das dazu dient, aktuell vollzogene Handlungssequenzen von intrinsischen Ausdruckskonnotationen über die handelnde Person zu entlas-

ten: Das herangewachsene Kind auf dem Karussell, der alternde ewige Student im Prüfungszimmer, der weit erfahrenere Untergebene gegenüber dem blutjungen Chef - sie alle pflegen die mit ihrer primären Rolle verbundenen Handlungssequenzen makellos zu erfüllen, gleichzeitig aber durch einen sekundären Strom distanzierend-relativierender Kundgaben mitzuteilen, dass sie das Rollenhandeln nicht als Ausdruck ihrer "wahren Identität" (bzw. nicht als die von ihnen bevorzugte Weise sozialer Selbstdarstellung) verstanden wissen möchten.

Wann immer eine Person durch offensichtliches "Flachsen" und clownesk-unernstes Benehmen signalisiert, dass sie sich momentan von Pflichten verbindlicher Selbstdarstellung distanziert hat und sich "ausserhalb" ihrer normalen Identität befindet, wird sie im kollokalen Umfeld als besonders zugänglich angesehen:

"In unserer Gesellschaft nehmen sich (falls sie es nicht bekommen) jene Menschen das Recht, sich jemandem zu nähern oder dessen Annäherung zuzulassen, die sich eine Zeitlang ausserhalb ihrer Rolle befinden. Hier ist die Freiheit, unangemessenen Kontakt aufzunehmen, nur Teil jenes Syndroms von Freiheit, das einhergeht mit Anonymität, und zwar in dem Sinne, dass ein Mensch, der ein fremdes Ich sich projiziert, nicht verantwortlich ist für das Wohlverhalten dieses Ichs." (Goffman, 1971: 126)

Zu den Risiken kollokalen Interagierens gehört die Gefahr, dass Individuen im Zuge solcher Selbstentäusserungen zu Handlungen genötigt werden, die - obwohl durch intraindividuelle Motivationen und Intentionen unzureichend abgestützt - nachher als verbindliche Äusserungen der Person zugerechnet werden: z.B. wenn man sie durch Überzeugungsarbeit dahin bringt, folgenschwere Kaufverträge zu unterzeichnen oder in Gegenwart Dritter behaftbare Versprechungen abzugeben.

Andererseits liegt die immense Funktionalität von *Verhandlungsverfahren* darin begründet, dass diese Effekte auch zur Aufweichung verhärteter Konfliktfronten und zur Erzielung von Kompromisslösungen mobilisiert werden können: indem man die Teilnehmer dazu nötigt, kollokal induzierte Verständigungs- und Kooperationsangebote als verbindliche, irreversible Modifikationen ihrer "Interessenstandpunkte" zu akzeptieren.

Die im Medium der Kollokalität vorangetriebene *Verselbständigung der Verhaltensebene* impliziert häufig auch, dass Handlungen nicht nur vom Persönlichkeitssystem, sondern auch von der sozialen Statuskonfiguration eines Akteurs weitgehend losgekoppelt werden: weil im dichten Interdependenzfeld häufig sehr schwerwiegende Störungen und völlig unbeabsichtigte Nebenfolgen auftreten, wenn jeder Teilnehmer ohne Anpassungsbereitschaft auf der vollen Ausschöpfung der ihm statusmässig zustehenden Privilegien, Kontrollkompetenzen, Gehorsamspflichten usw. insistiert.

So besteht laut Goffman in *medizinischen Operationsteams* ein starker Druck, dass der vorgesetzte Chefchirurg im Interesse der Erhaltung der Gruppensolidarität und -motivation partiell auf die Ausübung seiner formellen Überwachungs- und Sanktionskompetenz verzichtet: weil scharfe Zurechtweisungen unmittelbar begangener Fehler kumulative Verärgstigungen und emotionale Gegenreaktionen erzeugen würden, die mit der Aufrechterhaltung flexibler, speditiver Kooperation unvereinbar wären:

"Tatsächlich können wir erwarten, dass der Vorgesetzte umso informeller und freundlicher wird, je mehr vom Untergebenen an Subtilität, Geschick und reiner Aufmerksamkeit verlangt wird. Wenn eine Person in einer Aufgabe so arbeiten soll, als wäre sie Teil einer anderen Person, in eine Rückkoppelung einbezogen, die man gewöhnlich in dieser Schnelligkeit nur für eigenes Handeln hat, dann muss hier offenbar eine positive Beziehung zu dem bestehen, der befiehlt, denn solche Kooperationswilligkeit kann viel leichter gewonnen als erzwungen werden" (Goffman, 1972:131).

Die Vermeidung sowohl personenbezogener wie auch statusbezogener Ausdruckskonnotationen im kollokalen Verhalten ist umso dringlicher, je mehr die Teilnehmer mangels bereits vorgängig etablierter Typifikationen darauf angewiesen sind, sich bei der Konstruktion von Personen- oder Statusbildern vom konkreten Verhalten des jeweiligen Aktors leiten zu lassen. Oder anders gesagt: EGO muss sich um Rollendistanz oder andere dissoziative Mechanismen nicht bemühen, wenn es sicher ist, dass seine Zuschauer bereits auf Grund früherer Interaktionserfahrungen ein so klares und verfestigtes Bild von ihm besitzen, dass sie sein jetziges Fehlverhalten nicht als Anlass für eine ihm unerwünschte Umetikettierung benutzen werden; oder wenn es in einer derart heteronom fixierten (z.B. formell standardisierten) Situation operiert, dass niemand auf die Idee kommt, ihn für sein Verhalten persönlich haftbar zu machen.

Daraus folgt beispielsweise, dass Phänomene der Selbstdezentrierung und "Rollendistanzierung" einerseits in Kreisen sehr autonom agierender Personen (z.B. Eliten) und andererseits in relativ neuartig-einmaligen Begegnungssituationen sowie notorisch "unternormierten" Rollenverhältnissen (z.B. beim Bewältigen unstrukturierter, komplexer Einzelaufgaben) ihre maximale Ausprägung finden (vgl. Goffman 1972: 75ff.).

IIX

Aus dem inversen Verhältnis zwischen Kollokalität und dem Bedarf an internalen Repräsentationen kann man die weitere wichtige Schlussfolgerung ziehen, dass die Leistungseigenschaften des psychischen Persönlichkeitssystems darüber entscheiden, inwiefern ein Individuum in der Lage ist, zu entfernten Partnern translokale oder alokale Beziehungen aufrechtzuerhalten oder sich auf referentielle Weise (anstatt via konkrete Nahinteraktionen) in ein Gruppenkollektiv zu integrieren.

So mögen selbst *höhere Tiere* nur beschränkt in der Lage sein, von partikulären Artgenossen individualspezifische Vorstellungen zu generieren und während deren Abwesenheit nach Belieben zu reaktivieren. Und die Fähigkeit zur internalen Repräsentation von Beziehungen und von Kollektiven scheint selbst den höchsten Primatengattungen zu fehlen, weil sie ausserstande sind, die dazu notwendigen symbolischen Typifikationen zu erzeugen und zu erlernen.

So ist die Tiersoziologie dazu disponiert, sich vorwiegend als Forschungsfeld kollokaler Wechselwirkungen und Interaktionen zu etablieren: nicht nur aus dem methodologischen Grund, dass Tiere über ihre Gedanken an Abwesende oder ihre kollektiven Identifikationen keine Auskunft zu geben vermögen, sondern auch aus dem substantiven Grund: dass es ausserhalb kollokaler Felder kein wesentliches Sozialverhalten gibt, bzw. dass sich das Individualverhalten meist aus den Kräften, die aktuell innerhalb solcher Kollokalfelder wirken, befriedigend erklärt (vgl. Lindesmith/Strauss/Denzin 1975: 75;87).

Und bei *menschlichen Individuen* ist zu beachten, dass jedes Kleinkind lebensnotwendig auf die kollokalen Beziehungen zur Mutter oder andern Bezugspersonen verwiesen ist, um seine primären sensomotorischen Fähigkeiten und sozialen Interaktionsweisen zu erlernen; und dass es erst in fortgeschrittenen ontogenetischen Reifestadien interne symbolische Vorstellungen ausbildet, die es nach Belieben aktivieren kann, um sich auf abwesende Personen oder umfassendere Gruppenkollektive zu beziehen und sich gegenüber dem sinnlichen Erlebnisfeld des Hier und Jetzt zu emanzipieren. Kleinere Kinder pflegen ihre Konstrukte von fremden Personen an äusserlichen Erscheinungsmerkmalen (Körpergrösse u.a.) oder äusseren Verhaltensweisen ("rangelt viel", "kann gut kämpfen") festzumachen, die die Sphäre des Wahrnehmbaren nicht viel überschreiten und deshalb auch kein grosses "implikatives Potential" enthalten, um von den kollokalen Erlebnisinhalten mit der Person auf deren Seinsweise und Tätigkeiten in absentiam zu schliessen.

Mit wachsendem Alter (und ganz besonders während der Adoleszenz) nimmt die Tendenz dramatisch zu, Personenkonstrukte in *psychologischen Kategorien* zu verankern: in Ei-

enschaften wie "Freundlichkeit", "Eitelkeit", "Ehrgeiz", "Schüchternheit" oder andere tief im psychischen System des Subjekts allozierten Dispositionen, die im konkreten äusseren Verhalten nur sehr vermittelt und selektiv zum Ausdruck kommen und deshalb den Bereich des empirisch Gegebenen weit transzendieren (vgl. Scarlett/Press/Crockett 1971; Little 1968; Duck 1973).

Diese Ausdifferenziertheit gegenüber der empirischen Wahrnehmungsbasis ist die Voraussetzung dafür, um auch zu *abwesenden Personen* ein (translokales oder alokales) Sozialverhältnis aufrechtzuerhalten: weil man bei Benutzung generalisierter Konstrukte viel mehr Schlussfolgerungen ziehen kann, wie eine ferne Person unter bestimmten situativen Bedingungen (z.B. wenn sie sich getrennt von mir fühlt oder meinen Brief an sie liest) erlebt und handelt, und welche Art von personaler Identität sie über alle situativen Wechselfälle hinweg aufrechterhält (vgl. Adams-Webber 1979:199).

Sozialisationstechnisch mag ein bestimmtes Oszillieren zwischen kollokalen und alokalen Phasen optimal sein, um die Fähigkeit zum selbstreferentiellen Umgang mit symbolischen Personen- und Sozialtypifikationen zu trainieren: z.B. indem das Verlangen nach der soeben weggegangenen Mutter das Kind dazu motiviert, ihre Realpräsenz durch eine imaginierte Virtualpräsenz zu ersetzen (Flavell 1963:62ff.); oder wenn die beruflich erzwungene Abwesenheit vom Geburtsort nostalgisch verklärte Vorstellungen von der "Heimat" oder dem "Elternhaus" induziert, die dazu motivieren, kulturelle Traditionen des Herkunftskontextes auch in der Fremde weiterzupflegen oder eine allfällige Remigration in Aussicht zu nehmen (vgl. Treinen 1965). Umgekehrt mag der unablässige Aufenthalt in denselben kollokalen Kontexten sehr wohl eine gewisse Atrophie derartiger referentieller Fähigkeiten bewirken und im Grenzfall jenen als "Diskulturation" bezeichneten Entdifferenzierungsprozess des Persönlichkeitssystems mit sich bringen, wie er sich in verschiedenen "totalen Institutionen" findet (vgl. Goffman 1973:24ff.).

Fünftes Kapitel

Prinzipien der Strukturbildung und sozialen Gesamtordnung kollokaler Systeme

5.1. Einleitung

Die klassische Grundfrage "Wie ist soziale Ordnung möglich?", kann keinesfalls unabhängig davon beantwortet werden, unter welchen räumlichen Bedingungen sich interpersonelle Verhältnisse und kollektive Systembildungen konstituieren. Zwar wird überall dasselbe Arsenal von strukturbildenden Mechanismen (Erwartungen, Normen, Rollen, Autorität, Führung, Sanktionierung u.a.) verwendet, um sowohl einzelnen interpersonellen Beziehungen als auch der Gesamtordnung eines Sozialsystems Gestalttypik, zeitliche Dauer, präzise Ausgrenzungen, spezifische Zweckinhalte u.a. zu verleihen.

Aber diese selben Mechanismen entfalten eine völlig unterschiedliche Funktionalität: je nachdem, ob ihnen als Hauptaufgabe zugewiesen ist, zwischen *räumlich getrennten* Individuen *alokale Referenzverhältnisse* oder *translokale Interaktionsbeziehungen* zu ermöglichen, oder zwischen *kollokalen*, vielleicht sogar unentrinnbar miteinander verkoppelten Personen einen "Modus Vivendi" zu stiften.

Im *alokalen* Fall müssen die Strukturmechanismen primär mit der Aufgabe befrachtet werden, soziale Verhältnisse überhaupt erst zu *konstituieren* und zu *perpetuieren*, die es ohne sie in keiner Weise gibt und die beim Aufhören ihrer Wirksamkeit wieder spurlos verschwinden. So müssen bekanntlich *physische Externalisierungen* (z.B. schriftliche Kodifikationen, Embleme, Repräsentativbauten u.a.) aktiviert werden, damit sich eine raumenthobene soziale Institution (z.B. Kirche) oder ethnische Gruppe (z.B. Judentum) bei ihren verstreuten Mitgliedern und Lokalgruppen überhaupt sinnlich wahrnehmbar repräsentiert (vgl. 4.3); und *psychische Internalisierungen* (z.B. Sozialisation von Normen, kollektiven Typifikationen, Ideologien u.a.) sind notwendig, damit ferne Emigranten ihre Identifikation mit ihrem Heimatland oder Diaspora-Protestanten ihre Referenzbeziehung zu ihrer Konfession nicht völlig verlieren (vgl. 4.4).

Im *translokalen* Fall erfüllen die Strukturmechanismen in erster Linie die *dispositive* Funktion: durch Vorgabe präziser Enkodierungs- und Dekodierungsregeln und durch Einsatz generalisierter Motivationsmedien (wie z.B. Liebe, Geld, Wahrheit, Macht) sicherzustellen, dass auch bei völligem Fehlen interpersoneller Wahrnehmung erfolgreiche Kommunikation und Interaktion stattfinden kann (vgl. 4.3). So müssen im Briefverkehr stehende Partner sowohl die exogenen Regelungen des konventionellen Sprachgebrauchs wie auch die endogenen, in ihren früheren Zusammenkünften fixierten Strukturparameter (über Form und Inhalt ihrer Sozialbeziehung) verstärkt in Anspruch nehmen, wenn sie Wert darauf legen, dass ihre Botschaften voraussehbar und adäquat dechiffriert und beantwortet werden.

Ausschliesslich im dritten, *kollokalen* Fall schliesslich besteht die Besonderheit, dass mancherlei interpersonelle Beziehungen auf Grund der physikalischen, physiologischen, sensomotorischen, psychischen und auch symbolisch-kommunikativen Wechselwirkungen der beteiligten Individuen bereits generiert sind, bevor selektive Strukturmechanismen wirksam geworden sind: bzw. sich leicht gegen derartige Mechanismen in oft elementar-unkontrollierbarer Weise durchsetzen können. Unter solchen Voraussetzungen kommt der sozialen Strukturbildung hauptsächlich die *regulative* Funktion zu, die "Rohmasse" derartiger Wechselwirkungen gewissen disziplinierenden Schranken zu unterwerfen und/oder derart auszudünnen, dass es den Teilnehmern besser gelingt, ihre Ansprüche auf individuelle Autonomie und/oder auf Konformität mit kulturell etablierten Standards ohne Verlassen des Kollokalfeldes verwirklichen zu können.

Im ersten Teil dieses abschliessenden Kapitels soll versucht werden, diese allen Kollokalsystemen gemeinsame Eigenheit, Felder verdichteter und relativ unvermeidlicher und unkontrollierbarer interpersoneller Wechselwirkungen zu sein, präziser zu charakterisieren, und damit eine Basisproblematik zu identifizieren, auf deren Lösung sich jede systeminterne Ordnungsbildung notwendigerweise bezieht. Dadurch sind dann die Voraussetzungen geschaffen, um in einem zweiten Schritt jene Dreizahl von Basisstrategien kollokaler Ordnungsbildung zu diskutieren, die im Hinblick auf die Lösung des primordialen Ordnungsproblems in einem teils substitutiven, teils komplementären Verhältnis zueinander stehen.

- 1) *Soziofugale Vermeidungsstrategien* (z.B. "Verkehrsordnungen"), wo es darum geht, durch Maximierung räumlicher und/oder zeitlicher Distanzen möglichst zahlreiche kausalgesetzliche Nichtereignisse (z.B. Nichtkollisionen, Nichtbelästigungen u.a.) zu "produzieren" und durch eine derartige *Verdünnung des objektiven Interdependenzfeldes* auch die vielfältig-unübersichtlichen Folgewirkungen subjektiver und intersubjektiver Art (Irritation, Aggression, Konflikt usw.) in engen Grenzen zu halten (vgl. 5.3).
- 2) *Strategien der Desensibilisierung* (z.B. "Toleranzordnungen"), die darauf ausgerichtet sind, die Wahrnehmungs- und Reaktionsschwelle für objektive Ereignisse (vor allem unerwarteter und störender Art) derart anzuheben, dass viele davon unbemerkt oder mindestens unthematisiert bleiben (vgl. 5.4).
- 3) *Strategien der Disziplinierung* (z.B. "Höflichkeitsordnungen"), in denen genau umgekehrt versucht wird, den Strom der Wechselwirkungen nicht von der *rezeptiven*, sondern von der *emissiven* Seite her zu verdünnen: indem die Teilnehmer durch Aufbietung angestrenzter Selbstkontrolle, durch Rückzug in temporäre Passivität oder durch Flucht in routinehaft habitualisierte Verhaltensrituale bestrebt sind, möglichst wenig unkontrollierte Reizwirkungen oder Ausdruckskundgaben auszusenden oder ein durch derartige Ereignisse gestörtes Gleichgewicht zu restituieren (vgl. 5.5)

5.2 Raumdistanz und relationales Feld zwischen menschlichen Personen

Selbst bei *physikalischen Partikeln* pflegen sich die wechselseitigen Relationen mit ihrer räumlichen Distanz auf komplexe Weise zu verändern: weil je nach Entfernung nicht nur die Intensitäten gegebener Kräfte variieren, sondern auch völlig verschiedene Arten von Kräften (schwache und starke Wechselwirkung, Elektromagnetismus, Gravitation) in den Vordergrund treten.

Auf *biologischem Niveau* liegen die Verhältnisse noch ungleich komplizierter, weil anstelle der streng begrenzten Anzahl physikalischer Kräftekatégorien vielfältige spezifische Verhaltensfähigkeiten und Sensibilitäten berücksichtigt werden müssen, die mit der genetischen Struktur des Organismus kovariieren, je nach seinem inneren Zustand oder seiner äusseren Situation aktiviert oder inhibiert sein können, und eine unterschiedliche räumliche Reichweite besitzen.

Und im Falle *menschlicher Personen* sind die Kovarianzen zwischen räumlicher Distanz und der Struktur des relationalen Feldes am vielschichtigsten und am wenigsten kausal determiniert: weil die (nach wie vor unausweichlichen) Wechselwirkungen physikalischer, chemisch-physiologischer und senso-motorischer Natur in kulturell und personell variable sinnhafte Erlebens- und Handlungshorizonte integriert und von dieser Ebene der Intentionalität her mindestens partiell gesteuert werden (vgl. 2.1). Es lässt sich aber leicht zeigen, dass die nicht-sinnhaften Interrelationsebenen, die menschliche Personen mit andern physikalischen Objekten und biologischen Organismen gemeinsam haben, mit zunehmender räumlicher Nähe in immer breiterem Umfang und mit wachsender Intensität wirk-

sam werden, und sich der Steuerung durch autonom gewählte Handlungsintentionen und eigenselektiv festgelegte erlebnismässige Interpretationshorizonte in wachsendem Masse entziehen.

Wenn sich zwei Personen in jener maximalen Distanz befinden, die durch direkte sinnliche Wahrnehmung überhaupt noch überbrückbar ist, werden sich ihre Interrelationen normalerweise auf *visuelle* Ebene beschränken. Charakteristisch für diese Grenzsituation ist, dass die Partner

- 1) als *Rezipienten* im Prinzip frei darüber verfügen, ob sie einander überhaupt wahrnehmen oder nicht: weil sich die visuelle Wahrnehmung (zumindest relativ entfernter Objekte) sich nicht zwangsweise und unkontrolliert, sondern über die Intentionalhandlung des "Blickens" aktualisiert;
- 2) als *Emittenten* in hohem Masse darüber verfügen, welche Kundgaben sie den jeweils anderen wahrnehmen lassen: weil die Entfernung viel zu gross ist, als dass z.B. spontane Ausdrucksweisen der Mimik und Gestik registrierbar wären, hingegen dafür ausreicht, um absichtsvoll erzeugte Winkzeichen, Rufe u.a. zu übermitteln;
- 3) volle Autonomie behalten, um auf die Wahrnehmung des Anderen auf irgendeine Weise (bzw. überhaupt nicht) zu reagieren: weil visuelle Stimuli weit davon entfernt sind, in deterministischer Weise bestimmte physiologische und motorische Abläufe in Bewegung zu setzen, sondern nur via kognitiv-mentaler Verarbeitungsprozesse mit Verhaltensreaktionen in einer (lockeren, leicht manipulierbaren) Beziehung stehen;
- 4) sich im übrigen in einer je eigenen räumlichen Umwelt befinden, in der es nur wenige Objekte (z.B. ferne Gebirge, Sonne, Mond und Sterne) gibt, die sie aus identischer Perspektive perzipieren, und nur wenige Ereignisse (z.B. Regengüsse), die sie faktisch in genau gleicher Weise betreffen;
- 5) ihre wechselseitige Reagibilität relativ gering halten, weil sie einen Aufwand an Zeit und Anstrengung antizipieren, um zueinander in ein intensiveres Interaktionsverhältnis zu treten (z.B. sieht A., dass dem weit draussen im Meer versunkenen B. nicht mehr zu helfen ist, oder dass andere Personen dem in Ohnmacht gefallenem C. schneller zu Hilfe eilen).

Die Partner werden sich also in einem wenig differenzierbaren Verhältnis objektivierender Gegenständlichkeit gegenüberstehen und sowohl beim eigenen Handeln, beim Erleben des Anderen und beim Reagieren auf den Anderen in der Festlegung ihrer Sinnhorizonte maximale, durch den dünnen Fluss der hereinkommenden Wahrnehmungsinhalte nur unwesentlich eingeschränkte, Freiheitsgrade bewahren.

Diese Situation wird in allen Aspekten grundlegend gewandelt, wenn die Partner auf Grund geringerer Raumdistanzen in die Lage kommen

- einander differenzierter wahrzunehmen,
- die interpersonelle Perzeption über die Visualität hinaus auf andere Sinnesorgane auszuweiten,
- ihr Verhältnis durch ein breiteres Spektrum gemeinsamer Merkmale und Ereignisse in ihrer Umwelt beeinflussen zu lassen,
- rascher und widerstandsloser aufeinander zu reagieren.

- 1) Die visuell vermittelten Interrelationen verändern sich in der Weise, dass die Partner voneinander auch all jene vielen feineren Ausdruckskundgaben ihrer Körpererscheinung, Mimik und Gestik wahrnehmen können, über die sie als Emittenten meist keinen vollständigen Überblick und häufig auch keine bewusste Kontrolle haben. Hinzu kommt, dass es angesichts des andauernden breiten Stroms derartiger Äusserungen weitgehend dem Rezipienten überlassen bleibt, welche Eindrücke er registriert oder ignoriert: und dass auch er normalerweise wenig kontrollierbare, intuitive Verfahren kognitiver Informationsverarbeitung anwendet, um seine Selektion zu treffen.

Selbst im (völlig unrealistischen) Grenzfall, dass EGO alle von ihm ausgesandten Stimuli vollständig kennen und kontrollieren würde, könnte er deshalb nicht vorhersagen, welche Eindrücke ALTER daraus gewinnt. Denn zu diesem Zweck müsste er erleben können, wie ALTER sie erlebt: eine reflexive Leistung, die nur höchst indirekt und partiell dadurch möglich wird, dass EGO umgekehrt ALTERS Ausdruckskundgaben interpretiert: nur um ALTER damit wiederum mit denselben kognitiven Problemen zu konfrontieren.

- 2) Die zum Gesichtssinn hinzukommenden, mit kürzerer räumlicher Reichweite begabten Kanäle sinnlicher Wahrnehmung haben allesamt die Eigenschaft, dass der Rezipient weniger Freiheitsgrade hat, sich gegenüber dem Ob und Wie der Wahrnehmung eigenselektiv zu verhalten. Während rein visuell verknüpfte Partner mühelos (und mittels eines verstohlenen Seitenblicks leicht verifizierbar) voneinander *wegblicken* können, gelingt es ihnen - wenn überhaupt - nur durch Anstrengung, voneinander *"wegzuhören"*: wobei ein solcher Akt für den jeweils anderen immer zweifelhaft bleiben muss, weil weghören selbst nicht wahrnehmbar ist und im Normalfall nicht erwartet werden kann. Hinzu kommt, dass ALTER durch seine akustischen Stimuli ganz an EGO heran, ja in ihn hineindringt: während er sich im visuellen Medium als ein rein äusserliches Objekt darstellt, an dessen Oberfläche EGO's Zudringlichkeit Schranken findet. In noch ausgeprägterem Masse treffen all diese Merkmale auf die *olfaktorischen* Wahrnehmungsreize zu, die sich häufig nur auf den unmittelbaren Nahbereich des menschlichen Körpers erstrecken. Selbst unter Aufbietung aller Kräfte kommt ein willentliches "Wegriechen" meist gar nicht in Frage, und die Koppelung zwischen der *Qualität des objektiven Geruchs* und der *Qualität des subjektiven kognitiv-emotionalen Erlebens* sind so eng, dass für vermittelnde, sinnhafte Deutungshorizonte und Interpretationsmuster nur ein geringer Entfaltungsspielraum bleibt.

"Indem wir etwas riechen, ziehen wir diesen Eindruck oder dieses ausstrahlende Objekt so tief in uns, wie es durch keinen andern Sinn einem Objekt gegenüber möglich ist - es sei denn, dass wir es essen. Dass wir die Atmosphäre jemandes riechen, ist die intimste Wahrnehmung seiner, er dringt sozusagen in luftförmiger Gestalt in unser Sinnlich-Innerstes ein, und es liegt auf der Hand, dass bei gesteigerter Reizbarkeit gegen Geruchseindrücke überhaupt dies zu einer Auswahl und einem Distanznehmen führen muss, das gewissermassen eine der sinnlichen Grundlagen für die soziologische Reserve des modernen Individuums bildet." (Simmel 1908:489).

Auf Grund ihrer Erlebnisintimität und Unausweichlichkeit sind gemeinsame Geruchswahrnehmungen einerseits geeignet, verdichtete kollektive Integration mitzutragen und - wie z.B. beim religiösen Gebrauch von Weihrauch - der Verschmelzung des Individuums mit einer umfassenden Gruppe oder Institution Ausdruck zu verleihen. Mit jedem Schritt zur Individualisierung aber steigert sich das Risiko, dass Gerüche als unvereinbar mit dem Autonomie- und Differenzierungsstreben des einzelnen Subjekts empfunden werden und deshalb überwiegend unlustbetonte Erlebnisgehalte induzieren (vgl. Simmel 1908:490). Im Medium ihres "unverwechselbaren Körpergeruchs" begegnen sich Menschen häufig als Träger *zugeschriebener* Eigenschaften, die sich der individuellen Differenzierbarkeit und absichtlichen Gestaltbarkeit weitgehend entziehen: sei es, dass sie in physiologischen Funktionsweisen oder in unmanipulierbaren sozialen Zugehörigkeiten (Bauernstand, Lumpenproletariat u.a.) ihre Ursache haben (vgl. Simmel 1908: 489f.)

Schliesslich sind die im unmittelbaren Berührungsfeld wirksamen *taktilen* Reize dadurch charakterisiert, dass die kausalen objektiven Abläufe sich am unmittelbarsten und unausweichlichsten in innerpsychisches Erleben übersetzen und auch auf unmittelbarste und zwanghafteste Weise bestimmte physiologische oder verhaltensmässige Reaktionen evozieren. Dies zeigt sich einerseits am Beispiel jener zärtlichen Körper-

manipulationen, die mit der Erweckung sexueller Erlebens- und Handlungsimpulse im unvermittelten Kausalzusammenhang stehen; und andererseits natürlich bei Hieben, Stößen, Stichen und andern violenten Körperattacken, die mit unbezwinglichen Schmerzempfindungen und unwillkürlichen Verhaltensreaktionen (Ducken, Fliehen u.a.) einherzugehen pflegen (vgl. Waldenfels 1980:104ff.).

- 3) Mit wachsender räumlicher Annäherung wird es immer wahrscheinlicher, dass sich menschliche Personen in gemeinsamen objektiven Kausalzusammenhängen vorfinden, die in physischen Aspekten ihres leiblichen Zustandes und ihres Verhaltens oder in der Betroffenheit durch dieselben Umwelt Ereignisse ihre Ursache haben und auf der Ebene ihres intersubjektiven Verhältnisses und der sozialen Kollektivierung mannigfache Veränderungen induzieren.

Erstens können die *beteiligten Personen selber* die Ursache für Situationen oder Ereignisse sein, die - wenn sie entsprechend wahrgenommen und attribuiert werden - ihr soziales Verhältnis affizieren: z.B. wenn EGO dem ALTER in der Sonne steht oder ihm die Sicht auf die Kinoleinwand verdeckt, wenn verschüttete, in engem Raum eingeschlossene Bergleute bald einen Mangel an Sauerstoff oder Nahrungsvorrat erfahren, oder wenn Passanten mangels Koordination ihrer Bewegungsrichtungen unabsichtlich miteinander kollidieren.

Zweitens können *exogene Ereignisse* die Ursache sein, dass zwischen Anwesenden zusätzliche kausale Bedingtheiten entstehen, die eine (oft sehr dringliche) Neuorientierung ihrer wechselseitigen Erwartungshorizonte und Interaktionsabläufe erforderlich machen. So kann es ganz plötzlich von meiner ganz persönlichen Reaktionsbereitschaft (und nichts anderem) abhängen, dass der neben mir ausrutschende Bergwanderkollege nicht zu Tode stürzt oder der in Ohnmacht niedergesunkene Partner rechtzeitig medizinische Hilfe kriegt. Und eine kooperative Fluchtbewegung in die richtige Richtung kann erforderlich sein, um dem auf uns zurasenden Auto zu entgehen.

Kollokale Sozialsysteme lassen sich niemals gegenüber derartigen endogen oder exogen erzeugten Ereignissen immunisieren, die völlig unvorhersehbar zu irgend einem Zeitpunkt und in irgendeiner Form auftreten können und ganz plötzlich (a) eine volle Mobilisierung der verfügbaren Ressourcen und Handlungskapazitäten sowie (b) eine neue Übereinkunft über die gemeinsame Situation und die wechselseitigen Erwartungen erforderlich machen können.

Eine längere Teilnahme an kollokalen Interaktionssystemen wäre völlig ausgeschlossen, wenn die Partner nicht fähig und bereit wären, zugunsten einer *generalisierten Bereitschaft zur Reaktion auf Unerwartetes* ihre Aufmerksamkeitsfelder und Handlungsressourcen teilweise in "liquidem", leicht umorientierbaren Zustand zu belassen, anstatt integral und irreversibel in die laufenden Vorgänge voraussehbarer, geplanter Art zu "investieren".

Zu den unvermeidlichen "Fixkosten" kollokaler Interaktion gehört es deshalb, dass

- a) ständig Ressourcen *verbraucht* werden müssen, um (z.B. durch "Sorgfalt" oder "Rücksicht") endogene Störereignisse zu verhindern und exogene Irritationen möglichst rasch zu neutralisieren;
- b) ständig Ressourcen *zur Disposition gehalten* werden müssen, um auf derartige Geschehnisse in adaptiver oder restitutiver Weise (und sei es nur durch ein Wort der Entschuldigung oder Beruhigung) zu reagieren.

Kollokale Felder müssen deshalb vom individuellen Akteur als dauernde Quellen unerwarteter Ereignisse mit unvorhersehbar- einmaligem Charakter in Betracht gezogen werden, die eine sehr rasche Wahrnehmung, Beurteilung und Antwortreaktion erfordern und auf Grund ihrer unbezwingbaren Faktizität und Unabweisbarkeit die Kraft besitzen, alle übrigen Handlungsintentionen und Verhaltensabläufe temporär zu suspendieren. Daraus erklärt sich beispielsweise die komplizierte Rolle des *zufälligen Mit-*

anwesenden ("bystander"), der sich als Zeuge einer Notfallsituation (Unfall, Delikthandlung u.a.) aufgefordert fühlt, in irgendeiner Weise zu intervenieren.

Die in derartigen Fällen erfolgenden Handlungen oder Unterlassungen sind äusserst schwer vorauszusagen und pflegen auf einem breiten Spektrum (zwischen kleinkariertem Egoismus und heldenhaftem Altruismus) zu streuen: weil es sich um unerwartete und in ihrer Qualität singuläre Einzelsituationen handelt, die eine sehr rasche Urteilsbildung und Handlungsentscheidung erfordern und mit den übrigen (z.B. alokalen oder translokalen) Handlungsreferenzen des Aktors vermittelt werden müssen (vgl. dazu: Latané/Darley 1970; Sheleff 1978).

Wenn EGO unsicher ist, ob er helfen soll, so erfährt ALTER Unsicherheit darüber, wie EGO sich entscheiden wird, und EGO seinerseits wieder Zweifel, inwiefern ALTER überhaupt mit seiner Hilfe rechnet, oder seine nächsten Handlungsschritte ohne solche Erwartungen kalkuliert. Indem die primäre Verhaltensunsicherheit sekundäre und tertiäre Erwartungsunsicherheiten ins soziale System induziert, kann - vor allem wenn für Verständigungen zu wenig Zeit verfügbar ist - die Kontinuierung des sozialen Verhältnisses insgesamt in Frage stehen.

- 4) Schliesslich beruht die hohe Eigendeterminationskraft, aber auch die charakteristische Labilität und Unkontrollierbarkeit kollokaler Interaktionsprozesse auf der Tatsache, dass die einzelnen Verhaltens- und Kommunikationsakte in dichter Rückkoppelung zueinander stehen. EGO kann, ja *muss* zur Kenntnis nehmen, dass ALTER auf seine Erzählungen mit ungläubiger Verwunderung, auf seine Weisungen mit verhaltenem Murren oder auf seine körperliche Zudringlichkeit mit sanftem, aber unerbittlichem Widerstreben reagiert: und komplizierteste, unübersichtlichste Verschachtelungen von Erwartungserwartungen entstehen dadurch, dass EGO und ALTER dieses Faktum wechselseitigen Reagierens antizipieren und selbst diese Antizipation wiederum in ihr Verhalten einbeziehen.

Abgesehen vom bereits früher diskutierten Blickwechsel erweist sich vor allem der *Händedruck* als ein (nonverbales) intersubjektives Geschehen, bei dem sich diese Rückkoppelung am vollständigsten aktualisiert, weil

- der motorische Akt des Drückens,
- die taktile Empfindung, die der Handelnde damit beim Partner erzeugt,
- die taktile Empfindung, die der Handelnde dadurch gleichzeitig bei sich selber evoziert,

drei unauflöslich zusammengehörige Aspekte desselben Geschehens bilden, und weil EGO überdies davon ausgehen kann, dass auch ALTER dieselbe Synthesis von Handeln und Erleben aktualisiert und seinerseits erwartet, dass EGO ihm dies unterstellt usw. Generell sehen sich Interaktionspartner im Medium des körperlichen Berührens am vollkommensten in *geschlossene Schlaufen von Wahrnehmungs- und Verhaltensakten* verstrickt, die z.B. im Sexualverkehr zielstrebig benutzt werden, um autokatalytische Prozesse emotionaler und physiologischer Erregung zu induzieren. Bei weniger dichter Annäherung bleiben vor allem visuell oder akustisch vermittelte "looping Prozesse" erhalten: etwa von der Art, wie sie nach *Goffman* das repressive Sozialklima in totalen Institutionen mitkonstituieren.

Nach *Goffman* teilen Insassen von Gefängnissen und Irrenhäusern mit Angehörigen von Internaten, Klöstern, Militärgarnisonen etc. das Schicksal: sich 24 Stunden am Tag im selben kollokalen Interaktionskontext aufhalten zu müssen, innerhalb dem all ihre Verhaltensäusserungen von immer denselben anderen Personen beobachtet, bewertet und beantwortet werden. Selbst harmloseste Äusserungen der Kritik oder des Unmuts (z.B. über das Essen) können für den Insassen dann das Risiko enthalten, sich im Verhältnis zum Aufsichtspersonal in ein Verhältnis eskalierender Erregung und Aggressivität zu verwi-

ckeln und dem bereits etablierten Cliché, dass er unangepasst, psychisch krank oder delinquent sei, neue Nahrung zu geben (vgl. Goffman 1973:43ff.).

Hier zeigt sich die allgemeinere Regularität, dass Spannungen und Konflikte, die in kollokalen Interaktionsfeldern entstehen, innerhalb dieser selben Felder kaum ausgetragen und einer Lösung entgegengeführt werden können: weil mit jeder Artikulation eskalierende reaktive Äusserungen evoziert werden, die das System noch weiter vom Gleichgewicht entfernen. Ein ähnlicher Mangel an "Selbstheilungskräften" kann auch in *innerbetrieblichen Arbeitsgruppen* beobachtet werden, von denen unabhängig von den oft beengten Raumverhältnissen gefordert wird, dauerhaft ein Klima störungsfreier, effektiver Kooperativität aufrechtzuerhalten. So zeigt sich in der Untersuchung von Euler, dass mit abnehmender gemeinsamer Arbeitsfläche ein wachsendes Defizit an Konfliktartikulation entsteht: weil das Ausmass an Arbeitsunzufriedenheiten zwar zunimmt, die Möglichkeit, sie offen auszutragen, gleichzeitig aber sinkt:

"Die Modifikation (=Verringerung d.V.) der Auseinandersetzungsbereitschaft kann u.U. dadurch erklärt werden, dass bei hohen sozialen Kontaktchancen am Arbeitsplatz vom Einzelnen in stärkerem Masse auf die zahlreichen, von den Kollegen erwarteten Rollenleistungen Rücksicht genommen werden muss, so dass er infolge der intensiven sozialen Kontrolle (z.B. 'Gruppendiktat') mit grösserer Vorsicht auf unzufrieden stimmende Arbeitssachverhalte reagiert als in solchen Arbeitsfeldern, die sich durch eine geringere räumliche Konzentration an Rollenbeziehungen auszeichnen." (Euler 1977:204).

Erschwerend kommt noch die aus der Attributionsforschung bekannte Regularität hinzu: dass Interaktionspartner über das Geflecht ihrer faktischen Interdependenzbeziehungen nicht nur einen unvollkommenen Wissenstand, sondern eine systematisch verzerrte und untereinander dissensuale Auffassung besitzen. Denn insofern jeder Partner seine eigenen Handlungen vorwiegend situativ und diejenigen des Anderen überwiegend dispositionale zurechnet, *unterschätzt* jeder das Ausmass, in dem er selbst die situativen Handlungs determinanten des jeweils anderen mitkonstituiert, und vielleicht den Grad, in dem sein eigenes Handeln durch die Anwesenheit und das Verhalten des Anderen beeinflusst wird (vgl. z.B. Braver/Roher 1978; Sillars 1981). So lässt sich Reäquilibration häufig nur durch eine (zumindest temporäre) Ausdünnung des Interdependenzfeldes realisieren, wie sie erreicht wird

- a) durch die *wohlthuende Wirkung räumlicher Distanznahme*, die es erlaubt, seinem Unmut ohne Angst vor Sanktionen Ausdruck zu verleihen oder weniger unmittelbare und vielleicht effektivere Artikulationsweisen (z.B. Briefe an den Anstaltsdirektor anstatt Anwürfe an das Küchenpersonal) zu praktizieren;
- b) durch den *Einsatz von interdependenzunterbrechenden Mechanismen*, die den Aufenthalt im kollokalen Feld selbst erträglicher machen, weil sie den Aktions-Reaktions-Verkettungen Grenzen setzen und den Neubeginn "unbelasteter" Verhaltenssequenzen ermöglichen. Genau dies ist eine Hauptfunktion jener regulativen Strukturmechanismen (der Soziofugalität, Desensibilisierung, Disziplinierung), die im folgenden diskutiert werden sollen.

Auch die vermittelnde (bzw. schlichtende oder richtende) Intervention eines "unbeteiligten Dritten" muss als Spezialfall von "Interdependenzunterbrechung" gedeutet werden. Denn seine Hauptfunktion besteht darin, das dichte Interdependenzfeld zwischen EGO und ALTER durch zwei weniger dichte, je separat von ihm zu einem der Partner verlaufenden Interaktionssysteme zu ersetzen und diese beiden Systeme nur in selektiver, kontrollierter Weise miteinander zu verknüpfen.

Abschliessend bleibt die Frage, inwiefern dieselben dichten Feedback-Schleifen, die bei *positiver*, selbstamplifizierender Rückkoppelung das System kumulativ aus dem Gleichgewicht tragen (bzw. auf ein ganz anderes, "unwahrscheinlicheres" Organisationsniveau

heraufheben) nicht auch für die Einrichtung *negativer*, reäquibrierender Regelkreise nutzbar gemacht werden können.

Tatsächlich wären kollokale Sozialsysteme wohl nur sehr kurzlebig (bzw. für ihre Teilnehmer unterträglich) wenn die endogenen Destabilisierungsrisiken nicht durch ebenso ungehindert zugängliche restitutive Korrekturmechanismen ausgeglichen würden: z.B. wenn man auf beleidigende Wortausbrüche rituelle Formeln der Entschuldigung und der Freundschaftsbekräftigung folgen lässt, oder wenn es der anwesenden Ehefrau gelingt, einen sich anbahnenden Flirt ihres Mannes mit missbilligenden Blicken im Keime zu ersticken. Bei näherem Zusehen erweist sich allerdings, dass all diese Mechanismen ihre reharmonisierende Funktion nur dann erfüllen, wenn sie auch als Interdependenzunterbrecher wirksam sind, die das durch sie herbeigeführte Ergebnis gegen weitere destabilisierende Auswirkungen immunisieren. So gehört es mit zur erfolgreichen "Entschuldigung", dass sie eine unerfreuliche Interaktionssequenz endgültig und konsensual zum Abschluss bringt und die Partner dafür freisetzt, um "zur Tagesordnung überzugehen": d.h. sich von diesem Aspekt ihrer Interaktionsgeschichte abzukoppeln und unbelastet neue Handlungssequenzen zu initiieren.

5.3 Soziefugale Strategien

Grundsätzlich können kollokale Interaktionspartner drei konzentrische Sphären von Regelungsmechanismen aufbauen, um sich gegen wechselseitige Störeinwirkungen zu sichern:

- 1) An der "äussersten Front" können *präventive* Mechanismen dafür sorgen, dass derartige Ereignisse überhaupt nicht entstehen: indem es den Partnern durch Aufrechterhaltung maximaler Raumdistanzen, durch Aufbau physischer Wahrnehmungsschranken oder Restrangierung ihrer Verhaltenskonditionen gelingt, die Interdependenzdichte ihres Sozialfeldes zu reduzieren.
- 2) Haben diese peripheren Vermeidungsmechanismen versagt, so können in einer mittleren Sphäre *reaktive* Schutzmechanismen aktiviert werden, um den angerichteten Schaden zu begrenzen: z.B. indem ALTER den unabsichtlichen schmerzhaften Ellbogenstoss EGO's taktvoll ignoriert oder auf seine im Zorn hingeworfenen Beleidigungen lieber in einer späteren brieflichen Stellungnahme antwortet, als durch eine momentane Wutreaktion zur Konflikteskalation beizutragen.
- 3) Ist die soziale Harmonie durch das gleichzeitige Versagen präventiver und reaktiver Absorptionsfilter nachhaltig gestört, so fällt den besonders anspruchsvollen *korrektiven* Mechanismen die Aufgabe zu, das Gleichgewicht zu restituieren. Während für die Reparatur alltäglicher kleinerer Schadensfälle standardisierte zeremonielle Verhaltensroutinen (z.B. Entschuldigungsrituale) zur Verfügung stehen (vgl. Goffman 1974:138ff.), so müssen sich die Partner in komplexeren Fällen zu langwierigen und risikoreichen Verhandlungs- und Versöhnungsprozessen bereitfinden, die oft sogar eine Intervention Dritter (als Vermittler, Schlichter, Richter u.a.) notwendig machen.

Die unter dem von Osmond (1957) geprägten Begriff der "Soziefugalität" zusammengefassten Mechanismen haben nun die Eigenart, dass sie an der äussersten Peripherie des ersten, präventiven Absorptionsgürtels angesiedelt sind: indem ihre Funktion darin besteht, das Problem kollokaler Interdependenzen an seiner fundamentalsten Wurzel zu erfassen, an der *Verteilung physischer Körper im physikalischen Raum*.

In jedem Falle geht es darum, die wechselseitigen Einwirkungs-, Wahrnehmungs- und Kommunikationsmöglichkeiten räumlich benachbarter Personen zu reduzieren, indem sie auf maximal mögliche Weise auseinanderzurücken, diszipliniert innerhalb der ihr zur exklusiven Nutzung überlassenen "Nische" verbleiben, und sich durch allerhand Körpermanipulationen

lationen (z.B. Abwendung der Blickrichtung) und physische Vorrichtungen (Türen, Wände u.a.) vor unerwünschten Emissionen und Immissionen schützen.

Dadurch soll das doppelte Ziel erreicht werden

- 1) jedem Individuum einen maximalen Spielraum zur Verfolgung seiner eigenen Intentionen und Verhaltensstrategien zuzugestehen, ohne einerseits eine soziale Koordination derartiger Strategien notwendig zu machen und ohne andererseits den Zustand der Kollokalität (mit allen seinen Chancen, zu produktiven sozialen Wechselwirkungen zurückzufinden) aufgeben zu müssen;
- 2) den Einsatz anspruchsvollerer Verarbeitungsmechanismen reaktiver oder gar korrektiver Art überflüssig zu machen, die im Vergleich zu präventiven Strategien generell einen höheren Umfang an Verhaltensdisziplin, Kommunikation, Konsensfindung und normativer Integration erfordern.

Im diametralen Gegensatz etwa zu produktiven Arbeitsgruppen oder Betriebsorganisationen können soziefugale Ordnungen als Sozialsysteme beschrieben werden, die der laufenden Erzeugung von *Nichtereignissen* dienen, die sich von der rein physikalischen Nichtkollision (z.B. im Strassenverkehr) über Unterbleibungen sensorischer Art (Nichtwahrnehmung) bis zu sozialen Unterlassungshandlungen (z.B. Nichtkommunikationen in Lesesälen) oder sozialen Beziehungsvermeidungen (z.B. bei Bewohnern moderner Wohnblooks) erstrecken.

Während *positive Ereignisse* normalerweise nur erfolgen, wenn mehrere Konstitutionsfaktoren in geordneter Komplementarität zusammenwirken, so ist es für *Nichtereignisse* charakteristisch, dass sie sich durch eine Vielzahl funktional äquivalenter Strategien auf identische Weise erzeugen lassen (vgl. Geser 1986:656ff.). Es gibt verschiedenste Richtungen, um der Kollision mit ALTER auszuweichen oder den Blick von ihm abzuwenden: aber nur *eine* bestimmte Richtung, um auf ihn aufzutreffen oder seinen Blick zu erhaschen.

Aus diesem Grunde vermögen soziefugale Ordnungen mit einem sehr geringen Einsatz an Kommunikation, Koordination, Führung, Organisation und andern Mechanismen der Verhaltenssteuerung auszukommen. Diese Voraussetzungslosigkeit (in struktureller und prozessualer Hinsicht) macht sie dazu geeignet, unter verschiedensten Bedingungen ökologischer und sozio-kultureller Art zu entstehen und zu überleben und die fundamentalste, universellste und resistenteste Ebene interpersoneller Systembildung zu sein, von der vielleicht alle anspruchsvolleren Sozialordnungen ihren Ausgang nehmen.

Ihre konstituierenden Wurzeln liegen in äusserst verlässlichen individuellen Verhaltensdispositionen, die möglicherweise genetisch mitgestützt sind, mindestens aber innerhalb spezifischer kultureller Traditionen derart rigoros habitualisiert sind, dass sie sich der bewussten Reflexion und intentionalen Modifikation der Akteure weitgehend entziehen.

Dazu gehört insbesondere die Neigung menschlicher Individuen, als Hülle um ihren Körper einen zwar sehr elastischen, aber sich immer wieder neu regenerierenden "persönlichen Raum" mit sich herumzutragen und im kollokalen Interaktionsfeld

- gewisse Minimaldistanzen zu wahren, die es beispielsweise ermöglichen, eigene non-verbale Gesten ungestört auszuführen und von den analogen Kundgaben anderer unbehelligt zu bleiben;
- durch geeignete Körperstellung und Blickrichtung sich einen maximalen Überblick zu wahren, sich vor "Überraschungsangriffen" zu schützen und Möglichkeiten der Verteidigung oder der Flucht offenzuhalten (vgl. Goffman 1974:318ff.).

Aus den reichhaltigen Experimental- und Naturalstudien über "proxemic behavior" darf man den Schluss ziehen, dass die an zuverlässigen Invarianzen nicht eben reich gesegnete Sozialwissenschaft sich hier an einige gesetzmässige Regularitäten halten kann, die zumindest innerhalb spezifischer Geschlechts- oder Kulturgruppen recht universelle Gel-

tung haben. Dazu gehört etwa die Beobachtung, dass Männer sich einer sie überholenden Person eher frontal zuwenden, Frauen hingegen eher dorsal abzuwenden pflegen: völlig unabhängig davon, welcher Geschlechts- oder Alterskategorie diese zweite Person angehört (Collet/Marsh 1981). Man muss annehmen, dass derartige Rückgriffe auf atavistische geschlechtsspezifische Verhaltensreflexe vor allem in jenen Situationen erfolgen, wo es - wie z.B. bei Ausweichmanövern auf der Strasse - notwendig ist, jederzeit eine routinemässige Vermeidungsreaktion abrufbereit zu haben, die unabhängig von aktuellen Stimmungslagen und Situationsbedingungen widerstandslos aktualisiert werden kann, ohne den dominanten Fluss bewussten Erlebens und Handelns zu unterbrechen.

Die kulturelle Mitformung soziefugalen Elementarverhaltens wird beispielsweise in der Vergleichsuntersuchung von *Watson/Graves* über das *unterschiedliche Gesprächsverhalten amerikanischer und arabischer Studenten* deutlich, wo sich zeigt, dass die *Amerikaner*

- einander weniger häufig fazial gegenüberstehen
- grössere Körperdistanzen einhalten,
- Körperberührungen, direkte Blicke und laute Stimmführung in höherem Masse vermeiden (Watson/Graves 1966).

Dieser Befund ist mit der geläufigen theoretischen Vorstellung kompatibel, dass Individuen des okzidentalen Kulturraums generell (und also auch in allen kollokalen Interaktionen) höhere Ansprüche auf personale Autonomie in Anspruch nehmen und reziprok auch ihren Partnern umfangreichere persönliche Entfaltungsspielräume zugestehen.

Möglicherweise sind Individuen moderner Gesellschaften auch aus folgenden Gründen immer weniger dazu disponiert, sich dem diffusen, unkontrollierbaren Einflussfeld kollokaler Interaktion zu unterwerfen:

- a) weil sie sich sowohl in der urbanen Öffentlichkeit wie auch innerhalb der Institutionen permanent mit wechselnden, ihnen unbekannten Kollokalpartnern konfrontiert sehen: so dass sie selbst ein Minimum an Handlungsautonomie nur dadurch aufrechterhalten können, wenn sie sich gegenüber solchen Kontaktchancen äusserst selektiv verhalten und in jedem Interaktionskreis für "freie Valenzen" und reversible Rückzugsmöglichkeiten sorgen;
- b) weil sie in ihren häufigen Interaktionen translokaler Art (z.B. via Telefon) daraufhin sozialisiert werden, nur mit einem selektiven, abgespaltenen, gut kontrollierbaren Teil ihrer Gesamtpersönlichkeit ins soziale Kommunikationsverhältnis einzutreten, ohne dabei permanent in jeder Hinsicht beobachtet und beurteilt zu werden.

Umgekehrt eröffnet eine derartige Stabilisierung relativ umfangreicher "Normaldistanzen" gerade die Möglichkeit, ihr Unterschreiten mit ausgeprägtem symbolischen Bedeutungsinhalt zu belegen: z.B. Körperkontakte zu Ausdrucksgaben der Intimität oder sexuellen Begehrens zu stilisieren, oder aggressive Drohungen in die vergleichsweise harmlose Form fazialer Blickkonfrontationen zu kleiden.

Weil soziefugale Verhaltensrelationen offensichtlich fast voraussetzungslos überall und jederzeit praktikierbar sind, ist zum vornherein nicht damit zu rechnen, dass die Beteiligten auf besonders differenzierte oder sogar individualisierte Weise aufeinander Bezug zu nehmen pflegen. Tatsächlich stellt man fest, dass sie einander primär nicht als Personen mit spezifischen Körperattributen, Motiven und Fähigkeiten, sondern als anonyme, austauschbare "non Persons" (Sommer 1967) thematisch werden: als typische Exponenten ihrer Spezies, die auf jeden Fall (selbst im Zustand der Ohnmacht oder des Todes) über einen physikalischen Körper, zumeist aber auch über ein Normalrepertoire physiologischer Funktionsabläufe und senso-motorischer Reaktionsfähigkeiten verfügen.

Und schliesslich trägt die soziefugale Bezugnahme ja gerade dazu bei, die Referenzbeziehung auf solch generalisierter Ebene zu stabilisieren: weil sie zum Unterlassen jener spezifischeren Wahrnehmungen und Kommunikationen führt, die zur Differenzierung und Personalisierung des Sozialverhältnisses notwendig wären.

So lässt sich in idealtypischen Soziefugalordnungen eine *primordiale Indifferenz* gegenüber personellen Differenzierungen jeglicher Art (selbst solchen der Rasse, des Alters und Geschlechts) konstatieren, die jener Nivellierung eigenartig nahe kommt, wie man sie umgekehrt in völlig *soziopetalen* Ordnungen (z.B. totalen Institutionen oder totalitären Herrschaftssystemen) findet (vgl. Goffman 1973 passim, Geser 1983:90ff.). Diese aus entgegengesetzten Ursachen entstehende Egalisierung kann leicht als Folge jener Desensibilisierungs- und Disziplinierungszwänge verstanden werden, die sich bei unausweichlichem, kontinuierlichem Zusammensein in gemeinsamen öffentlichen Räumen unweigerlich ergeben (vgl. 5.4/5.5).

Nur innerhalb des - allerdings sehr weitgespannten - Spektrums *mittlerer Distanzen* scheinen die Entfaltungsbedingungen für hoch individualisierte Sozialbeziehungen optimal: etwa für jene Freundschaften, die nach Simmel zumeist "*in ihre Nähe irgendeine Distanzierung verflechten*" (Simmel 1908:483). Charakteristisch für all diese mittleren Verhältnisse ist nun aber, dass generalisierend/anonymisierende *Soziefugalkräfte* und spezifizierend/individualisierende *Soziopetalkräfte* auf komplexe, oft spannungsvolle Weise interferieren und ständig zu einem Ausgleich gebracht werden müssen.

Annäherung an einen Menschen kann das Doppelte heissen: ihm in seiner *generellen Eigenschaft als Person* sein Recht auf "persönlichen Raum" und autonome Selbstentfaltung zu versagen, und: ihm als meinem *speziellen Interaktionsadressaten* Kommunikationsabsichten, Sympathie, Hilfsbereitschaft u.a. auszudrücken. Und analog hat *Distanznahme* die ambivalente Konnotation, die unter beliebigen Anwesenden geltenden Regeln der Unaufdringlichkeit, Zurückhaltung und Nichtinterferenz zu praktizieren und: genau dieser Person da mitzuteilen, dass ich sie nicht mag und nichts von ihr will.

Dies ist der Grund, warum soziale Kompressionsprozesse, wie sie sich z.B. zwischen Unbekannten in sich füllenden öffentlichen Verkehrsmitteln abspielen, durchaus spannungsfrei und kontinuierlich ablaufen können, während in sich leerenden Verkehrsmitteln keine dazu symmetrischen "Expansionsprozesse" erfolgen, weil Distanznahmen mit der eben genannten Doppelkonnotation belastet sind, da die benachbarten Passagiere bereits spezifische Eindrücke und Urteile übereinander gebildet haben:

"...in dem Masse, in dem sich der Fahrstuhl leert, stellt sich deshalb ein Gefühl des Unbehagens bei den Mitfahrenden ein, da sie von zwei einander widerstrebenden Neigungen erfasst sind - nämlich maximale Entfernung von anderen einzuhalten und gleichzeitig sich nicht wie jemand zu verhalten, der andere meidet, was Anstoss erregen könnte." (Goffman 1971: 59).

Der anonyme, undifferenzierte Charakter soziefugaler Verhaltensweisen wird dort überdeutlich, wo sie sich gar nicht auf einzelne Personen, sondern auf soziale Gruppen beziehen. Generell zeigen Individuen grosse Hemmungen, physisch in ein bereits etabliertes kollokales Sozialsystem einzudringen, und messbare physiologisch-psychische Erregungen sowie verschiedenste agonistische Verhaltensweisen (Senken des Kopfs, Schliessen der Augen, Verkrampfung der Mundregion) sind die Folge, wenn sie gezwungen werden, das Blickfeld interagierender Drittpersonen zu durchkreuzen (Efran/Cheyne 1973;1974; Cheyne/Efran 1972). Analoge Erscheinungen bei verschiedenen Säugetiergesellschaften (insbesondere Primaten) legen es nahe, auch in diesem Fall an eine biologisch mitfundierte Reflexreaktion zu denken (vgl. z.B. Vine 1970; Andrew 1963, Christian 1963). Beim Menschen hat sie offensichtlich die Funktion, kollokale Interaktionssysteme durch räumliche Insulierung stärker aus ihrem Umfeld auszudifferenzieren und ihnen zu einem höheren Autonomiespielraum zu verhelfen, den sie nicht mit eigenen Mitteln herzustellen und zu verteidigen brauchen. Kollokale Partner können einander ungeteilter ihre Aufmerksamkeit zuwenden und sich kompromissloser den endogenen Einfluss- und Kommunikationsprozessen ihres gemeinsamen Feldes überlassen, wenn sie nicht andauernd mit externen Penetrationen zu rechnen haben.

Im Unterschied zu allen Tiergesellschaften ist für die Sozialsphäre des Menschen charakteristisch, dass die soziefugalen Ordnungen die Reichweite biologisch fundierten und selbst traditionell habitualisierten Distanzierungs- und Vermeidungsverhaltens weit transzendieren und auch Systembildungen mitumfassen, die auf expliziten, konventionell definierten und intentional modifizierbaren Erwartungen und Normen gegründet sind, und die deshalb sowohl im Zeitablauf wie auch über verschiedenste soziale Gruppen und Institutionen hinweg auf einem breiten Formenspektrum variieren.

Wenn sich Eisenbahnpassagiere, Restaurantgäste, Vorlesungshörer, Kinozuschauer oder Museumsbesucher unter Wahrung maximal möglicher Distanzen im verfügbaren Raum verteilen (vgl. z.B. Sommer 1967), so ist die daraus entstehende Sozialordnung auf zwei durchaus "kontingente", der expliziten Festlegung und Umgestaltung zugängliche, Strukturierungsbasen gegründet:

- 1) auf die *physische Strukturierung des Raumes* in Tische, Sitzplätze, Abteils, Logen etc., in der generalisierte Erwartungen festgefroren sind, dass die unvorhersehbar wechselnden Benutzer im Normalfall derart ausdifferenzierte Reservate für sich wünschen, *wieviele* Platz sie benötigen, *welche* Platzanordnungen (seitlich, frontal u.a. bevorzugt werden und vor allem auch: *wie häufig* "Miteinanders" bestimmter Grösse vorkommen, die intern soziopetal interagieren, nach aussen hin aber umso deutlichere Distanzierungsbedürfnisse artikulieren. Dazu gehört auch die Vorstellung, dass Personen höherer gesellschaftlicher Statusränge umfangreichere Reservate zu beanspruchen pflegen, bzw. bereit sind, grössere (bzw. ungestörtere) Nutzungsterritorien finanziell höher zu honorieren (Goffman 1974: 70f.).
- 2) auf *generalisierte internale Erwartungshaltungen und Verhaltensnormen der beteiligten Akteure*, zu denen einerseits selbstreferentielle Attributionen ("ich möchte meine Ruhe haben") und andererseits fremdreferentielle Zuschreibungen ("jeder möchte im allgemeinen ungestört sein") gehören. Es gehört zu den Besonderheiten soziefugaler Ordnung, dass auch völlig verfehlte, den selbstreferentiellen Erwartungen diametral widersprechende Fremderwartungen hinreichend sein können, um sie nicht nur entstehen, sondern auch *ad infinitum* andauern zu lassen. Denn wenn jeder liebend gern interagieren möchte, aber fälschlicherweise davon ausgeht, dass alle andern ungestört sein möchten, werden jene Minimalkommunikationen nie stattfinden, die zur Aufklärung solcher Missverständnisse und zu einer stärkeren Approximierung von Selbst- und Fremderwartungen unerlässlich wären.

Die immense Bedeutung materialisierter Nutzungsreservate ("boxes" wie z.B. Strandkörbe, Theaterlogen, Hotelzimmer, Privatwohnungen u.a.) liegt eben darin, dass in ihrer Anzahl, Grösse und Form die Ergebnisse jener Kommunikationsprozesse vorweggenommen sind, die unter soziefugalen Bedingungen derart schlecht geleistet werden könnten. Und häufig genug stabilisieren sie jenen Zustand der Vereinzelung, der es verunmöglicht, sich in gemeinsamer Kommunikation sich über die Adäquanz oder Verfehltheit genau dieser Boxstrukturen klarzuwerden und mit kollektivem Handeln auf deren Modifikation hinzuwirken. Ebenso setzen die "Boxes" jedem Versuch, *ad hoc* eine den aktuellen Bedürfnissen entsprechende Neuallokation von Nutzungsräumen festzulegen, die unerbittliche, oft nur durch Baggermaschinen oder Sprengstoff überwindbare Resistenz ihrer physischen Bausubstanz entgegen, und sie zwingen alle Beteiligten, sich den in ihre Konstruktion eingeflossenen Standarderwartungen zu unterwerfen und vielleicht längst überwundene, in Form von "Königslogen", "Fürstensuiten" oder feudalen Villen immer noch in die Gegenwart hineinragende Statusdifferenzierungen zu reproduzieren.

Diesen Restriktionen stehen andererseits die unschätzbaren Vorteile gegenüber, dass es mit Hilfe physischer "Boxes" möglich wird, räumliche Nutzungsrechte

a) in präzise bemessbaren Quanten

b) mit minimalen Investitionen an Aufmerksamkeit, Kommunikation und Verhaltensprozessen

c) praktisch ohne jegliche Risiken von Dissens und Konflikt

unter (beliebig wechselnden) Individuen zu verteilen, und dass es durch geeignete Markierungen (z.B. das Liegenlassen persönlicher Gegenstände) leicht möglich ist, Nutzungsansprüche auch über Perioden der Abwesenheit oder Phasen zeitweiliger Fremdbenutzung hinweg zu stabilisieren (vgl. Goffman 1974: 54ff.). So kommt den Boxen die Funktion von "Katalysatoren" zu, die zu beliebigen Zeitpunkten, und unter verschiedensten Situationsbedingungen wirksam sind, um Einzelpersonen oder kleinere Kollokalgruppen relativ scharf aus ihrem sozialen Umfeld auszudifferenzieren, ohne sich bei Ausübung dieser Aufgabe in geringster Weise zu verbrauchen.

Würde man sich all diese physisch fundierten Raumstrukturierungen wegdenken, könnten soziefugale Systeme - vor allem natürlich bei überhängender Nutzungsnachfrage - praktisch nur auf dem Umweg über höherstufige, sozietale Interaktions- und Kommunikationsprozesse entstehen: wie z.B. im Falle von *Staaten*, die oft genug nur über verlustreiche Kriege zum friedlichen territorialen Modus Vivendi gelangen: oder bei *Stehplatzpassagieren überfüllter öffentlicher Verkehrsmittel*, die mit einschüchternden Gebärden und unter Einsatz von Ellbogen und Handtaschen um einen minimalen Bewegungsspielraum ringen.

Die wohl konsequenteste Entfaltung soziefugaler Regulationsmechanismen lässt sich bei den sog. "*Verkehrsordnungen*" finden, die einerseits - z.B. beim gewöhnlichen Fussgängerverkehr - ebenfalls auf äusserst habitualisierten und unmanipulierbaren Verhaltensroutinen beruhen, andererseits aber auch - wie z.B. im Rahmen Strassen- oder Flugverkehrsgesetzen - ein unüberbietbares Maximum an normativer Explizität und intentionaler Gestaltbarkeit erreichen.

Zu den ertümlichsten und ausweichlichsten Umweltbedingungen aller mit der Fähigkeit zur Lokomotion begabter Lebewesen gehört es, dass sie in ihren räumlichen Fortbewegungen durch andere, in Ruhe oder eigener Bewegung befindliche Organismen sehr wohl behindert, kaum je aber gefördert werden können: eine Asymmetrie, die wie keine andere dazu anleitet, das soziale Umfeld einseitig als Quelle von Beschränkungen und Risiken anstatt als ein Raum von Dispositionen und Chancen zu erfahren. Der daraus entstehende "Sozialisierungsdruck" ist im doppelten Sinne äusserst universal:

1) Das gemeinsame Ziel aller Individuen, ihre Fortbewegungstrajektorien mit einem Minimum an Restriktionen und Kollisionsrisiken vollziehen zu können, stellt eine Aufgabe dar, für die es - angesichts der Härte und Invarianz geometrisch-physikalischer Gesetzmässigkeiten - nur eine begrenzte Zahl erfolgreicher Lösungsmöglichkeiten geben kann. Völlig ungeachtet der geographischen Zielpunkte und der inhaltlichen Motive und Zwecke ihrer eigenen Reiseabsichten sind alle "Verkehrseinheiten"

a) selber daran interessiert, unbehelligt ihren Weg zu verfolgen,

b) ohne explizite Kommunikation von der Erwartung bestimmt, dass andere Teilnehmer dasselbe Interesse haben und nicht zuletzt deshalb dazu disponiert seien, solche Interessen bei den jeweils anderen zu unterstellen und zu respektieren.

Angesichts der Zweifelsfreiheit attribulierter Selbsterwartungen, Fremderwartungen und reziproker Erwartungen bestehen günstige Voraussetzungen dafür, dass sich Verkehrsteilnehmer selbst ohne externe, autoritative Regeloktroationen den Hobbes'schen Urzustand des "homo homini lupus" überwinden und sich auf ein System von Verhaltensnormen einigen, das den rein physikalisch bedingten Risiken der Zeitverzögerung, Kollision, Körpverletzung oder Tötung u.a. genügend Rechnung trägt.

So haben sich - im Sinne "konvergenter Evolution" - über verschiedenste menschliche Gruppen, Gesellschaften und Kulturkreise hinweg äusserst ähnliche verkehrsordnende Regelsysteme ausgebildet, in denen sich nicht so sehr spezifische Bedürfnisse, Werte oder Zielsetzungen, sondern die universellen Imperative, die sich aus Dichte, Ge-

schwindigkeit, Fortbewegungsmedium und anderen physischen Parametern ergeben, widerspiegeln (vgl. Goffman 1974: 28).

- 2) Verkehrsordnungen sind zum vornherein nur als völlig "inklusiv" konzipierte Sozialsysteme überlebensfähig, weil buchstäblich jedes beliebige Handlungssubjekt allein deshalb voll darin integriert werden muss, weil es (mit seinem biologischen Körper oder a fortiori mit seinem Fahrzeug) Masse und kinetische Energie mit sich führt und deshalb eine potentielle Quelle physischer Fremdgefährdungen bildet. Dies allein ist ein hinreichender Grund dafür, dass es auf allseitigen Respekt zählen kann und seitens anderer Teilnehmer andauernd Aufmerksamkeit, Normzumutungen, Warnungen, Drohungen, Kontroll- und Sanktionshandlungen auf sich zieht.

Verkehrsordnungen weisen generell drei Merkmale auf, die es erforderlich machen, die soziale Systembildung weitgehend oder gar ausschliesslich auf soziefugale Regulationsmechanismen abzustützen: Merkmale, die je nach Art der Fortbewegungsmittel, Zusammensetzung der Verkehrsteilnehmer, Höhe der Reisegeschwindigkeit u.a. eine höchst unterschiedliche Ausprägung erfahren:

- 1) Man muss sich auf die präventive Wirkung soziefugaler Vermeidungshandlungen verlassen können, weil bei ihrem Versagen irreversible Schädigungen auftreten, die durch keine reaktiven oder gar korrektiven Massnahmen mehr wettgemacht werden können. Im harmlosesten Falle verlieren hastende Passanten mindestens ein Stück unwiderbringliche *Zeit*, wenn sie nach erfolgter Kollision Entschuldigungsrituale auszuführen oder sich gar über Schadenersatzleistungen für zerbrochene Brillengläser abzusprechen haben. Und in schlimmeren Fällen kann eine Totalkollision oder ernsthafte Körperverletzung zum Abbruch der Reisepläne nötigen, oder der Unfalltod die Beendigung aller lokomotiven Absichten und Fähigkeiten mit sich bringen.

Im *Fussgängerverkehr* bleiben sicher noch die besten Möglichkeiten gewahrt, um einen Teil der Ordnungsleistungen auf reaktive und korrektive Mechanismen abzuwälzen, vor allem wenn die Teilnehmer (wie z.B. als Wanderer) keine besondere Eile haben und deshalb (a) einander wegen ihrer geringen Gehgeschwindigkeit nur minimale "Kollisionsschäden" zufügen können und (b) genügend Zeit finden, um sich mit Kollisionsfolgen auseinanderzusetzen.

Umgekehrt müssen soziefugale Mechanismen im Falle des Auto-, *Schiffs-* und *Flugverkehrs* die volle Last der *Verhinderung von Katastrophen* tragen: so dass derartige Verkehrseinheiten ausschliesslich unter dem Aspekt hinreichender Distanzwahrung miteinander in Beziehung treten.

- 2) Verkehrsteilnehmer sind aus verschiedenen Gründen meist gar nicht in der Lage, die für reaktive und korrektive Verhaltensweisen notwendigen Kommunikationsprozesse zu vollziehen, denn
 - a) die dafür verfügbaren Zeitspannen sind (sofern keine translokalen Kommunikationsmittel wie Funk u.a. eingesetzt werden) normalerweise äusserst kurz, und sinken mit wachsender Geschwindigkeit bald auf Werte, bei denen nur noch hochstandardisierte nonverbale "Ausdrucks-kundgaben" (vor allem visueller Art) in Frage kommen;
 - b) ihre Aufmerksamkeit wird primär durch die Fortbewegungshandlung selbst in Anspruch genommen: ganz besonders dann, wenn vielerlei physische Inhomogenitäten (Kurven, Steigungen, Unebenheiten) oder gar völlig unerwartete situationsbedingte Störfaktoren (Steinschlag, Wellengang, Oellachen, Windböen u.a.) zur Umsicht und Sorgfalt nötigen;
 - c) ihr Repertoire an Ausdrucksmöglichkeiten (auch nichtverbaler Art) ist selbst bei Individuen, die kein artifizielles Fahrzeug benutzen, normalerweise äusserst reduziert, weil sie
 - ihren motorischen Apparat momentan in den Dienst der instrumentalen Fortbewegungshandlung gestellt haben: so dass all ihre Verhaltensäusserungen primär als

Korrelate dieser Instrumentalhandlung (anstatt z.B. als rein symbolische Kundgaben) gedeutet werden;

- häufig auch aus Gründen physischen Schutzes relativ steife, "entdifferenzierende" Kleidungsstücke tragen, die - wie z.B. Mäntel, Ueberzüge, Pelerinen etc.) die Umsetzung von Körperbewegungen in spezifische Ausdruckskundgaben stark erschweren. Bei allen Fahrzeugbenutzern kommt hinzu, dass sie eine äusserst inexpressive materielle Hülle um sich tragen, die ihnen nur eine ganz kleine Auswahl meist digitaler Zeichen (Hupe, Lichtsignal u.a.) an die Hand gibt, um sich andern Verkehrsteilnehmern verständlich zu machen.

All diese Restriktionen machen es verständlich, warum in Verkehrsordnungen derselbe Akt physischer Fortbewegung, der im *kausalen* Sinne der Realisierung eines Lokomotionsprozesses dient, gleichzeitig auch noch im *symbolischen* Sinne als "Intentionskundgabe" in Anspruch genommen muss, durch die sich diese selbe Handlung äusserlich darstellt und die andern Teilnehmer zu entsprechend koordinierten Gegenhandlungen nötigt.

Oder anders formuliert: es bleibt nichts anderes übrig, als den faktischen Lokomotionsvorgang selber als Kommunikationsmedium zu benutzen um - auf eine höchst objektive, voraussetzungslos wahrnehmbare Weise - Informationen über Form und Absicht der in Gang befindlichen Handlung öffentlich mitzuteilen und die andern Verkehrsteilnehmer in die Lage zu versetzen, mittels induktiver Extrapolation auf den weiteren Handlungsverlauf zu schliessen:

"So bewegt, sei es nun beim Fahren oder Gehen, das Individuum sich - oder vielmehr sein Fortbewegungsgehäuse - in einer solchen Weise, dass Richtung, Geschwindigkeit und Entschlossenheit zum Einhalten des eingeschlagenen Kurses erkennbar werden" (Goffman 1974: 32/33).

So sehr z.B. Schiffe oder Flugzeuge allein aus physischen Gründen der Zeit- und Energieersparnis dahin gebracht werden, auf dem Weg von A nach B einen möglichst geradlinigen Kurs einzuhalten, so wird diese Geradlinigkeit zusätzlich mitstabilisiert dadurch, dass sie sich in einer soziefugalen Verkehrsordnung befinden: weil dies die einzige - gleichermassen notwendige und hinreichende - Weise ist, um sich als konsistente, berechenbare Verkehrsteilnehmer darzustellen.

- 3) Nur auf der Basis der höchst anspruchslosen soziefugalen Regelungsmechanismen lässt sich jene *maximale Extensität und Intensität der Geltung* verwirklichen, wie sie für Verkehrsordnungen (besonders bei hohen Geschwindigkeiten und/oder beim Gebrauch motorisierter Fahrzeuge) unerlässlich ist.

Extensität der Geltung bedeutet, dass Verkehrsordnungen im Prinzip die offensten Sozialordnungen sind, zu denen beliebige Individuen (allenfalls nach gewissen Zulassungsprüfungen) unkontrollierten Zugang haben, ohne dass hinsichtlich der Homogenität der Teilnehmerzusammensetzung oder der Qualität ihrer sozialen Beziehungen auch nur minimalste Standards aufrechterhalten werden können. Und die *Intensität der Geltung* manifestiert sich drastisch in der Bereitschaft fast aller Individuen, ihr physisches Wohlbefinden, ja Überleben jeden Tag vom zuverlässigen Funktionieren solcher Ordnungen abhängig zu machen. Auch wer vielleicht nicht darauf vertraut, mittels *soziopetaler Kooperation positive* Handlungsfolgen erreichen zu können, scheint meistens noch hinreichend daran zu glauben, dass *soziefugale Koordinationen* geeignet sind, um negative Handlungsfolgen (Kollisionen, Verletzungen u.a.) zu vermeiden.

Eine Umorientierung von präventiven zu reaktiven oder korrektiven Regulationsmechanismen hätte die doppelte Folge, dass Verkehrsordnungen in ihren Zulassungsbedingungen restriktiver und in ihrer Funktionsweise unzuverlässiger würden: weil die dazu notwendigen Kommunikationsprozesse relativ anspruchsvolle, kultur- und sozia-

lisationsabhängige Dispositionen und Qualifikationen erfordern würden und hinsichtlich Verlauf und Ergebnis mit verschiedensten Risiken behaftet wären (vgl. 5.5).

Verkehrsordnungen haben den Menschen bereits seit Urzeiten zur Generierung und Habitualisierung äusserst generalisierter, alle Schranken der Lebensgemeinschaft, Verwandtschaft, Gruppenabstammung, Rasse etc. transzendierenden Sozialorientierungen gezwungen, und ihm - all seinen partikularistischen Identifikationen zum Trotz - jenen Universalismus "anerzogen", auf den die kosmopolitischen Wertsysteme und Strukturen der modernen Gesellschaft (Christentum, bürgerliche Rechtsordnung, liberale Marktwirtschaft u.a.) aufbauen können.

In modernen Gesellschaften haben insbesondere

- a) zunehmende Verkehrsdichten (z.B. in urbanen Ballungsräumen),
- b) wachsende Fortbewegungsgeschwindigkeiten (Automobil, Flugzeug etc.),
- c) erhöhte Verletzungs- und Tötungsrisiken (z.B. im Strassenverkehr),
- d) erhöhte Variabilitäten (und deshalb: Unvorhersehbarkeit) individueller Fortbewegungsrouten,
- e) zunehmende "Rationalisierung" (und ergo: Störungsempfindlichkeit) von Fortbewegungshandlungen (z.B. in hoch belasteten Lufträumen oder auf dicht befahrenen Schienennetzen)

gemeinsam dazu beigetragen, die Normierungsdichte, Kontrollintensität und Sozialisationswirkung soziofugaler Verkehrsordnungen zu verstärken.

In Myriaden mikroskopischer Alltagssituationen müssen kollokal verdichtete und in Lokomotion befindliche Menschen sich täglich in der Praxis üben, einander auf einer Ebene wahrhaft unnegierbarer Gleichheit zu begegnen: als "Verkehrseinheiten", die äusserst komplexe physische Körper (ihren eigenen biologischen Organismus sowie komplizierte technische Apparaturen wie Fahrzeuge, Navigationsinstrumente u.a.) mit sich führen: Gegenstände, die wegen ihrer überdurchschnittlichen Verletzlichkeit einerseits permanent von Ausseneinwirkungen abgeschirmt werden müssen und andererseits wie beliebige physikalische Gegenstände als Träger widerständlicher Masse und energetischer Wirkungspotentiale in Betracht gezogen werden müssen.

Vor allem der vielverleumdete individuelle Strassenverkehr mag die latente Funktion erfüllen, das soziale Verhalten der ganzen Bevölkerung mit einem "kulturfrei reproduzierten Basisuniversalismus" zu durchdringen, auf den sich die universalistischen institutionellen Wertsysteme abstützen können, und weltweit eine zwar wenig integrierende, dafür aber umso überlebensfähigere Fundamentalebene gemeinsamer Erwartungen, Normorientierungen und Verhaltenshabitualisierungen zu reproduzieren.

5.4 Strategien der Desensibilisierung

Wenn es nicht möglich, erlaubt oder wünschbar ist, das Feld objektiver physischer Wirkungszusammenhänge und Störungsrisiken mittels Soziofugalität zu verdünnen, können die kollokalen Interaktionspartner durch ein *Anheben ihrer sensorischen Rezeptionsschwellen* und/oder ihrer *verhaltensmässigen Reaktionsschwellen* dafür sorgen, dass

- sie selbst von derartigen Ereignissen subjektiv weniger betroffen sind,
- das Sozialsystem gegenüber solchen Wirkungen abgeschirmt wird, weil intrapersonelle Mechanismen (z.B. selektive Wahrnehmung, Toleranz, Duldungsfähigkeit u.a.) eine Filterfunktion ausüben.

Im Sinne des oben vorgeschlagenen Modells konzentrisch gelagerter adaptiver Regelkreise (vgl. 5.1) können Desensibilisierungsstrategien einer mittleren, präventive und reaktive Mechanismen in sich vereinigenden Sphäre zugerechnet werden, innerhalb der wiederum mindestens zwei "Ringe" unterschieden werden können:

- 1) Eine den soziofugalen Funktionskreisen noch nahe verwandte "äussere Abwehr", bei der es darum geht, durch geeignete Manipulation von Wahrnehmungsvorgängen (z.B.

Abwendung der Blickrichtung, Ablenkung der Aufmerksamkeit u.a.) zu verhindern, dass bestimmte unerwünschte Immissionen überhaupt zu Erlebnisinhalten werden, die irgendeine Reaktion oder gar eine interaktive Weiterverarbeitung notwendig machen. Derartige Verhaltensweisen sind teilweise vollständig *präventiv*: z.B. wenn man sich in überfüllten Wartehallen oder Verkehrsmitteln prinzipiell in die Zeitung vertieft, um irgendwelchen unerwünschten Zeugenschaften, Gesprächs- oder Hilfsaufforderungen aus dem Wege zu gehen; oder wenn man sich grundsätzlich nur mit Ohrenschützern ins Bett legt, um durch keinerlei Nachbar- oder Strassenlärm behelligt zu werden. Zum grösseren Teil aber sind sie *reaktiv*: z.B. wenn das Näherkommen einer unbekannten Person der Grund ist, um den Blick von ihr abzuwenden oder um intensives Beschäftigtsein zu demonstrieren.

- 2) Einen Bereich der "inneren Abwehr", der dazu dient, bereits vollzogene Wahrnehmungen und Erlebnisinhalte "unschädlich" zu machen, indem verhindert wird, dass sie sich auf die Ebene des Verhaltens und Interagierens auswirken können. Solche rein *reaktiven* Verarbeitungsmechanismen sind meist mit einer intraindividuellen Disziplinierungsleistung verbunden: z.B. wenn man sich "zusammenreissen" muss, um den Musiklärm des Zimmernachbarn schweigend zu erdulden, unangenehme Körpergerüche auszuhalten, Behinderte mit aufsehererregenden Körperdeformationen nicht anzustarren oder beleidigende Anwürfe taktvoll und mit gut gespielter Gleichmut zu "ignorieren".

Dank präventiver und reaktiver Desensibilisierung sind Individuen in der Lage, sich selbst unter Bedingungen äusserst dichter und unentrinnbarer physischer Nähe dem unkontrollierbaren Feld kollokaler Wechselwirkungen zu entziehen und sich einen Spielraum für autonomes Erleben und Handeln zu sichern, ohne einerseits Raumdistanzen in Anspruch zu nehmen und andererseits das Verhalten anderer zu restringieren.

Dieser Beitrag zur Ausdifferenzierung und wechselseitigen Insulierung von personaler und sozialer Systemebene muss auf dem Hintergrund der universellen Tatsache gewürdigt werden, dass immer ein besonderer Aufwand erforderlich ist, um den quasi "natürlichen" soziogenetischen Tendenzen, die mit jeder kollokalen Situation verbunden sind, entgegenzuwirken. Wann immer sich mehrere, im normalen Wachzustand befindliche und durch keine selbstreferentiellen Aktivitäten zu stark in Anspruch genommene Individuen auf engem Raume gegenüberreten, werden sie es beschwerlich finden, einen Zustand völliger sozialer Beziehungslosigkeit über längere Zeit aufrechtzuerhalten. Mit seinen frei beweglichen Blicken und seinen allzeit disponiblen akustischen, olfaktorischen und taktilen Wahrnehmungsbereitschaften stellt jedes Individuum - ähnlich wie ein sehr bindungsfähiges chemisches Molekül - ein Zentrum frei flottierender Reaktions- und Bindungswerten dar und schreibt auch allen anderen diese selbe Verfassung zu.

Beginnend mit einem blossen Blickwechsel, können sich Kollokalpartner allzu leicht in einen Interaktionsprozess verstricken und sich bald in einer irreversiblen Bekanntschaftsbeziehung zueinander vorfinden, ohne dies unbedingt intendiert zu haben. Der autokatalytische Charakter solcher Prozesse wird dadurch unterstützt, dass menschliche Personen bei Zuwendung zu Mitbewohnenden in einen höheren psychischen Erregungszustand ("Interaktionsstonus") versetzt werden, der sie dazu nötigt, ihre Aufmerksamkeitspotentiale von andern, nichtsozialen Aspekten ihrer Umweltsituation abzuziehen, um sie voll auf das ALTER EGO (als das erfahrungsgemäss komplexeste, variationsreichste und unberechenbarste Objekt in ihrer Umwelt zu fokussieren (vgl. Goffman 1971:35ff.). Für die biologische Fundierung (und damit: erschwerte Kontrollierbarkeit) solcher Reaktionen spricht der ethologische Befund, dass bei Kleinkindern die Pulsfrequenz steigt, wenn sie eine menschliche Person anblicken, sich hingegen wieder normalisiert, wenn sie den Blick von ihr abwenden (vgl. Eibl-Eibesfeldt 1975).

In modernen urbanen Gesellschaften entsteht daraus von zwei Seiten her ein gewisses Problem, weil derartige Situationen ungeplant-zufälliger Kollokalität einerseits sehr häufig

vorkommen (z.B. in öffentlichen Verkehrsmitteln, Warteräumen u.a.), die Betroffenen an der Aufrechterhaltung individueller Autonomie aber andererseits derart stark interessiert sind, dass sie sich solchen unkontrollierbaren und irreversiblen Engagements keineswegs ausliefern möchten. Täglich stellt sich dem Stadtmenschen die Aufgabe, seine "freien Valenzen" über verschiedenste kollokale Situationen zufälliger und transitorischer Art hinwegzuretten, um sie unvermindert in die dafür vorgesehenen (z.B. am Ende von Reisewegen oder Wartezeiten erscheinenden) Zielpersonen zu investieren, und noch viel häufiger muss er die Initiierung verschiedenster naheliegender Kontakte (z.B. am Arbeitsplatz) unterbinden, um eigene Handlungspläne und -ziele unbehelligt zu realisieren.

Moderne Gesellschaften müssen sich deshalb mehr als alle früheren auf leistungsfähige Mechanismen verlassen können, die die immanente Spannung zwischen

- den Ansprüchen, unter kontrollierbaren und voraussehbaren Bedingungen zweckrational handeln zu können,

- dem Zwang, sich den aleatorischen Begegnungschancen und Interaktionsgelegenheiten öffentlicher Räume ausliefern zu müssen

auf ein erträgliches Mass herabmindern können.

Mechanismen der Desensibilisierung tun dies auf eine äusserst wirksame und zuverlässige Weise, ohne an die Akteure derart anspruchsvolle Verhaltensanforderungen zu stellen, wie sie etwa für manche Disziplinierungsmechanismen (vgl. 5.5) notwendig sind. Ihre relativ hohe (im Vergleich zu soziefugalen Verhaltensweisen allerdings eingeschränkte) Ubiquität und Zuverlässigkeit verdanken sie vor allem der Tatsache, dass sie von den Individuen nicht so sehr ein spezifisches *aktives Handeln* als vielmehr ein *Unterlassen* fordern, das auf mannigfache funktional äquivalente Weise erbracht werden kann. Zum Beispiel mag einer je nach Laune in Schlaf versinken, die Pfeife stopfen oder in die Zeitung starren, um sich aus einer trübsinnigen Konversation abzumelden oder seine Indifferenz gegenüber Interaktionen Dritter unübersehbar zu manifestieren.

So pflegen fremde Passanten in der Öffentlichkeit auf ungewollte Körpernähe mit allerhand evasiven Verhaltensweisen zu reagieren, mit denen sie demonstrativ ausdrücken, dass sie selber subjektiv nicht die Absicht haben und/oder objektiv nicht in der Lage sind auf eigene Initiative Interaktionen zu beginnen oder auf Interaktionsofferten anderer kommunikativ zu reagieren. Weil derartige Kundgaben naturgemäss sehr schnell erfolgen und universell wahrnehmbar sowie voraussetzungslos verstehbar sein müssen, kommen dafür nur nonverbale Verhaltensweisen in Frage, die überdies einen hohen Grad an Auffälligkeit und zuverlässigen Reproduzierbarkeit besitzen:

1) *Mimische Gesten*: Durch Abwendung der Blickrichtung wird ausgedrückt, dass man seine Aufmerksamkeit auf andere Objekte oder Ereignisse der Umwelt ausgerichtet hat, und durch Verkrampfung der Mundregion (Zusammenpressen oder Beissen der Lippe, Vorzeigen der Zunge u.a.) wird demonstriert, dass man allein schon aus physischen Gründen behindert ist, sich in ein Gespräch zu engagieren (Mall 1955, Givens 1978; Smith/Chase/Lieblich 1974).

2) *Automanipulative Aktivitäten*: indem man die Brille reinigt, sich am Gesicht kratzt oder die Kleider ordnet, lassen sich vor allem jene peinlichen Zeitphasen schutzloser "Überanwesenheit" bewältigen, wie sie beispielsweise beim allseits registrierten verspäteten Zutritt zu einer Versammlung oder bei Schweigephasen in Gesprächsabläufen auftreten können (Givens 1978, Stern/Bender 1974, Schefflen 1972 u.a.).

Über derartige unwillkürliche Selbstschutzreaktionen weit hinausgehend, sind Individuen moderner Gesellschaften auch normativ dazu verpflichtet, fremden Passanten mit "höflicher Gleichgültigkeit" (civic inattention) gegenüberzutreten: selbst im Falle von Personen, die wegen ihrer auffälligen Verhaltensweisen oder körperlichen Stigmata geeignet sind, volle Aufmerksamkeit und Neugier zu erregen.

"Je näher die Betrachter demjenigen kommen, der sie interessiert, desto exponierter ist dessen (und auch ihre eigene) Position, und desto stärker werden sie zu höflicher Gleichgültigkeit sich verpflichtet fühlen. Mit der Entfernung zum Gegenstand ihrer Neugier wächst ihr Gefühl der Freiheit, ihn ein wenig mustern zu können." (Goffman 1971: 86)

Im Gegensatz zu soziofugalen, auf Vermeidung sensorischer Kontakte ausgehenden Verhaltensweisen ist bei "höflicher Gleichgültigkeit" durchaus vorausgesetzt, dass die Partner einander differenziert wahrnehmen und um ihr Wahrgenommensein wissen: aber sie teilen einander gleichzeitig mit, dass sie aus solchen Perzeptionen keinerlei interaktionelle Konsequenzen ziehen wollen: dass sie füreinander *nicht* Gegenstand besonderen Interesses bilden und jeder sich durchaus weiter annähern kann, ohne mit Ansprachen oder andern Behelligungen rechnen zu müssen:

"Solches Verhalten setzt hinreichende visuelle Beachtung des anderen voraus, die beweist, dass man seine Anwesenheit würdigt (man gibt offen zu verstehen, man habe ihn gesehen), während man im nächsten Moment die Aufmerksamkeit bereits wieder zurücknimmt, um zu dokumentieren, er stelle keineswegs das Ziel besonderer Neugier oder spezieller Absichten dar." (Goffman 1971: 85).

Gleichzeitig gibt man dem sich Annähernden kund, dass man ihn als normales Exemplar der Spezies "homo sapiens" akzeptiert: zumindest in dem anspruchsloseren Sinne, dass man ihm zutraut, keine böswillig-hinterhältigen Absichten zu haben, keine unkontrollierbaren Körperbewegungen zu vollführen und auch nicht etwa einen absolut unerträglichen Geruch zu emittieren.

Wie jedes Unterlassen stellt auch "höfliche Gleichgültigkeit" ein generell ziemlich anspruchsloses, durch vielerlei funktional äquivalente Motive evozierbares Verhalten dar (vgl. Geser 1986: 663 ff.), das sich häufig genug "von selbst" aus Unachtsamkeiten, anderweiten Beschäftigungen, Schläfrigkeit etc. ergibt. In andern Fällen aber muss sie als eine aktive, gegen mannigfache Widerstände durchgesetzte Selbstdisziplinierungsleistung gewürdigt werden: z.B. wenn es darum geht, Reaktionen spontaner Neugier (gegenüber abnormen Krüppeln u.a.) oder sinnlicher Zuneigung (gegenüber sexuell attraktiven Personen) zu überwinden.

Mit zunehmender Dauer des unfreiwilligen Zusammenseins wird es immer anstrengender und risikoreicher, Desensibilisierungen allein auf den elementaren Mechanismus des Blickvermeidens abzustützen: weil es immer wahrscheinlicher wird, dass die Blicke sich bei ihrem gewohnten Umherschweifen rein "zufällig" dann und wann treffen, und dass in der gemeinsam durchlebten Zeitspanne irgendwelche Verhaltensweisen oder exogene Ereignisse auftreten, die die Initiierung einer Interaktion naheliegend, erwartbar oder gar zwingend machen. Passagiere im Wolkenkratzaufzug etwa werden in einen Zustand der Nervosität und unsicher-gespannter Erwartung versetzt, wenn sie auch oberhalb des dreissigsten Stocks noch bemüht sind, wechselseitigen Blicken auszuweichen oder einen abrupten Stop wegen Stromausfalls selbst nach drei Minuten noch mit keinerlei Konversation zu kommentieren. Und bei fortgesetztem Zusammensein (z.B. auf längeren Flug- oder Eisenbahnreisen) wird es immer wahrscheinlicher, dass zufälligste Blickwechsel, Verhaltenskoordinationen oder verbale Äusserungen (sogar im Rahmen von Selbstgesprächen) einen irreversiblen und beidseitig nur unvollkommen steuerbaren Interaktionsprozess auslösen, der

- a) in der *Gegenwart* dafür sorgt, dass die Partner keinerlei Valenzen für andere soziale Engagements (bzw. selbstreferentielle Aktivitäten) mehr verfügbar haben,
- b) in der *Zukunft* in einem Bekanntschafts-, Freundschafts- oder gar Eheverhältnis terminieren mag, das seinerseits wieder unabsehbare individuelle und soziale Folgewirkungen nach sich zieht.

In solchen Fällen besteht eine gebräuchliche Taktik präventiver Desensibilisierung darin, sich demonstrativ in eine offensichtlich nicht auf die Mitbewohnenden hin orientierte, rein individuell auszuführende Tätigkeit zu engagieren, und dadurch

- a) sich selbst in einen Zustand absorbierte Aufmerksamkeit zu versetzen, der es einem erleichtert, unwillkürliche Personenwahrnehmungen zu vermeiden und gegenüber verschiedensten "sozialen Immissionen" unempfindlich zu bleiben;
- b) den Anwesenden in nichtverbaler, aber dennoch sehr eindeutiger Weise mitzuteilen, dass man nicht willens, ja oft nicht einmal in der Lage ist, äussere Zustände und Ereignisse wahrzunehmen oder gar in einen kommunikativen Austausch einzutreten.

Durch Zeitunglesen, Stricken, Lösen von Kreuzworträtseln, Benutzung eines "Walkman" oder - falls alle Utensilien fehlen - gespanntes, auf anstrengende Denktivität hindeutendes Vorsichhinstarren vermag ein auf Distanz bedachter Mitbewohnender jenes Zuviel an freien Erlebens- und Handlungsvalenzen zu beseitigen, die

- für ihn selbst eine Last sind, weil er sich ständig dabei ertappt, unfreiwilliger Zeuge fremden Redens und Verhaltens zu sein oder durch seine offensichtliche Disponibilität allerlei Avancen zu provozieren;
- für andere eine Belastung darstellen: weil sie bei all ihrem Tun und Lassen mitberücksichtigen müssen, auf nicht präzise eruierbare Weise wahrgenommen und beurteilt zu werden.

"Zeitungen... sind eine tragbare Quelle von Engagement, zu der man immer greifen kann, wenn man meint, eine Beschäftigung zu haben, aber keine hat. Offensichtlich bestand ein wesentliches Verlustmoment beim Zeitungsstreik in England 1954 darin, dass die Pendler in der U-bahn nichts hatten, um sich dahinter zu verstecken, nichts, um sich, allseitiger Billigung sicher, zurückzuziehen. Das bedeutete, sie mussten offen nichts tun, was für einen Briten aus der Mittelschicht schon eine leise Desorientierung in der Situation bedeuten kann, eine Art Selbstentblössung und Überanwesenheit." (Goffman 1971: 58)

Als funktionales Äquivalent zu isolierenden Raumdistanzen und physischen Wahrnehmungshindernissen aller Art (z.B. Mauern, Trennwänden, Vorhängen, Palisaden, Hecken usw.) haben derartige Selbstbeschäftigungen die Funktion, dem Individuum eine geschützte Nische zu verschaffen, innerhalb der es sich vor unbeabsichtigten Fremdwahrnehmungen und unerwünschten Fremdinteraktionen gleichermassen sicher fühlen kann: mit dem Nachteil allerdings, dass es gezwungen wird, seine Aufmerksamkeit und Handlungskapazitäten konsistent daran zu binden und bei ihrer Ausführung eher auf den Aspekt, wie sie aussen *wahrgenommen werden*, als auf den Gesichtspunkt, wie sie sachlich am besten zu *bewältigen sind*, Rücksicht zu nehmen.

Auch im Zustand intensivster Interaktion können Kollokalkpartner nie völlig auf Massnahmen der Desensibilisierung verzichten, weil es nur so gelingt,

- das Spektrum der Stimuli, auf die die Teilnehmer wechselseitig reagieren,
- den Intimitätsgrad der Sozialbeziehung (und das entsprechende psychische Engagement, das damit verknüpft ist)

in gewissen Grenzen zu halten, und dem Interaktionsverhältnis dadurch zumindest ein Minimum an Berechenbarkeit und Kontrollierbarkeit zu verleihen.

So deuten sozialpsychologische Forschungsbefunde darauf hin, dass Konversationsgruppen eine Art "Homöostase des Intimitätsgrades" aufrechterhalten: indem die Partner mit wachsender räumlicher Nähe immer stärker bestrebt sind, sich durch kompensative Mechanismen der Desensibilisierung voneinander abzuschirmen:

- a) auf *nonverbaler* Ebene: indem sie einander weniger häufig anblicken und zulächeln;
- b) auf *verbalem* Niveau: indem sie das Gespräch auf weniger "intime" (d.h. eher depersonalisiert-sachbezogene) Thematiken lenken (vgl. z. B. Argyle/Dean 1965).

Umgekehrt wird es dann notwendig, den soziefugalen Ausdruckswert grösserer räumlicher Entfernung durch umso intensivere Zeichen interpersoneller Wahrnehmung und Reagibilität (Anblicken, Zulächeln, persönliche Bemerkungen) wettzumachen (Argyle

/Dean 1965): genauso wie ein sehr unpersönliches Gesprächsthema den Bedarf wecken kann, dem persönlichen Charakter der Beziehung durch umso häufigere Augenkontakte Ausdruck zu verleihen (Exline/Thibaut/Brannon/Gumpert 1961).

In die gleiche Richtung weisen die empirischen Regularitäten, dass

- Diskussionspartner in grösseren Gruppen häufig nicht die ihnen zunächst sitzenden Teilnehmer ansprechen, sondern Personen, die sich mehrere Plätze von ihnen entfernt befinden (Steinzor 1950);
- zu einem Interaktionspartner, der die Augen geschlossen hält, geringere minimale Körperdistanzen aufrechterhalten werden (Argyle/Dean 1965).

Räumliche Nähe, nonverbale Zuwendungsgesten und verbale "persönliche Ansprachen" müssen demnach als drei funktional äquivalente, untereinander flexibel substituierbare Ausdrucksmedien für "Beziehungsintimität" betrachtet werden. Ohne besondere Reflexion und Anstrengung sind alle kollokalen Partner ständig damit beschäftigt, durch variablen Einsatz dieser drei Strategien ihren Interaktionsprozess in einer Art "Fließgleichgewicht" zu halten und gewisse Referenzparameter (der Intimität, Reagibilität, doppelten Kontingenz u.a.) aufrechtzuerhalten, die sich aus dem allgemeineren Charakter ihrer "sozialen Beziehung" ergeben.

Die auf der übergeordneten Systemebene der "sozialen Beziehung" festgelegten "Gleichgewichtssparameter" können innerhalb der einzelnen kollokalen Interaktionssequenzen also im Sinne von Strukturvorgaben und Regulationsprinzipien fungieren: obwohl genau diese Interaktionen andererseits das Medium bilden, innerhalb dem solche Parameter definiert und verändert werden (vgl. 4.3).

Der Bedarf an Desensibilisierungen ist - *ceteris paribus* - umso grösser, je weniger die Partner einerseits bereit sind, ihre Beziehungen einem schwer kontrollierbaren Prozess wachsender Intimisierung auszuliefern, und je stärker andererseits die soziopetalen Kräfte sind, die sie dabei zu neutralisieren haben. Daraus erklärt sich beispielsweise, warum (im Rahmen nicht-intimer Beziehungen) zwei Gesprächspartner unterschiedlichen Geschlechts weniger intensive Blickkontakte aufrechterhalten als Partner, die beide dem männlichen oder dem weiblichen Geschlecht angehören (Argyle/Dean 1965).

Dieses Vermeidungsverhalten mag dem doppelten Zweck dienen

- a) in rein kausaler Hinsicht sexuelle Stimulierungen zu unterbinden, deren unkontrollierbarer Eigendynamik sich die Partner nicht ausliefern wollen;
- b) in symbolisch-kommunikativer Hinsicht auszudrücken, dass trotz dazu günstigen Situationsbedingungen (taktile Erreichbarkeit, Abwesenheit Dritter u.a.) keine Absicht besteht, sexuelle Komponenten ins diadische Verhältnis einzubeziehen.

Auch Selbstbeschäftigungen finden innerhalb von Interaktionsprozessen mannigfache Verwendung mit dem Zweck, die Teilnehmer temporär vor Fremdwahrnehmungen oder Interaktionsaufforderungen abzuschirmen, und im dichten Feld interpersoneller Rückkopplungen das Ausmass an "doppelter Kontingenz" im Sozialsystem zu reduzieren.

Wer während eines Gesprächs plötzlich mit demonstrativer Hingebung seine Pfeife stopft, die Brille reinigt, an den Fingernägeln feilt, sich dem Weinglas zuwendet oder vorübergehende Passanten mustert, teilt andern dadurch mit, dass er momentan nur in reduzierter Weise am Kommunikationszusammenhang partizipiert. Je nach den situativen Bedingungen kann er damit ausdrücken, dass er im Moment

- a) die andern nicht aufmerksam wahrnimmt: so dass diese sich in ihrem Verhalten unbehelligt fühlen können;
- b) auf vorgängige Handlungen oder Voten nicht reagieren will: z.B. weil er vorher nicht zugehört hat, Zeit zum Nachdenken benötigt, einen konfliktiven oder peinlichen Punkt umschiffen, das Thema wechseln oder vielleicht gar das Gespräch beenden möchte.
- c) sich gegenüber Interaktionsangeboten Anderer abschirmen möchte: z.B. um sich zu entspannen oder um sich für eigene Initiierungen genügend Spielraum zu bewahren.

Derartige "Nebenengagements" (vgl. Goffman 1971: 58ff.) können als mikroskopische Privateservate begriffen werden, die den Vorteil haben, jederzeit praktisch vorausset-

zungslos zugänglich zu sein, aber auch den Nachteil, ohne explizite Rechtfertigungen nur für sehr begrenzte Zeitspannen zur Verfügung zu stehen.

Vom Standpunkt des Interaktionsteilnehmers aus haben Nebenengagements die Funktion, temporäre Rückzugsmöglichkeiten aus dem unübersehbar dichten und unkontrollierbaren Feld wechselseitiger Wahrnehmungen, Beeinflussungen und Reaktionen zu eröffnen, um dadurch gewisse Freiräume für selbstreferentielle Aktivitäten und für die Befriedigung seiner individuellen Bedürfnisse zu gewinnen. Denn damit ist er während gewisser Zeitspannen davon dispensiert

- seine volle (durch den sozial induzierten "Interaktionstonus" noch gesteigerte) Aufmerksamkeit dem Interaktionsfeld zuzuwenden;
- sich den Wahrnehmungen und Reaktionsweisen Anderer unumschränkt zu exponieren;
- in einen nur begrenzt kontrollierbaren, irreversibel voranschreitenden Interaktionsprozess einbezogen zu werden.

Er kann solche Unterbrechungen als "Verschnaufpausen" nutzen, um vernachlässigte physiologische oder psychische Selbstregulationen seines personalen Systems wieder zur Geltung kommen zu lassen, oder als Vorbereitungsphase: um in nachfolgenden Interaktionssequenzen mit mehr Präzision, Planmässigkeit und Steuerungseinfluss zu agieren. Vom Gesichtspunkt des *Sozialsystems* aus betrachtet haben Nebenengagements die Funktion von "Interdependenzunterbrechern", die die Rückkoppelungsdichte auf ein besser überblickbares und manipulierbares Mass vermindern: indem sie z.B. dafür sorgen, dass gewisse Handlungen keine Gegenhandlungen induzieren, weil niemand sie wahrnimmt oder niemand disponiert ist, darauf zu reagieren.

Partner, die am Interaktionsfeld permanent mit ungeteilter, intensiver Aufmerksamkeit partizipieren, werden unter kollokalen Bedingungen normalerweise sehr viel Erwartungsunsicherheit und turbulente Dynamik erzeugen: weil jeder ständig damit rechnen muss, dass andere sein gesamtes Spektrum von Verhaltensweisen und Ausdruckskundgaben wahrnehmen und auf irgendwelche dieser Wahrnehmungen in irgendeiner Weise reagieren. Entsprechend muss dann noch mehr Aufmerksamkeit aufgewendet werden, um die Folgen aufmerksamer Zuwendung in den Griff zu kriegen: d.h. um ständig auf dem Laufenden zu sein, wer welche Äusserungen wahrgenommen hat und welche Reaktionen in Anbetracht ihrer Stimmungen, Interessenlagen u.a. erwartet werden müssen.

Desensibilisierungen dienen dazu, solche positiv rückgekoppelten Eskalationsprozesse "kurzzuschliessen" und durch einen gegenläufigen Deeskalationsprozess zu ersetzen. So kann EGO sich dank dem in Nebenbeschäftigungen versunkenen ALTER selber besser legitimiert und in der Lage fühlen, sich ungestört seinen eigenen Nebenengagements zu widmen.

Die Ausdünnung des kollokalen Interdependenzfeldes dient dazu, das kollokale Interaktionsfeld von mannigfachen Störeinwirkungen abzuschirmen:

- a) von *individuell bedingten Störungen*, die in physiologisch oder psychologisch bedingten Zuständen und Verhaltensweisen der einzelnen Teilnehmer ihre Wurzel haben und sich teilweise auch ihrer eigenen Selbstkontrolle entziehen (Rülpser, nervöse Zuckungen, depressive Stimmungen usw.)
- b) von unbeabsichtigten disfunktionalen Folgen, die - wie z.B. eskalierende Konflikte - aus der *dichten interaktiven Rückkoppelung* entstehen.

Sie bieten Nebenengagements ein gewisses Korrektiv für die Tatsache, dass es in kollokalen Interaktionssystemen aus fundamentalen Gründen unmöglich ist, die personale und die soziale Systemebene hinreichend voneinander zu differenzieren: weil personell bedingte Verhaltensweisen (als "Ausdruckskundgaben") allzu unvermittelt das soziale Feld mitbeeinflussen oder gar mitkonstituieren und weil umgekehrt die sozialen Prozesse individuelles Erleben und Handeln allzu direkt mitdeterminieren.

Aus den damit verknüpften wechselseitigen Störlwirkungen entsteht der Bedarf, auf zwei Ebenen für korrektive Entlastungs- und Reäquilibrationen zu sorgen:

- a) indem man kollokale Interaktionszyklen als Ganzes zeitlich begrenzt und von translokalen oder alokalen Phasen umrahmen lässt, in denen die beiden Systemebenen in einem Zustand grösserer Verselbständigung zueinander stehen,
- b) indem man innerhalb kollokaler Interaktionszyklen mittels Desensibilisierung virtuelle "Schutzräume" erzeugt, die für die kurzfristige Absorption kleinerer Spannungen und Konflikte zur Verfügung stehen.

Diese beiden Mechanismen sind wohl in gewissem Masse substitutiv: so dass man Kollokalsysteme wahrscheinlich umso länger spannungsfrei in Gang halten kann, je mehr interne Nebenbeschäftigungen man "toleriert".

In vielen Kollokalsystemen wird zum vornherein dafür Sorge getragen, dass die Teilnehmer während des gesamten Interaktionsablaufs einen hinreichenden Zugang zu (persönell entlastenden und sozial stabilisierenden) Nebenengagements verfügen: z.B. indem sie ihr Zusammensein an gemeinsames Essen und Trinken, Kartenspiele, Diavorführungen oder andere "Anlässe zu geselligem Beisammensein" binden, oder beispielsweise auch an Wanderungen oder Busfahrten, während denen es andauernd legitim und naheliegend ist, das Aufmerksamkeitsfeld abwechselnd auf das soziale Nahfeld oder die umgebende Naturlandschaft zu fokussieren.

Besondere Bedeutung kommt den bei geselligen Zusammenkünften so verbreiteten alkoholischen Getränken zu, weil "hartes Trinken" gleich in doppelter Hinsicht desensibilisiert:

- a) als "Nebenengagement", das wie jedes andere dazu dient, in den Fluss wechselseitigen Wahrnehmens und Sprechens Trennpunkte zu legen;
- b) durch seine anästhesierenden Wirkungen, dank denen der Pegel interpersonellen Wahrnehmens und Reagierens aus physiologischen Gründen in wechselseitig erwartbarer Weise sinkt.

Je weiter das Saufgelage voranschreitet, desto mehr kann sich jeder Kumpan dem wohligen Gefühl hingeben, von den andern nicht mehr genau beobachtet und zu präziser Kommunikation aufgefordert zu werden, und infolgedessen einen wachsenden Spielraum für noch weitergehende Lockerungen seiner Verhaltenskontrolle verfügbar zu haben.

5.5. Strategien der Verhaltensdisziplinierung

Die beiden bisher diskutierten Mechanismen der "Soziofugalität" und der "Desensibilisierung" haben miteinander gemeinsam, dass die kollokalen Partner relativ stark davon entlastet werden, ihre Verhaltensemissionen unter dem Gesichtspunkt, wie sie auf andere (kausal oder symbolisch) einwirken, zu spezifizieren und zu restringieren.

Zwar beruhen auch soziofugale Ordnungen in dem Masse auf "Disziplin", als die Teilnehmer es bewusst (und vielleicht unter Hintanstellung dringender eigener Bedürfnisse) vermeiden, sich Anderen allzu stark anzunähern oder gar deren physische Box-Strukturen (geschlossene Türen u.a.) zu penetrieren, mit denen sich diese vor Fremdwahrnehmungen schützen.

Aber der Disziplinbedarf ist insgesamt doch relativ gering

- a) weil es sich bei solchen Vermeidungen um generalisierte *Unterlassungen* handelt, die im Unterschied zu Aktivhandlungen keiner spezifischen Motivation oder Qualifikation bedürfen, sondern von den verschiedensten Individuen in verschiedensten Situationen auf dieselbe Weise "ausgeführt" werden können (vgl. Geser 1986);
- b) weil es neben intentionalen Unterlassungen noch zahlreiche funktional äquivalente Ursachen gibt, die zu den erforderlichen Nichtannäherungen und Nichtpenetrationen führen, z.B. weil die kollokalen Partner
 - wegen ihrer Absorption durch *andere* Aktivitäten gar keine Aufmerksamkeit frei haben, um andere Personen neben ihnen überhaupt zu bemerken oder sich um deren Handlungen, Sprachäusserungen etc. zu kümmern;

- rein physisch nicht in der Lage sind, z.B. in einen geschlossenen Raum einzudringen, ein vorausfahrendes Fahrzeug einzuholen oder im lärmigen Café das Gespräch am Nebentisch mitzuverfolgen.

Die unübertreffliche Ubiquität und Funktionssicherheit soziofugaler Ordnungen beruht eben darauf, dass es zu ihrer Konstitution hinreichend ist, permanent derartige "Nichtereignisse" (Nichtkollisionen, Nichtperzeptionen, Nichtverletzungen u.a.) zu "produzieren": wobei man durchaus im Ungewissen bleiben kann, ob und inwiefern es intentionale Unterlassungshandlungen, schiere Nachlässigkeiten oder objektive Situationsbedingungen sind, die zu derartigen Nichtereignissen führen.

Im Vergleich dazu sind "Toleranzordnungen", die auf Insensibilität gegenüber wahrnehmbarem Fremdverhalten beruhen, auf ungleich höhere Disziplinierungsleistungen angewiesen: z.B. wenn beträchtliche Selbstbeherrschung notwendig ist, um den penetranten Körpergeruch seines Sitznachbarn auszuhalten oder beleidigende Unterstellungen mit stoischem Gleichmut zu "überhören". Obwohl derartige "Nicht-Reaktionen" wohl viel häufiger als soziofugale "Nicht-Penetrationen" den Charakter intentionaler Handlungen besitzen, so tragen sie doch ebenfalls den Charakter unspezifischer Unterlassungen, die keine besonderen Fähigkeiten oder Kenntnisse erfordern, einer Vielzahl verschiedenster Motive entspringen und auch auf ganz andere Weise als durch intentionale Handlungen zustandekommen können. Wer eine Beleidigung "überhört", mag dies - wie die gebräuchliche Zweideutigkeit dieses Verbums bereits zum Ausdruck bringt - genauso aus blosser Unaufmerksamkeit tun, und wer sich blind, taub, alkoholisiert oder sonstwie anaesthetisiert in Gesellschaft begibt oder sich dort einer absorbierenden Nebentätigkeit hingibt, kann dort als "Interdependenzunterbrecher" für konflikträchtige kollokale Interaktionskreisläufe wirksam sein, ohne sich auf anspruchsvolle Charaktereigenschaften wie "Toleranz" oder "höfliche Zurückhaltung" abstützen zu müssen.

Für die nachfolgend diskutierten *Strategien der Verhaltensdisziplinierung* ist nun im Gegensatz dazu charakteristisch, dass die kollokalen Partner

- a) einander permanent ihre Aufmerksamkeit zuwenden und eine generalisierte Ansprechbarkeit und Reagibilität zueinander aufrechterhalten;
- b) wegen dieses Verzichts auf pauschale "Fluchtstrategien" sich selber unter Druck setzen, praktisch alle ihre spezifischen Verhaltensäusserungen im Hinblick darauf zu steuern, wie sie von den Interaktionspartnern wahrgenommen und interpretiert werden, und welche Wirkung sie auf das kollokale Interaktionssystem *als Ganzes* haben.

Im Vergleich zu den übrigen beiden Systemformen sind kollokale "Disziplinordnungen"

- a) weniger ubiquitär: weil relativ hohe, an vorausgehende Sozialisationsprozesse wie auch an aktuelle individuelle Dispositionen gebundene Voraussetzungen motivationaler und qualifikatorischer Art gefordert sind, die nicht überall erwartet werden können;
- b) weniger stabil und zuverlässig: weil Individuen sowohl wegen ihrer physischen und psychischen Kontingenzen wie auch infolge ihrer übrigen sozialen Engagements nicht permanent willens und/oder in der Lage sind, die erforderlichen Leistungen an Aufmerksamkeit, taktischem Geschick, konformer Adaptation etc. zu erbringen.

Allerdings ist auch die Sphäre der Disziplinierungsstrategien in eine Mehrzahl verschiedener, konzentrisch ineinander gelagerter Kreise von Regulationsmechanismen gegliedert, die sich hinsichtlich des Grades der erforderlichen Handlungsspezifikation und kommunikativen Akkordierung stark voneinander unterscheiden.

An der äusseren Peripherie operieren jene der Soziofugalität und Desensibilisierung noch stark ähnelnden (und entsprechend relativ voraussetzungslos verfügbaren) Disziplinierungsmechanismen, die der *Vermeidung störender Verhaltensemissionen* (also wiederum der Erzeugung von "Unterlassungen", bzw. "Nichtereignissen") dienen: z.B. wenn eng zusammengepferchte Theaterzuschauer unbeweglich sitzenbleiben und mit Niesen, Schneuzen oder Husten an sich halten müssen, oder wenn das Organisationsprinzip der

"Warteschlange" es erfordert, dass die Schalterkunden in der Reihenfolge ihres Eintreffens stehen bleiben. Eine derartige "generalisierte Passivierung" hat den Vorteil, von Individuen unterschiedlichster Merkmale unter einem relativ breiten Spektrum situativer Bedingungen praktikierbar sowie bei Verstößen relativ leicht sanktionierbar zu sein: weil es nur darum geht, ein missliebiges Aktivverhalten zu *inhibieren* anstatt ein erwünschtes Verhalten zu *evozieren*. Sie bleibt deshalb häufig die einzige Alternative, wenn - wie vor allem auf öffentlichen Plätzen - Individuen sehr heterogener und unvorhersehbar wechselnder Art in besonders dichte und länger dauernde kollokale Verhältnisse treten. Ihr schwerwiegender Nachteil besteht aber darin, dass mit der pauschalen Inhibierung allen Aktivverhaltens auch alle Möglichkeiten *produktiven Handelns* und *kooperativen Interagierens* zum Erliegen kommen: so dass z.B. ein ausschliesslich durch gemeinsames Schweigen und Ruhigsitzen zusammengehaltenes Kino-Publikum bei plötzlichem Brandfall kaum in der Lage ist, die zur geordneten Räumung des Saales nötigen Minimalkommunikationen stattfinden zu lassen, und die horizontalen Hilfe- und Solidaritätsbeziehungen in Grundschulklassen schwach entwickelt bleiben, wenn man den Schülern jegliche Art von "Tuscheln", "Blickewechseln" u.a. verbietet.

Die nächste, aber bereits voraussetzungsreichere und unzuverlässigere Alternative besteht darin, bei den Anwesenden ein - meist relativ simples - Aktivverhalten zu evozieren, es aber gleichzeitig in jene Formen stereotyper Nivellierung und routinehaft-rhythmischer Wiederholung zu kanalisieren, wie sie z.B. für den militärischen Taktschritt, das Klatschen von Beifall, die skandierte Rufweise aufgebrachter Volksmassen oder die Körperbewegungen von Ruderern charakteristisch sind.

Hier gelingt es offensichtlich, alle Beteiligten in einen Zustand aktiven Handelns zu versetzen, ohne den Zusammenhalt des kollokalen Feldes zu gefährden oder Symptome interner Desorganisation und interindividueller Erwartungsunsicherheit in Kauf nehmen zu müssen. Notwendige Bedingung dafür ist aber

- a) dass jeder genau dasselbe tut: so dass jeder in seiner unmittelbaren Nähe einige andere Personen als Orientierungsmodelle verfügbar hat, die ihm das erforderliche Verhalten präzise vordemonstrieren (= soziale Nivellierung);
- b) dass jeder hintereinander oftmals dasselbe tut: so dass er die Möglichkeit hat, seine bisherigen Handlungen als Modell für zukünftige zu verwenden und dadurch *selbstreferentiell* einen bestimmten Verhaltensmodus über die Zeit hinweg zu stabilisieren (= Rhythmisierung);
- c) dass unabhängig von der Spezifität der Situation und Zielsetzungen nur auf jenes begrenzte Inventar von Verhaltensweisen zugegriffen wird, die dank ihrer Simplität, Habitualisierung oder vielseitigen übrigen Applizierbarkeit von allen Beteiligten ohne besondere Qualifikationen auf hinreichend gleichartige Weise ausgeführt werden können (= rituelle Standardisierung).

Nur bei hinreichender Selektivität und/oder Vorsozialisierung der Teilnehmerschaft wird es möglich, durch geeignete autoritative Signalisierungen

- im Zeitablauf diskontinuierlich von einem zu einem andern Verhaltensschema überzuwechseln (z.B. beim militärischen Drill);
- das aktualisierte Schema zu einem komplexen Programm sequentieller Teilschritte zu erweitern und bei diesem Prozess verschiedenen Teilnehmergruppen unterschiedliche Rollen zuzuteilen (z.B. in Chören, Orchestern, Ballett- oder Artistengruppen).

Als ungleich viel interessanter erweisen sich nun aber *drittens* jene viel voraussetzungs-, variations- und risikoreicheren Formen der Disziplinierung, die mit hoch differenzierten Prozessen kollokaler Kommunikation, Koordination und Kooperation vereinbar sind, und die deshalb so gebaut sein müssen, dass sie etwa

- a) in die Konkretisierung des spezifischen Verhaltens konstitutiv eingehen (z.B. indem man auf „zivilisierte“ Weise Krebse isst, seine Nase putzt oder seinen Gefühlsregungen Ausdruck gibt);

- b) neben dem übrigen Verhalten zum Zwecke der Spannungsminderung, Konfliktvermeidung u.a. nebenherlaufen: z.B. wenn man in dem Blick, der den verbalen Tadel begleitet, die Bereitschaft zum Verzeihen und Vergessen ablesen kann, oder wenn der Zahnarzt seinen rein instrumental begründeten schmerzhaften Eingriff mit beruhigend-tröstendem Zureden flankiert;
- c) als selbständige Handlungen in den Interaktionsablauf eingefügt werden können: z.B. als Akte der Entschuldigung, mit denen man schädliche interpersonelle Folgen eines Missgeschicks repariert, oder als scherzhafte Zwischenbemerkungen, mit denen man einen Zustand akkumulierter Spannung und Unsicherheit beendet (vgl. z.B. Goffman 1974:138ff.)

In dieser innersten Sphäre, wo die mit dem konkreten Interagieren und Kommunizieren am engsten verflochtenen, teilweise gar unauflöslich mit ihm fusionierten Mechanismen der Disziplinierung angesiedelt sind, lassen sich wiederum zwei konzentrische Teilsphären unterscheiden:

- 1) Die noch relativ gut standardisierbare, teilweise gar hoch ritualisierte Form des *regelkonformen Verhaltens*, das erwartbar macht, wer sich bei welcher Gelegenheit wie verhält: *wenn* zwei Autos gleichzeitig die Kreuzung erreichen, *dann* darf der von rechts kommende mit Vortritt rechnen; *wenn* ich Geschäftsfreunde zu einer Wochenend-Party einlade, werden sie in gediegener Festtagskleidung erscheinen; *wenn* ein Teilnehmer in der Diskussionsrunde von einem Hustenanfall überwältigt wird, wird er aus Rücksicht auf die andern temporär den Raum verlassen etc. etc. Derartige Konditionalisierungen haben die doppelte Funktion,
 - einerseits gewisse soziale Verhältnisse über Wandlungen in der Umweltsituation hinweg invariant zu halten (z.B. wenn der Hustende den Raum verlässt, um den weiteren ungestörten Fortgang des Gesprächs zu ermöglichen);
 - andererseits besser voraussagen zu können, wie soziale Verhältnisse mit sich wandelnden Situationsbedingungen kovariieren (z.B. wenn die Regel gilt, dass man damit rechnen kann, im "Esplanade" nur gut angezogene und im "Weissen Kreuz" ausschliesslich legèr gewandete Restaurantgäste zu finden).
- 2) Der unabgrenzbare Residualbereich jener durch keine spezifischen Normen konditionalisierten verhaltensmässigen Disziplinierungsleistungen, zu deren Ausübung diffus umschreibbare, subtile Charaktereigenschaften wie etwa "Menschenkenntnis", "Vermittlungsfähigkeit" oder "Fingerspitzengefühl" für unabdingbar gehalten werden. Ihr Einsatzfeld erstreckt sich insbesondere auf jene singulären oder sich jedenfalls nie identisch wiederholenden interaktiven Konstellationen, die gleichzeitig bedeutsam genug sind, um - wie z.B. im Falle von Verhandlungsprozessen, Vorstellungsgesprächen oder schicksalsentscheidenden "Rendez-vous" - die Beteiligten zu einem überdurchschnittlichen Einsatz an Aufmerksamkeit, Vorsicht, Rücksicht, strategischem Geschick und Einfühlung zu motivieren.

Zwischen (1) und (2) liegt eine weite Mischzone semi-standardisierter Verhaltensregulationen, die relativ generalisierte, aber dennoch gut sozialisierbare Qualifikationen wie z.B. "Höflichkeit", "Taktgefühl" oder "Zuvorkommenheit" erfordern und vor allem im Bereich korrektiv-restitutiver Disziplinhandlungen (Entschuldigungen, Verzeihungen, Wiedergutmachungen, Beschwichtigungen etc.) eine grosse Bedeutung entfalten.

Die immense funktionale Bedeutung von Verhaltensdisziplinierungen ergibt sich vor allem aus der Tatsache, dass Strategien der Desensibilisierung weitgehend ungeeignet sind, wenn es gilt

- zahlreiche Menschen auf sehr engen Räumen zu konzentrieren und solche Verdichtungen ohne Symptome psychischer Frustration und/oder sozialer Desorganisation über längere Zeit aufrechtzuerhalten (1);

- im kollokalen Feld nicht bloss Verhältnisse ungestörter Koexistenz und negativer Abgrenzung, sondern Beziehungen aufmerksamer interpersoneller Zuwendung und positiver Kooperation zu realisieren (2).

1) Die für Desensibilisierung unabdingbare Voraussetzung, die Rezeption irritierender Reize selektiv steuern und intentional herabmindern zu können, ist nur für den *Gesichtssinn* hinreichend erfüllt. So leicht man sich - vor allem wenn das Gegenüber nicht zu nahe ist und deshalb nur einen Teil des Gesichtsfeldes ausfüllt - durch blosse Blickabwendung von visuellen Immissionen "schützen" kann, so aussichtslos erscheint es, sich auf analoge Weise auch gegen akustische, olfaktorische oder gar taktile und schmerzzerregende Wahrnehmungen zu anästhesieren. Da menschliche Ohren, Nasen und Hautflächen im Gegensatz zu den Augen über keinerlei Fähigkeiten zu aktivem Verhalten verfügen, bleibt dem Rezipienten höchstens die Möglichkeit, die unvermeidlichen sensorischen Reize bei ihrer intraneuralen Transmission ins Bewusstseinszentrum zu inhibieren, d.h. ihnen - z.B. durch umso intensivere Hinwendung zu anderen Stimuli - möglichst wenig Aufmerksamkeit und Bedeutung beizumessen. Mit wachsender Intensität der Immissionen nehmen auch diese Spielräume intentionaler Erlebensmanipulation ab, und vor allem intensive Schmerzwahrnehmungen scheinen sich starr und alternativenlos in korrelative Erlebensinhalte zu übersetzen und die Zuwendung voller Aufmerksamkeit zu erzwingen (vgl. Waldenfels 1980: 106ff.) Je näher nun Menschen zusammenrücken, desto stärker pflegt sich der Schwerpunkt ihrer interpersonellen Wahrnehmung vom Gesichtssinn auf jene für den näheren Umkreis zuständigen Sinnesorgane zu verschieben, die weniger "rezeptive Autonomie" zulassen, und bei dichtem Gedränge pflegt jenes vielbeschriebene Unbehagen der Beengtheit ("crowding") zu entstehen, das der Furcht entspringt. Fremdimmissionen taktiler, schmerzhafter oder gar physisch-verletzender Art hilflos aufgeliefert zu sein: also jenen Reizen, die ausschliesslich auf Null-Distanz wirken und ihrem Rezipienten die allergeringsten Spielräume intentionaler Erlebensvariation gewähren (vgl. Middlebrook 1980:470).

Über derartige physiologisch fixierte Basisparameter hinaus werden die interpersonellen Sensibilitäten unter folgenden Bedingungen noch beträchtlich erhöht:

a) wenn die einzelnen Teilnehmer Tätigkeiten verrichten, die aus sachlichen Gründen eine Absenz bestimmter Immissionen (z.B. einen niedrigen Lärmpegel oder einen ungehinderten Bewegungsspielraum für die Gliedmassen) erfordern. So müssen insbesondere die in betrieblichen Arbeitssituationen entstehenden räumlichen Beengungen als Korrelate spezifischer Technologien, Rollenstrukturen und Handlungsvollzüge verstanden werden (vgl. Euler 1977);

b) wenn die Teilnehmer auf Grund ihrer Normen, Ziele, Wertvorstellungen oder Geschmacksrichtungen spezifische sensorische Empfindlichkeiten aufrechterhalten: z.B. wenn sie die leiseste Andeutung von verrauchter Luft abscheulich finden oder sich am Strand über Nacktbadende - über die sich so leicht wegschauen liesse - entrüsten;

c) wenn Individuen auf Grund ihrer statusmässig oder sonstwie abgestützten Ansprüche auf einer immissionsfreien Umwelt (z.B. auf einer "ruhigen Wohnlage" oder Flugzeugsitze mit genügend seitlichem Bewegungsspielraum) insistieren und die Erwartung, dass sie sich selbst durch Aufbietung von Toleranz und Duldsamkeit anpassen müssten, als inakzeptable Zumutung empfinden. Manche Forschungsergebnisse legen beispielsweise den Schluss nahe, dass Männer in solchen Hinsichten mehr Ansprüche als Frauen stellen: z.B. die, dass sie an Badestränden untereinander grössere Liegedistanzen aufrechterhalten (Edny/Jordan-Edny) 1974) und auf beengtes Zusammen-

sein in kleinen Räumen mit mehr Unbehagen und Stresssymptomen reagieren (Freedman 1975). Ebenfalls scheinen mit steigender sozialer Statushöhe regelmässig höhere Intoleranzen gegenüber Einengungen des Bewegungsraums und dessen Penetration durch andere Personen einherzugehen, wobei der symbolische Prestigewert schallisolierender Doppeltüren oder abgeschirmter Einzelbettzimmer zusätzlich dazu beitragen kann, derartige Differenzierungen zu intensivieren (vgl. Goffman 1974: 54ff.).

- 2) Desensibilisierungsmechanismen sind mit allen anspruchsvolleren Ausformungen interpersoneller Zuwendung, Kommunikation und Kooperation grundsätzlich unvereinbar, weil sensorische Unempfindlichkeiten immer einen generalisierten Charakter haben und sich deshalb gleichermassen auf "produktive" wie auf "irritierende" Fremdwahrnehmungen erstrecken. Wer immer bestrebt ist, durch Abwendung der Blickrichtung, Vertiefung in automanipulative Tätigkeiten, alkoholische Anästhesierung oder irgendeine andere Weise aus dem interpersonellen Wahrnehmungsfeld zu "emigrieren"
 - immunisiert sich im objektiven Sinne auch gegenüber allen konstruktiveren sozialen Stimuli, wie sie für die Erweiterung von Personenkenntnissen, für die Exploration von Konsenschancen, die Generierung von Sympathiegefühlen, die Ingangsetzung koordinierter Handlungen und in vielen anderen "prosozialen" Hinsichten unentbehrlich sind;
 - gibt vermitteltst dieser selben Handlungen anderen demonstrativ zu erkennen, dass er indisponiert und/oder unwillig ist, irgendwelche Verhaltens- und Sprechäusserungen anderer zu rezipieren und selber darauf zu reagieren.

Und umgekehrt gilt: Wo immer kollokale Personen einander aus irgendwelchen Motiven Aufmerksamkeit zuwenden, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich damit auch gegenüber beliebigen, unvorhersehbaren Störungsreizen (von unkontrollierten Körpergeräuschen wie Räuspern und Rülpsen bis zu voll beabsichtigten Invektiven) sensibilisiert zu halten. Vor allem wenn kollokale Interaktionspartner einander als eifrige Konkurrenten, argwöhnische Verhandlungspartner, missgünstige Rivalen oder gar als bedrohliche Feinde gegenüberstehen, sehen sie sich in einer schmerzhaften, unaufhebbaren Situation des "double bind" gefangen: indem sie einerseits dauernd hoch motiviert sind, einander intensiv im Auge zu behalten, andererseits aber mit Sicherheit antizipieren, dabei vorwiegend frustrierende, enervierende oder gar angsterregende Wahrnehmungen zu machen.

Je intensiver und kontinuierlicher kollokale Partner einander zum Objekt der Wahrnehmung und Beurteilung machen (und dies auch voneinander wissen), desto ausschliesslicher sind sie auf Strategien der Verhaltensdisziplinierung verwiesen, um ihre wechselseitigen Beziehungen sowie die Ordnung des gesamten Sozialsystems zu regulieren, weil jeder Beteiligte

- a) wegen seiner unspezifischen Offenheit für Fremdstimuli besonders verletzlich und deshalb darauf angewiesen ist, dass irritierende Einwirkungen Anderer unterbleiben;
- b) sorgfältig darauf achten muss, nur die von ihm beabsichtigten Äusserungen zu emittieren und keine ihm selbst ungelegenen Eindrücke, Attributionen oder Reaktionen zu provozieren.

Die Tatsache, dass individuelle Aufmerksamkeit ein knappes (Nullsummen-) Gut ist, trägt nun aber in zweierlei Hinsicht dazu bei, diese Problematik zu moderieren:

- 1) In der Masse, wie die Teilnehmer selbstreferentiell mit der bewussten Planung und Kontrolle ihres eigenen Verhaltens beschäftigt sind, haben sie weniger Valenzen frei, um das Verhalten Anderer zu registrieren. Möglicherweise kann die in einem kollokalen System herrschende interpersonelle Sensibilisierung ein gewisses begrenztes Mass nie überschreiten: weil die Mehrinvestitionen an Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle, die durch ihr Anwachsen nötig werden, eine Bremswirkung (im Sinne eines "negativen Feedbacks") erzeugen.

- 2) In dem Masse, wie die Zahl der Anwesenden wächst, muss jeder sein begrenztes Wahrnehmungspotential selektiv auf wenige Andere (bzw. auf wenige ihrer Verhaltensweisen) fokussieren: so dass sich jeder nur noch von einigen Andern beobachtet fühlt. So ist mit dem Eintauchen in eine grössere gesellige Gruppe oft eine wohltuende Linderung des Disziplinierungsdrucks verbunden. Zum Beispiel darf ich mich ungestraft den ganzen Abend über auch schweigsam in sich gekehrt verhalten: weil keiner meiner zahlreichen potentiellen Gesprächspartner aus der Tatsache, dass ich gerade mit *ihm* kein Wort gewechselt habe, negative Schlüsse auf meine Stimmung (oder gar meinen Charakter) ziehen kann.

Beide Kräfte (die den Bedarf nach Verhaltensdisziplinierungen vermindern, bzw. nach oben hin begrenzen) sind umso wirksamer, je mehr alle Teilnehmer gleichermassen als Agierende und Reagierende, als Wahrnehmende und Wahrgenommene am kollokalen Interaktionsfeld partizipieren. Fast unlösbar hingegen sind die Probleme oft im entgegengesetzten Extremfall, wo die meisten Anwesenden als Zuschauer oder Zuhörer ihre Aufmerksamkeit radial *einer* Einzelperson (z.B. einem Vortragsredner) oder *einer* kleinen Gruppe (z.B. einem Theaterensemble) zuwenden, die die Rolle des aktiven Handelns bei sich monopolisiert.

Denn in diesem Fall

- können die rein rezeptiven Publikumsmitglieder ihre gesamte Aufmerksamkeit ungehindert auf den Fokalakteur ausrichten, weil sie durch keinerlei selbstreferentielle Anstrengungen (der eigenen Verhaltenskontrolle) beansprucht werden;
- muss der Fokalakteur unter der Erschwernis operieren, dass die wesentlichen Merkmale des gesamten Sozialsystems wie auch die Qualität aller darin vorkommenden (radial-rezeptiven) Kommunikationsbeziehungen völlig davon abhängen, ob und wie er sein Verhalten diszipliniert.

"Als Lärmquelle betrachtet, ist das Podium selbst ein vielgestaltiges Ding. Eine dieser Quellen verdanken wir der Tatsache, dass Vortragsredner unweigerlich einen Körper besitzen, und dass von menschlichen Körpern sehr leicht visuelle oder akustische Effekte ausgehen können, die nicht mit dem Fluss der Rede in Zusammenhang stehen und die Aufmerksamkeit ablenken können. Ein Sprecher muss atmen, ein wenig zappeln, sich gelegentlich kratzen und verspürt manchmal das Bedürfnis, zu husten, sein Haar zurückzustreichen, ihre Bluse zu straffen, ein Glas Wasser zu trinken, ihre Perlen zu befingern, seine Brille zu putzen, zu rülpsen, von einem Fuss auf den andern zu wechseln, auf charakteristische Weise das Jackett auf- und zuzuknöpfen, die Manuskriptseiten zu wenden usw."....(Goffman 1981: 183).

Generell ist jede Art von Zentralisierung sozialer Verhältnisse unter kollokalen Bedingungen mit immens anwachsenden Enttäuschungsrisiken und Destabilisierungsgefahren verbunden: weil sich das Sozialsystem als Ganzes (wie auch jeder einzelne Teilnehmer) gegenüber der Existenz und dem Verhalten weniger fokaler Akteurpersonen empfindlich macht, deren geringste Indispositionen (schlechte Laune, Unkonzentriertheit, Vergesslichkeit, körperliche Unkontrolliertheit) breiteste Störwirkungen im gesamten kollokalen Feld nach sich ziehen: Irritationen disfunktionalster Art, weil (im Gegensatz zu egalitären Verhältnissen horizontaler Interdependenz) keine konkurrierenden Aufmerksamkeitszentren verfügbar sind, um die Auffälligkeit "devianten Bühnenverhaltens" zu mindern, und keine alternativen Quellen von Verhaltensemissionen, um ihm korrigierend entgegenzusteuern.

In translokalen Sozialverhältnissen mag es leicht gelingen, derartige Kontingenzen allein durch eine hinreichende kognitive Abschirmung der "Herrschaftszentren" und strenge Selektivität der an die Öffentlichkeit abgegebenen Informationen unter Kontrolle zu bringen: und die Zentralisierung gar zu jenen extremalen Zuständen "totaler Herrschaft" hochzutreiben, denen dann oft eine totale Unsichtbarkeit des "Grossen Bruders" (bzw.

eine aufwendige Desinformation über seine persönlichen Merkmale, Denk- und Verhaltensweisen) entspricht.

Unter kollokalen Bedingungen hingegen müssen Führerpersonen jeden Zuwachs an Prominenz und Einfluss teuer damit bezahlen, dass sie

- noch intensiver und ausschliesslicher im Rampenlicht des Publikums stehen,
- noch mehr Gefahr laufen, selbst durch geringste Unkontrolliertheiten (z.B. unbedachte verbale Äusserungen, nicht hinreichend kaschierte Verachtung für oppositionelle Redner etc.) schwerwiegendste unbeabsichtigte Wirkungen auszulösen und an Reputation einzubüssen.

Völlig inegalitäre Verteilungsmuster von Rollen und Einflusschancen sind meist nur praktikabel, wenn sie (wie z.B. bei der unvermeidlichen Sprecher-Zuhörer-Asymmetrie innerhalb jedes Gesprächsablaufs (vgl. 2.2.5)) kurzfristig und beliebig modifizierbar bleiben. Je länger sie hingegen andauern, desto mehr wird sich der Fokalaktor zu einem fast unmenschlichen Mass an Selbstdisziplin und/oder das Publikum zu einer immer unzumutbareren Leistung der Toleranz gezwungen sehen.

So werden die in Kollokalgruppen endogen erwachsenden Führerpersonen normalerweise das Bedürfnis haben, sich mit einer nur unvollständig ausgeprägten, durch mancherlei egalisierende Einflüsse moderierten Vorrangstellung zu begnügen; und exogene, von alokalen Institutionen aufoktroierte Führer werden im kollokalen Feld regelmässig Schwierigkeiten haben, ihren formalen Status uneingeschränkt zur Geltung zu bringen. Ortspolizisten und Dorfpfarrer unterliegen ebenso wie Offiziere innerhalb ihrer Truppe oder Professoren im Doktorandenkolloquium gewissen Tendenzen "informeller Statuserosion", die oft nur durch eine Verkürzung ihrer Verweildauer in tragbaren Grenzen gehalten werden kann. Zwecks Geltungssicherung ihrer formalen Normstrukturen sehen sich deshalb viele Institutionen genötigt, ihre Exponenten systematisch zwischen verschiedenen Kollokal-kontexten rotieren zu lassen: eine Massnahme, welche nicht nur die Institution von Sanktionsanforderungen, sondern auch ihre Repräsentanten von exorbitanten Anforderungen an Selbstkontrolle entlastet.

Dauerhafte, hoch institutionalisierte kollokale Interaktionsfelder wie z.B. Klöster, Städte oder Königshöfe haben sich in der Geschichte immer wieder als Brutstätten neuartiger Verhaltensdisziplinierungen erwiesen, die eine unerlässliche Basis für die Verkehrsformen der heutigen urbanen Gesellschaft bilden und den Persönlichkeitshabitus des "zivilisierten Individuums" entscheidend mitkonstituieren. Wie *Norbert Elias* in seiner Analyse der "höfischen Gesellschaft" deutlich macht, sind höchste gesellschaftliche Eliten besonders dazu qualifiziert (bzw. motiviert), auf Zustände kollokaler Verdichtung mit innovativen Verhaltensnormierungen, die sich auf Grund ihres Modellcharakters nachher universell ausbreiten, zu reagieren.

Gesellschaftliche Oberschichten lassen sich als soziale Interaktionsfelder mit ausgeprägt soziefugalen Eigenschaften charakterisieren: konstituiert durch eine Mehrzahl von Einzelpersonen oder Familien, die auf der Basis von Landbesitz, Kapitaleigentum, politischer Führungsgewalt oder irgendeines andern institutionellen Autoritätsstatus autonome Zentren von Macht, Reichtum oder Prestige darstellen, mit Hilfe ihrer Ressourcen relativ umfassende Spielräume autonomen Handelns sicherstellen und keine unkontrollierten Fremdpenetrationen solcher Autonomiesphären tolerieren.

Besonders drastisch trifft dies für feudale Landeliten agrarischer Gesellschaften (z.B. des europäischen Mittelalters) zu, deren Angehörige in geographisch weit voneinander entfernten patrimonialen Grosshaushalten ("Oikos") residierten und dort eine äusserst selbstreferentiell bestimmte Lebensform ausbildeten, wie sie im Individualismus der Ritterkultur und in der rivalisierenden Streitlust der Adelsgeschlechter deutlich genug zum Ausdruck kam. Umso faszinierender ist es, jenen tiefgreifenden sozialen Transformationsprozess zu beobachten, der sich aus der kollokalen Konzentration der Adelselite an den Höfen absolutistischer Herrscher (insbesondere in Frankreich) ergab: jenem von *Elias* mit unübertrefflicher Einfühlsamkeit und analytischer Präzision nachgezeichneten Vorgang, dem wir die

gemeinhin als "Höflichkeit" bezeichneten Formen der Verhaltensdisziplinierung (charakterisiert durch gesteigerte Aggressionshemmungen und systematisierte interpersonelle "Rücksichtnahme" bei allen alltäglichen Verrichtungen) zu verdanken haben.

Beim Überwechseln zur verdichteten höfischen Lebensweise (bedingt durch monarchistische Machtkonzentration und den damit einhergehenden Verlust eigenständiger feudaler Existenzbasen) wurde es für die Adligen notwendig, ihren Status, den sie vorher auf stabile Grundlagen des Besitzes und der Familienabstammung gründen konnten, nun im Rahmen des fluiden Interaktionsfeldes bei Hofe zu verteidigen oder zu erhöhen: durch möglichst grosses Geschick im Konkurrenzkampf mit Rivalen die Gunst des Königs oder dessen engster Vertrauter (Minister, Maitressen u.a.) zu gewinnen und sich trotz der unvermeidlichen dauernden Lebensgemeinschaft mit kompetitiven Statusgenossen einen eigenen Autonomiespielraum und Einflussbereich zu wahren.

Soziefugale Regulationsmechanismen für die Folgeprobleme kollokaler Dauerinteraktion waren kaum verfügbar, weil die Unmöglichkeit, seine Statusposition irgendwo anders als bei Hofe absichern zu können, als ungeheurer soziopetaler Druck wirksam war, der für die Konzentration praktisch der gesamten Elite in der Königsresidenz (z.B. in Versailles mit seinen zeitweise über 10 000 Bewohnern) sorgte:

"Die höfische Gesellschaft des Ancien Regime liess ihren Mitgliedern jedoch überhaupt keine Ausweichmöglichkeiten. Denn sie hatte an Prestige und als Prestigegeberin für den einzelnen Zugehörigen nicht ihresgleichen. Es gab für den höfischen Menschen des Ancien Regime nicht die Möglichkeit, den Ort zu wechseln, Paris oder Versailles zu verlassen und dennoch, durch den Übergang in eine andere annähernd gleichwertige Gesellschaft sein Leben als Gleichrangiger ohne Prestigeverlust für das eigene Bewusstsein gleich wert- und sinnvoll fortzuführen." (Elias 1983: 151/152.)

Andererseits war es auch völlig ausgeschlossen, die soziale Organisation bei Hofe vorrangig (oder auch nur sekundär) auf Mechanismen interpersoneller Desensibilisierung abzustützen, weil die Adelsmitglieder

- a) auf Grund ihrer herausragenden gesellschaftlichen Statusposition (und wohl auch: wegen ihrer jahrhundertelangen Vorsozialisierung im soziefugalen feudalen Milieu) nach wie vor hohe Empfindlichkeiten gegenüber persönlichen Irritationen und Fremdinfiltrationen aufrechterhielten und grossen Wert darauf legten, zum Zwecke berechenbaren Agierens und Geniessens ein kontrollierbares, von störenden Reizen freigehaltenes Umfeld um sich zu haben;
- b) auf Grund ihrer gemeinsamen Rivalität um die Gunst des Königs dazu genötigt blieben, einander dauernd intensivste Aufmerksamkeit zuzuwenden, sei es, um ihre eigenen Status- und Einflusschancen argwöhnisch mit denen anderer zu vergleichen, sei es, um mittels komplizierter taktischer Interaktionsmanöver um eine Verbesserung der eigenen Position zu erringen:

"Das Leben in der höfischen Gesellschaft war kein friedliches Leben. Die Fülle der in einem Kreis dauernd und unausweichlich gebundenen Menschen war gross. Sie drückten aufeinander, kämpften um Prestigechancen, um ihre Stellung in der Rangordnung des höfischen Prestiges. Die Affären, Intrigen, Rang- und Gunststreitigkeiten brachen nicht ab. Jeder hing vom anderen ab, alle vom König. Jeder konnte jedem schaden. Wer heute hoch rangierte, sank morgen ab. Es gab keine Sekurität. Jeder musste Bündnisse mit andern Menschen, die möglichst hoch im Kurse standen, suchen, unnötige Feindschaften vermeiden, die Taktik des Kampfes mit unvermeidlichen Feinden genau durchdenken, Distanz und Näherung im Verhalten zu allen übrigen aufs genaueste dosieren." (Elias 1983: 158)

So sind höfische Gesellschaften in dem Sinne überaus labil, als die Statuspositionen, die ihre wichtigsten, dominierendsten Repräsentanten innehaben, nicht etwa auf der Basis dauerhafter Zuschreibungskriterien wie "Umfang des Landbesitzes" oder "Qualität der

genealogischen Abkunft" verliehen werden, sondern auf der ungleich schwankenderen Basis *taktischer Interaktionserfolge*, wie sie sich im fluiden Medium des höfischen Kollokalfeldes täglich neu und anders konstituieren. Als Medium individuellen Statuserwerbs und kollektiver Statusdistribution erfüllt das kollokale höfische Interaktionsfeld für die Adelselite dieselbe Funktion wie für das merkantile Bürgertum das translokale Austauschfeld des ökonomischen Marktes, wo finanzielle Gewinne und Verluste zu ähnlich labilen und durch dramatische Aufstiegschancen und Abstiegsrisiken gekennzeichnete Positions-"ordnungen" führen.

Viele wesentliche Unterschiede zwischen "Bürgerkultur" und "Adelskultur" werden gut verständlich, wenn man davon ausgeht, dass in kollokalen Feldern eben nicht hoch internalisierte individuelle Disziplinleistungen (vom Typus der "protestantischen Ethik" oder "buchhalterischer Zuverlässigkeit") den Ausschlag geben, sondern charakteristische Formen interaktioneller Verhaltensdisziplin, die weitgehend nur für den Umgang mit räumlich mitanwesenden Statusgenossen Geltung haben. So vermag eine Analyse der "höfischen Gesellschaft" keineswegs nur über die besonderen konstituierenden Strukturmerkmale und Funktionsweisen absolutistischer Gesellschaftsformen Auskunft zu geben, sondern auch zur Aufhellung viel generellerer theoretischer Gesetzmässigkeiten beizutragen.

Denn an ihr lässt sich besser als an irgendeinem andern Illustrationsfall darstellen

- in welcher fundamentalen Weise umfassende makrosoziologische Gesellschaftsverhältnisse durch mikrosoziale Strukturen und Prozesse innerhalb systemisch bedeutsamer kollokaler Interaktionsfelder mitkonstituiert werden können;
- welche Mechanismen dazu beitragen, einem praktisch ausschliesslich auf Disziplinierungsstrategien verwiesenen kollokalen Sozialsystem zu Ordnung und Dauerhaftigkeit zu verhelfen, und auf welche Weise diese sich auf die Individuen und ihre interpersonellen Beziehungen auszuwirken pflegen.

Dieser generellere, überhistorische Geltungsgehalt der von Elias in der "höfischen Gesellschaft" entwickelten Schlussfolgerungen zeigt sich vor allem darin, wie häufig und wie weitgehend sie mit den Ergebnissen *Erving Goffmans* konvergieren: obwohl diese beiden Autoren nicht nur ihre Forschungsinteressen äusserst unterschiedlichen (gleichzeitig in historischer, geographischer und schichtmässiger Hinsicht weit voneinander entfernten) sozialen Interaktionsfeldern zugewendet haben, sondern auch äusserst divergierende methodologische Ausgangspunkte und Verfahrensweisen zur Anwendung bringen.

Im folgenden soll aus diesen (natürlich völlig impliziten) Konvergenzen Nutzen gezogen werden, um die im Rahmen kollokaler Interaktion üblicherweise verwendeten Mechanismen der Verhaltensdisziplinierung genauer zu identifizieren und auf Grund ihrer je spezifischen Voraussetzungen, Funktionen und Folgeprobleme Schlüsse daraus zu ziehen, in welchem Verhältnis (der Substitutivität, Komplementarität u.a.) sie zueinander stehen.

1) Zwang zur interaktionsbezogenen Empathie und "Dezentrierung"

Für alle kollokalen Interaktionsfelder ist charakteristisch, dass die Steuerung und Disziplinierung des individuellen Verhaltens nur in sehr begrenztem Umfang auf interpersonelle Mechanismen (z.B. Tadel, Androhungen, Revanche etc.) abgestützt werden kann: vor allem dann nicht, wenn die Mitglieder längere Zeit zusammenbleiben und/oder in besonders dichtgewobenen Interdependenzverhältnissen zueinander stehen. Dies hängt damit zusammen, dass Kontroll- und Sanktionshandlungen auf Grund

- a) des diffusen und unkontrollierbaren Charakters der übertragenen Stimuli (die z.B. meist verbale und nichtverbale Komponenten in sich vereinigen),
- b) der "doppelten Kontingenz" allen interpersonellen Handelns und Reagierens allzu viele unbeabsichtigte Nebenwirkungen haben und ganz besonders auch das Risiko selbsteskalierender Konflikte mit sich führen; z.B. wenn der Getadelte seinerseits beleidigt und wütend reagiert, um dadurch noch schärfere Sanktionen auf sich zu ziehen.

Die "Looping Prozesse" in geschlossenen Anstalten ("totalen Institutionen") bezeugen am deutlichsten, dass kollokale Interaktionssysteme mit dem Dauerrisiko kumulativer innerer Polarisierungs- und Desorganisationsprozesse umgehen müssen: Prozesse, die mittels individueller Selbstdisziplinierung unterdrückt werden müssen, wenn sie nicht durch simples Weggehen (Soziefugalität) oder Abwendung der Aufmerksamkeit (Desensibilisierung) eliminiert werden können (vgl. Goffman 1973: 43ff.).

Hinzu kommt das weitere Risiko, dass auch mitanwesende Dritte leicht in eine offene Auseinandersetzung miteinbezogen werden können: weil sie sich nach Massgabe ihrer sozialen Sympathie-, Solidaritäts- oder Freundschaftsbindungen genötigt sehen, für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen und dadurch eine grössere Konfliktausdehnung (sowie unvorhergesehene Kräfteverschiebungen zwischen den Parteien) zu bewirken.

Nicht zuletzt aus derartigen Gründen waren absolutistische Herrscher wie z.B. Richelieu oder Louis XIV bestrebt, ihre Hofadligen vom traditionellen Brauch des Duellierens zu entwöhnen (Elias 1983: 355). Zur Vermeidung solcher Risiken wird es notwendig, einen grösseren Teil der verhaltenssteuernden und verhaltenskontrollierenden Mechanismen von der *interpersonellen* auf die *intrapersonelle* Ebene zu verlagern: und den Interaktionspartnern eine an den Stabilitätsbedürfnissen des kollokalen Gesamtfeldes orientierte Empathie und Selbstdisziplin zuzumuten.

Generell gilt, dass aktive kollokale Interaktionsteilnehmer ungeachtet ihrer Sachanliegen oder ihrer Stimmungs- und Gefühlslage immer einen Teil ihrer gesamten (normalerweise noch durch einen "Interaktionstonus" gesteigerten) Aufmerksamkeit dafür abzuweigen müssen, (a) ihre bilateralen Beziehungen zu anderen Teilnehmern und (b) das Interaktionsfeld als Ganzes in einer Art "harmonischem Fließgleichgewicht" (als Voraussetzung für die Kontinuierung erfolgreicher Kommunikation) zu halten.

Ungeachtet wie immens wichtig ich meinen eigenen Diskussionsbeitrag finde: immer muss ich mitberücksichtigen, dass andere auch zum Wort kommen wollen oder sich von meinen allzu langfädigen Ausführungen irritiert und gelangweilt fühlen könnten. Und ich mag im Verhandlungsprozess noch so massiv und unnachgiebig auf meinen Maximalforderungen bestehen: immer muss ich wenigstens in der Art und Weise, wie ich sie vortrage, mitberücksichtigen, dass "unnötige Brückierungen" zu vermeiden sind: und oft genug werde auch ich mich zu echten Sachkompromissen genötigt sehen, um den Interaktionsprozess überhaupt am Leben zu erhalten.

Das Faktum, dass sich das gesamte soziale Feld in meinem sinnlichen Wahrnehmungsbereich befindet und alle darin ablaufenden Vorgänge mir ohne Zeitverzug registrierbar sind, erleichtert es mir, einen Teil der Gesamtverantwortung für dieses soziale System mitzutragen und bei der Spezifikation all meiner Handlungen

- a) *selbstreferentielle* Gesichtspunkte (was bedeuten sie für mich, meine Interessen und Wertmassstäbe?),
- b) *interreferentielle* Aspekte (was bedeuten sie für diesen oder jenen individuellen Partner?),
- c) *suprareferentielle* Rücksichten (was bedeuten sie für den Fortgang des Diskussionsprozesses, für die Aufrechterhaltung des Teamgeists oder "Verhandlungsklimas" u.a.?) miteinander zu vermitteln.

"Es zeigt sich, dass die Teilnehmer gar nicht in erster Linie aufgefordert sind, ihre je eigenen Standpunkte auszudrücken, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, dass die umfangreichen Ausdruckspotentiale, die die Mitglieder zur Verfügung haben, nicht versehentlich in völlig unbeabsichtigter und unschicklicher Weise verwendet werden. Es liegt ihnen daran, dass jeder sein eigenes Gesicht wahren kann; und dementsprechend besteht ihre hauptsächliche Rolle schliesslich darin, durch ihr Verhalten zu einem geordneten Kommunikationsprozess beizutragen." (Goffman 1981:162)

Solche "Beziehungspflege" gewinnt in der Masse an Gewicht, als die Partner unter der Prämisse interagieren, dass sie sehr langfristige soziale Beziehungen aufrechterhalten,

sich bei vielerlei Gelegenheiten immer wieder sehen und vielleicht gar unausweichlich aneinander gebunden sind.

Dies erklärt die ausserordentliche Bedeutung von "Förmlichkeiten" beim höfischen Feudaladel, wo alle diese Voraussetzungen in höchstem Masse erfüllt waren. So wird der höfische Adlige in maximalem Umfang dazu angetrieben, bei der Interaktion das "Wie" vor das "Was" zu stellen: weil es für ihn rational ist, möglichst viele Energien in die Qualität seiner Beziehungen (zu Standesgenossen) zu investieren. Denn dieses Beziehungsfeld fungiert für ihn als Substitut für akkumuliertes Kapital, auf den der bürgerliche Mensch seine existentiellen Sicherheiten und Statuspräventionen abzustützen pflegt.

So werden kollokale Interaktionspartner ziemlich unabhängig von ihren verinnerlichten Moralvorstellungen und empathischen Fähigkeiten zu einer gewissen *Dezentrierung ihrer Handlungsperspektiven* genötigt: allein deshalb, weil die negativen Folgen rücksichtslos egozentrischen Verhaltens unmittelbar (z.B. in der Form tadelnder Mienen, gelangweilter Blicke usw.) wahrnehmbar werden. Bei translokalen (z.B. fernbrieflichen oder telephonischen) Interaktionen wird es sehr viel stärker von internalisierten Normorientierungen sowie von intraindividuell evozierten (=erinnerten oder imaginierten) kognitiven Vorstellungen abhängen, ob ein Akteur sich eher an *selbstreferentiellen Gesichtspunkten*, an vermuteten *Intentionen* *ALTERS* oder an der (beide verbindenden) *Struktur eines integralen sozialen Systemzusammenhangs* ("soziale Beziehung") orientiert, und häufig genug werden allein schon die kognitiven Verhältnisse es nahelegen, der mittels Introspektion unmittelbar, mühelos und detailliert zugänglichen Eigenperspektive gegenüber den vergleichsweise spekulativen Unterstellungen, was der ferne Partner meint oder welche Art von Beziehung mich augenblicklich mit ihm verbindet, den Vorzug zu geben.

Im Einklang mit solchen theoretischen Vorstellungen hat sich bei sozialpsychologischen Experimenten über "Verteilungsgerechtigkeit" gezeigt, dass Partner, die zukünftige Wiederbegegnungen antizipieren, ungeachtet ihres persönlichen Leistungsbeitrags aus "Höflichkeit" nur einen relativ bescheidenen Anteil am zu verteilenden knappen Belohnungsgut für sich beanspruchen, während die andern auf einem streng leistungsbezogenen Verteilungsmodus ("equity") insistieren (Shapiro, 1975; Schwinger 1980: 107ff.). Durch gezielte Akkumulation von "Dankbarkeitskrediten" gelingt es, zukünftige kollokale Interaktionsphasen risikoloser und berechenbarer zu gestalten: weil man dann durchaus auch einmal "unbescheidene Wünsche" erfolgreich anbringen kann, ohne das wechselseitige Wohlwollen zu gefährden oder gar bedrohliche Ressentiments zu generieren.

Taktisch motivierte Zurückhaltung, Rücksicht, Umsicht (und häufig genug auch Nachsicht) sind gegenüber jenen kollokalen Partnern in erhöhtem Masse gefordert, die (z. B. auf Grund ihrer Einflusstellung) über besonders umfangreiche Handlungs- und Wirkungskapazitäten verfügen und deshalb gleichermassen als potentielle Quelle immenser Chancen und Vorteile wie auch bedrohlicher Risiken und Sanktionen in Rechnung gestellt werden müssen:

"Der oppositionelle Adlige sucht die Verbindung mit dem Kronprinzen herzustellen, dessen Position selbst ihn einer oppositionellen Haltung geneigt macht. Das Vorgehen ist gefährlich, besonders für Saint-Simon. Er muss die Haltung des Prinzen sorgsam abtasten, um zu wissen, wie weit er gehen kann. St-Simons Schilderung selbst lässt zunächst einmal die ausserordentliche Bewusstheit, mit der er auf sein Ziel losgeht, und zugleich die Freude an der Kunst, mit der er die Aufgabe meistert, erkennen. Sie zeigt deutlich, wie und warum gerade der relativ niedriger Rangierende im besonderen Masse zum Taktiker der Konversation wird. Er ist, wie schon gesagt, bei einer solchen Unterhaltung der am meisten Gefährdete. Der Prinz kann gewissermassen immer aus den zweckgerichteten Spielregeln der höflichen Konversation ausbrechen; er kann, wenn es ihm passt, die Unterhaltung und Beziehung aus einem beliebigen Grunde beenden, ohne dabei allzu viel zu verlieren. Für St-Simon dagegen hängt vom Ausgang einer solchen Unterhaltung ausserordentlich viel ab, und für ihn ist es also lebenswichtig, bei einer solchen Unterhaltung mit

äusserster Beherrschtheit und Überlegtheit, aber mit einer Beherrschtheit und Überlegtheit, die niemals für den Gesprächspartner fühlbar werden darf, zu Werke zu gehen." (Elias, 1983: 164/165)

Sehr einflussreiche Personen sind in kollokalen Systemen meist nur erträglich, wenn sie nur sporadisch anwesend sind: weil ihre Dauerpräsenz die Untergebenen vor ungebührliche Disziplinierungsforderungen stellt und sie oft daran hindert, neben dem hohen Aufwand an subtil geplanter Interaktionstaktik und strategischem "impression management" auch noch die ihnen eigentlich zugedachten Sachaufgaben zu erfüllen. So besteht eine der zahlreichen kontraproduktiven Wirkungen von Grossraumbüros darin, dass ihre Insassen die zeitlich generalisierte Präsenz ihres Vorgesetzten als eine restringierende und demotivierende Situationsbedingung erleben: im Gegensatz zum traditionellen Kleinbüro, wo solche Disziplinierungszwänge auf die wenigen, zeitlich limitierten "Besuche" des "Chefs" eingegrenzt bleiben. (vgl. Fritz 1982: 153ff.)

Nimmt man die obige Feststellung (vgl. S.206) hinzu, dass auch die anwesende Einflussperson selber mit Disziplinierungsanforderungen belastet wird, gibt es nun einen doppelten Grund für die Hypothese, dass

- a) Verhältnisse kontinuierlich andauernder (bzw. sich häufig wiederholender) Kollokalität mit Zuständen hoher systeminterner Zentralisierung (von Macht, Einfluss, Prestige, Führerschaft u.a.) unvereinbar sind;
- b) exogen vorgegebene (z.B. auf formale Autorität abgestützte) Verhältnisse hoher Zentralisierung nur dadurch spannungsfrei aufrechterhalten werden können, wenn und insofern die Fokalsperson die Zeiträume (bzw. Häufigkeiten) ihrer Anwesenheit reduziert.

2) Interreferentiell bestimmte individuelle Selbstreflexion und Identitätsbildung

Als Korrelat kollokalen Verhaltensdisziplinierung entsteht eine charakteristische Weise individueller Selbstreflexion und Identitätsbildung, die nicht an introspektiv erschlossenen Erlebnisinhalten oder Intentionen festmacht, sondern an äusserlichen Ausdruckskundgaben und Handlungsvollzügen: unter dem Gesichtspunkt, wie andere diese wahrnehmen, deuten und darauf reagieren.

"Die Selbstbeobachtung und die Beobachtung der anderen Menschen korrespondieren mit einander. Eine wäre zwecklos ohne die andere. Es handelt sich hier also nicht wie im Falle einer primär aus religiösen Motiven entspringende Selbstbeobachtung, um eine Beobachtung seines "Inneren", um die Versenkung in sich selbst als eines isolierten Wissens zur Prüfung und Disziplinierung seiner geheimsten Regungen um Gottes Willen, sondern es handelt sich um eine Beobachtung seiner selbst zur Disziplinierung im gesellschaftlich-geselligen Verkehr." (Elias 1983: 159/160).

In kollokalen Situationen sind Individuen bekanntlich (vgl. 4.4) relativ wenig auf selbstreferentielle Orientierung (am eigenen "Selbstbild" oder am "idealisierten EGO") angewiesen, weil sie zu Fremdbeurteilungen einen fast ebenso leichten, umfassenden und zuverlässigen kognitiven Zugang wie zu introspektiven Selbstbeurteilungen haben (vgl. Schütz 1973: 227ff.). Insofern überhaupt verselbständigte personale Selbsttypifikationen und Identitätsattributionen entstehen, tragen sie den Mead'schen Charakter des "generalisierten Anderen", in dem sich Fremderwartungen, die gegenüber "typischen Kollokalpartnern" ausgebildet wurden, in der Form von Selbsterwartungen wiederfinden. Man wird sich selbst dann vorwiegend über Tugenden loben, die einem in durchschnittlichen kollokalen Interaktionszyklen Erfolg und Anerkennung verschaffen (z.B. "Taktgefühl", "Zuvorkommenheit" oder "Unaufdringlichkeit"), während man seine privaten Scham- und Schuldregungen für Verhaltensweisen aufspart, in denen sozial missliebige oder demütigende Eigenschaften (z.B. "Naivität", "Aufdringlichkeit", "Rücksichtslosigkeit") zum Ausdruck gelangen.

Logischerweise sind auch die interpersonellen Wahrnehmungen und Typifizierungen der Komplexität, Fluidität und dichten Verwobenheit kollokaler Felder nur dann angemessen, wenn die Teilnehmer

- a) die jeweils anderen Partner nicht als isolierte, durch endogene Dispositionen (wie z.B. "Charakter", "Interesse", "Stimmung" u.a.) determinierte Individuen wahrnehmen, sondern als Exponenten eines sozialen Beziehungsfeldes, deren Erleben und Handeln mannigfachen Aktualeinflüssen des sozialen Umfelds unterliegt;
- b) erwarten, dass sie selber von diesen Anderen auf dieselbe Weise "situativer Bestimmtheit" wahrgenommen werden.

Idealerweise müsste dann jedes Mitglied einerseits die Struktur und Dynamik des gesamten Interaktionsfelds (mit allen in ihm aktualisierten bilateralen und multilateralen Beziehungen) überblicken, um die auf jedes andere Mitglied momentan wirksamen Kräftevektoren zu identifizieren. In diesem Sinne hat sich bei der *höfischen Feudalelite zu Versailles* ein äusserst subtiler, differenzierter Stil interpersoneller Wahrnehmung entwickelt, der dennoch nicht "psychologisch" genannt werden kann, weil eben "situative" gegenüber "dispositionalen" Attributionen den Vorrang behaupten:

"Die höfische Kunst der Menschenbeobachtung ist umso wirklichkeitsnäher, als sie niemals darauf abgestellt ist, den einzelnen Menschen für sich allein zu betrachten, wie ein Wesen, das primär aus seinem Inneren die wesentlichen Gesetze und Züge empfängt. Man betrachtet vielmehr innerhalb der höfischen Welt das Individuum immer in seiner gesellschaftlichen Verflochtenheit: als Menschen in seiner Beziehung zu anderen. Auch hierin zeigt sich die totale Gesellschaftsverbundenheit des höfischen Menschen." (Elias 1983: 159).

Weil räumlich verdichtete Personengruppen der sinnlichen Wahrnehmung als prägnant herausgehobene Objekte gegenübertreten, liegt es bekanntlich nahe, die Ursachen vieler individueller Verhaltensweisen dem "Miteinander" anstatt der einzelnen "Person" zu attribuieren (vgl. 4.4): so dass insbesondere auch Aussenstehende eine den faktischen Kausalverhältnissen relativ adäquate Sichtweise gewinnen.

Ebenso kommt die generellere Neigung der Individuen, bei der Zurechnung ihres eigenen Verhaltens situative Zurechnungen vorzuziehen, der hohen kontextuellen Determinationskraft kollokaler Sozialsysteme entgegen: auch wenn der Einzelne oft nicht adäquat wahrnimmt, wie sehr er selber die Situation (d.h. die Bedingungen, unter denen andere handeln und auf ihn reagieren) mitkonstituiert (Sillars 1981).

Umgekehrt mag die ebenso generelle Tendenz sozialer Interaktionspartner, das Verhalten Anderer dispositional zuzurechnen (vgl. z.B. Walster 1966, Jones/Nisbett 1972). zu einer erheblichen Unterschätzung der vom Feld der Mitbewohnenden ausgehenden Verhaltens- einflüsse führen: und andauernde Kommunikation mag notwendig sein, um die sich ständig erneuernden Diskrepanzen zwischen externalen Selbst- und internalen Fremdattributionen zu reduzieren.

3. Zwänge zur Deprofilierung und Konformität

Unter kollokalen Bedingungen sind soziale Handlungsprozesse dadurch gekennzeichnet, dass

- a) die *Personen*, die als Verursacher unwillkürlicher oder intendierter Verhaltensweisen in Betracht zu ziehen sind,
- b) die *Verhaltensvollzüge* (z.B. Bewegungsabläufe, Sprechakte u.a.), die sie mit Hilfe ihrer leiblichen Organe vollziehen, und
- c) die *Wirkungen*, die diese Verhaltensweisen bei Adressaten oder sonstigen Betroffenen auslösen

im selben aktuellen Erlebnisfeld der Beteiligten wahrnehmbar sind.

Im Medium sinnlicher Wahrnehmung pflegt sich die Synthese dieser drei Handlungs-konstituentien unkontrollierbar-spontan zu vollziehen: so dass im Gegensatz zu vergangenen, fernverursachten oder fernwirkenden Verhaltensweisen keine Notwendigkeit besteht, sie mittels artifiziell erzeugter (und entsprechend umstrittener und variabler) Zurechnungskonstruktionen zu sichern. Jeder Akteur erlebt sich selbst zweifelsfrei als jemand, dessen unbedachte Armbewegungen gerade jetzt genau dieser anderen Person ein Schmerzerlebnis zugefügt und sie zu einer erschrocken-unwilligen Reaktion veranlasst haben, oder dessen scherzhaft-ironische Einwürfe ganz offensichtlich kein Verständnis finden.

Auf Grund solcher Rückkoppelungen sind die im kollokalen Milieu vollzogenen Handlungsprozesse besser als einsame Privathandlungen oder translokal orientierte Verhaltensweisen (z.B. Telefongespräche, Briefe u.a.) dazu geeignet, um einen Strom begleitender (bzw. unmittelbar nachfolgender) Selbstattributionen zu induzieren. Ich vermag meinen eigenen Zustand innerer Wut weniger leicht zu ignorieren, wenn Andere mir Zornesröte oder ein bedrohliches Zittern in der Stimme attestieren; ein spontanes Lob der Lehrerin vermag ein Kind leicht von den letzten Selbstzweifeln über seine eigenen Fähigkeiten zu befreien; und ein alkoholisierte nächtlicher Automobilist mag sich vielleicht nur durch Anfahren eines Fussgängers von seiner eigenen Fahruntüchtigkeit überzeugen.

Noch wichtiger ist nun aber die Tatsache, dass die in Anwesenheit Anderer vollzogenen Handlungen auch einen dauernden Strom von *Fremdzurechnungen* erzeugen: wobei aus der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, dass Selbstattributionen und Fremdzurechnungen (bzw. die letzteren untereinander) divergieren, vielfältige Unsicherheiten und Risiken, Spannungen, Konflikte und Koordinationsschwierigkeiten entstehen.

Fremdattributionen sind deshalb so ubiquitär, weil anwesende Beobachter normalerweise mühelos feststellen können, welche Geschehnisse in welchen Verhaltensvollzügen welcher Personen ihre Ursache haben. Jeder Interaktionsteilnehmer muss also permanent mitberücksichtigen, dass all seine Verhaltensweisen von anderen als Ausdruckskundgaben gewertet werden (können), aus denen sich Schlüsse auf seine Absichten, Fähigkeiten, Stimmungen oder Charaktereigenschaften ziehen lassen. Durch geeignete Verhaltensdisziplinierung mag es jedem Partner teilweise gelingen, die von ihm erweckten Impressionen und Typifikationen in der Nähe seiner Selbstattributionen zu halten oder in rein taktischer Absicht eine ihm vorteilhafte personale Selbstdarstellung zu provozieren. Aber andererseits gibt es zahlreiche Gründe dafür, warum eine derartige zweckhafte Manipulation von Fremdbeurteilungen niemals dauerhaft und vollständig gelingt:

- 1) Zumindest auf der nonverbalen Verhaltensebene besitzt *kein Akteur ein vollständiges Wissen* darüber, welche Kundgaben er andauernd emittiert: z.B. weil er seine eigenen Bewegungsabläufe nicht adäquat wahrnehmen kann und viele gestisch-mimische Begleitäußerungen sich seinem Bewusstsein überhaupt entziehen (vgl. 2.2.4).
- 2) Selbst eine vollständige Kenntnis aller eigenen Verhaltensabläufe würde noch nicht das Problem ihrer *mangelhaften Kontrollierbarkeit* beseitigen: weil (im Gegensatz etwa zu translokal-schriftlicher Kommunikation) immer auch leibliche Manifestationen einfließen, die sich (wie z.B. Niesen, Rülpsen, Zittern, Stolpern) auf Grund ihrer physiologisch-anatomischen Mitdeterminiertheit einer intentionalen Steuerung entziehen.
- 3) Auch bei vollständiger Kenntnis und Kontrolle bliebe noch das Problem, dass dieselben Verhaltensweisen je nach den situativen Bedingungen *unterschiedliche Kausalwirkungen entfalten*, und dass es eher diese objektiven Konsequenzen als die (beabsichtigten und auch vollzogenen) Verhaltensabläufe sind, an denen Betroffene ihre Zurechnungen festzumachen pflegen. Dies zeigt sich beispielsweise in der Neigung von Verkehrsunfallopfern, den Verursachern unabhängig davon, welche objektiven Situationsbedingungen zum Malheur geführt haben, eine subjektive Schuld zuzusprechen (vgl. Walster 1966; Wortman 1976), oder in der Tendenz von Eltern unterer sozialer Schichten, bei ihren Kindern nicht so sehr "böse Absichten", sondern ausschliesslich die zu objektiven Störungen oder Schäden führenden Handlungen zu sanktionieren.

Die Schwierigkeiten eines Aktors, selbstinduzierte Fremdattributionen hinreichend voraussehen und/oder kontrollieren zu können, nehmen in der Masse zu, als seine Verhaltensweisen Merkmale des Idiosynkratischen, Unkonventionellen, Unerwarteten an sich tragen. Denn Handlungen dieser Art sind aus zwei Gründen besonders dazu disponiert, dispositionell attribuiert und als "empirisches Rohmaterial" für personale Typifikationen verwendet zu werden:

- 1) weil sie - bei gegebener Sensibilität des Publikums - dank ihrer Auffälligkeit besonders viel Aufmerksamkeit und spontanes Interesse auf sich ziehen;
- 2) weil es nicht möglich ist, eine ausserhalb des Aktors liegende, übersubjektive Zurechnungsquelle (z.B. eine kollektive Erwartung, Norm, Regel, Weisung, Gewohnheit u.a.) zu identifizieren: so dass es zwingend ist, ihre Ursache in der *Person* des Handlungssubjekts zu suchen.

Unabhängig davon, ob EGO sich in Anwesenheit Anderer durch virtuose Fähigkeiten oder enttäuschende Fehlleistungen, durch "originelle Einlagen" (wie z.B. Witze, Clownerien etc.) oder offensichtliche Delinquenzen profiliert, muss er dafür mit einem höheren Mass an (zwangsläufiger) sozialer Selbstdarstellung bezahlen. Er muss dann hinnehmen, dass man

- von ihm mehr als von anderen spezielle Begründungen und Erklärungen für sein Verhalten (bzw. dessen Ergebnisse) fordert;
- Fremdtypifikationen seiner Person (hinsichtlich Charakter, Fähigkeiten, Interessen, Stimmungen u.a.) überdurchschnittlich stark auf solche Darstellungsleistungen ("performances") abgestützt werden, während z.B. objektive Statusmerkmale, Erinnerungen an vergangenes Verhalten u.a.m. vergleichsweise unwichtiger werden.

Hinzu kommt, dass jemand, der auf Grund eines einzelnen auffälligen Verhaltens Aufmerksamkeit erregt hat, nun eine Zeitlang generell im Zentrum des Interesses steht und sich deshalb genötigt sieht, auch seine übrigen Handlungen stärker zu disziplinieren.

Dementsprechend werden sich kollokale Interaktionsteilnehmer in der Regel genötigt sehen, ihre Verhaltensweisen (wie auch ihre äussere Erscheinung) zu *deprofilieren*: um den Strom der von ihnen selbst induzierten, aber nicht überblick- und steuerbaren Fremdattributionen zu verdünnen und sich dadurch von den Begründungs- und Disziplinierungszwängen, die mit der Aufmerksamkeitszuwendung der Mitbewohnenden einhergehen, teilweise zu entlasten. Dazu stehen zwei Strategien zur Verfügung, die meist in kombinierter Weise verwendet werden:

- 1) *Passivierung*: durch Aufsetzen eines "beherrschten Gesichtsausdrucks" kann man ebenso wie durch Starrheiten in der Kleidung oder kosmetische Massnahmen (Schminke u.a.) dafür sorgen, dass der Körper generell weniger (vor allem: weniger unerwünschte, unbewusste und unkontrollierte) Ausdruckskundgaben emittiert. Bei besonders "disziplinbedürftigen" Anlässen feierlicher Art können Uniformen, Mäntel, Talar, Zylinderhüte, Roben, Messgewänder oder andere deprofilierende Kleidungsformen die Wirkung haben, die leiblichen Ausdrucksmöglichkeiten (und entsprechenden Selbstdarstellungsrisiken) auf ein Minimum zu reduzieren. Im Unterschied zum Mechanismus der Desensibilisierung (vgl. 4) geht es hier darum, die Komplexität der Stimuli von der *emissiven* (anstatt *rezeptiven*) Seite her zu reduzieren: was wohl umso dringlicher ist, je stärker Mitbewohnende dafür sensibilisiert sind, aus der Mimik oder andern Leibeskundgaben Schlüsse zu ziehen. In einem weiteren Sinne sind alle bereits oben genannten Strategien der Passivierung nicht nur deshalb funktional, weil sie objektiv-physisch bestimmte Irritationen (z.B. körperliche Berührungen oder Verletzungen) verhindern, sondern auch auf Grund ihrer symbolischen Wirkung: jedem Teilnehmer eine unauffällige, von lästigen internalen Zurechnungen freie Partizipationsrolle zu garantieren.
- 2) *Konformismus*: die strikte Anpassung des individuellen Verhaltens an (explizite oder unterstellte) soziale Erwartungen, Normen, Regeln und Gewohnheiten stellt die weit-

aus effektivste Strategie verhaltensmässiger Disziplinierung dar. Denn EGO erhält dafür den dreifachen Gewinn

- a) dass er im objektiven Sinne die anderen nicht stört (und sie nicht zu entsprechenden reaktiven Sanktionen nötigt);
- b) dass er sich nicht ins Scheinwerferlicht allgemeiner Aufmerksamkeit manövriert (und einen entsprechend generalisierten Disziplinierungsdruck erfährt);
- c) dass er seine "wahre Person" wie hinter einem Schutzwall verbergen kann: weil die andern geneigt sein werden, sein Verhalten primär nicht als individuelle Ausdrucks-kundgabe, sondern als Korrelat personenunabhängiger sozialer Erwartungen, Verpflichtungen u.a. zu interpretieren (vgl. Goffman 1971: 43). Diese Tendenz wird wahrscheinlich durch das sog. "discounting principle" gestützt: d.h. durch die Regularität, dass prädominante situative Zurechnungen dazu tendieren, konkurrierende dispositionale Attributionen nicht nur graduell, sondern grundsätzlich zu verdrängen (vgl. Kelly 1972).

So gibt es eine äusserst potente und ubiquitäre Motivationsquelle für Verhaltenskonformität, die keineswegs irgendeiner konsensualen Übereinstimmung mit den einzuhaltenden Normen und Regeln entspringt, sondern allein dem Bestreben, sich den unerwünschten und risikoreichen Implikationen einer irgendwie auffällig und über-raschend wirkenden Selbstdarstellung zu entziehen. Als sachlich generalisierte (d.h. von den konkreten Norminhalten unabhängige) Motivationsquelle vermag sie auch jene erstaunlichen, teilweise gar erschütternden Phänomene kollokaler Verhaltenskonformität zu erklären, wie sie beispielsweise in den Ergebnissen des "Milgram-Experimentes" sichtbar werden (Milgram 1964).

Die vereinigte "attributionsdämpfende" Wirkung von Verhaltenspassivierung und Verhaltenskonformität kann sehr gut am Beispiel jenes Syndroms konventionalisierter Erwartungen, die man "gepflegte Erscheinung" nennt, veranschaulicht werden. Als hochdifferenziertes Produkt vorangegangener Disziplinierungsleistungen (Auswahl und Anziehen der Kleider, Frisieren, Zähneputzen, Desodorieren, Fingernägelreinigen, Rasieren, Schminken etc. etc.) wird sie ins kollokale Interaktionsfeld fertig mitgebracht, um dort die Funktion einer invarianten Basisrolle ("korrektes Auftreten") zu übernehmen. Als solche dient sie dazu,

- a) günstige initiale Attributionen zu induzieren: indem sie den Kollokalpartnern suggeriert, eine im generellen Sinne zur Selbstdisziplin und sozialen Einpassung fähige und willige Person vor sich zu haben (vgl. Goffman 1971: 36ff.);
- b) die laufenden Interaktionsprozesse von aktuellen Disziplinierungszwängen etwas zu entlasten: indem unkonventionelle Einzelhandlungen viel eher als "untypische Ausrutscher" wegerklärt (anstatt als symptomatische Äusserung einer Persönlichkeitsstruktur gedeutet) werden, wenn ein "grundsätzlich seriöses, vertrauenswürdiges Individuum" sie vollzieht.

Wenn man hinzunimmt, dass "korrekt erscheinende" Personen generell weniger auffallen und im Zentrum irgendeines sozialen Interesses stehen, so ergibt sich daraus die - nicht nur von professionellen Gangstern und Spionen längst erkannte und ausgenutzte - Schlussfolgerung, dass "gepflegtes Auftreten" der aussichtsreichste Weg ist, um sich ein Reservat für "sanktionsfreie Devianzhandlungen" zu sichern: oder auch einen Blankoscheck für relativ primitive Benehmensweisen oder Redensarten, die bei nachlässigerer äusserer Erscheinung als Symptome unzweifelhafter "Unkultiviertheit", ja "Asozialität" gewertet würden.

Wesentlich ist die Einsicht, dass sich in der "korrekten Erscheinung" das Element der Konformität immer mit Komponenten der *Passivierung* verbindet: indem die "angemessene Kleidung" ebenso wie die geforderte "gleichmässig freundliche Miene" immer die Eigenschaft haben, vielerlei leibliche Ausdrucksformen abzuschwächen oder zu kamouflieren.

Wenn kollokale Sozialsysteme einerseits bekanntlich dazu disponiert sind, durch die selbsttragende Fluidität ihrer inneren Prozesse konventionelle Festlegungen und traditionale Erstarrungen zu unterminieren (vgl. 4.3), so erweisen sie sich hier andererseits genau umgekehrt als Interaktionsfelder, die derartige Konventionalismen mittels ständiger Reproduktion am Leben erhalten oder sogar - wie man wiederum an der höfischen Gesellschaft Frankreichs illustrieren kann - zusätzliche Rigidifizierungen endogen erzeugen:

"Den Panzer der Selbstzwänge, die Masken, die alle einzelnen Menschen der höfischen Eliten nun in höherem Masse als zuvor als Teil ihres Selbst, ihrer eigenen Person, entwickeln, distanziert auch in höherem Masse als zuvor die Menschen voneinander. Verglichen mit der vorangehenden Periode sind nun am Hof die spontanen Impulse der Menschen beim Verkehr miteinander in höherem Masse gezügelt. Überlegungen, die rasche Bestandesaufnahme der Situation, das Auspeilen des Handlungskurses, kurzum Reflexionen schieben sich nun mehr oder weniger automatisch zwischen den affektiven und spontanen Handlungsimpuls und die tatsächliche Ausführung der Handlung in Wort und Tat. Oft genug sind sich die Menschen auf diesem Plateau der Reflexion als Bestandteil dieser Panzerung sehr wohl bewusst. Je nach ihrer Lage bewerten sie sie positiv unter dem Namen "Vernunft" oder romantisch und negativ als Fessel des Gefühls, als Störungerscheinung, als Entartung der Menschennatur - wie immer sie sie bewerten, sie nehmen diese ihre Selbstzwänge, ihre Panzerung und die Distanzierungsart, die ihnen entspricht, nicht als Symptome einer bestimmten Stufe der menschlich-gesellschaftlichen Entwicklung, sondern als ewige Eigentümlichkeit der unveränderlichen Menschennatur wahr." (Elias 1983: 359/360).

Um die "Ianusgesichtigkeit" kollokaler Sozialsysteme (d.h. ihre Eigenschaft, Konventionalismen einerseits zu erodieren und andererseits zu konsolidieren) besser zu verstehen, muss man die zusätzlichen Bedingungen identifizieren, unter denen eher die eine oder eher die andere dieser beiden Eigenschaften vorrangig in Erscheinung tritt.

An dieser Stelle sei nur auf vier solcher Bedingungen hingewiesen, die mit einer *erhöhten Tendenz zur Konformität und Rigidifizierung* in positivem Zusammenhang stehen könnten:

1) *Grad an "Öffentlichkeit"*

Die Risiken, die mit unkonventionell-idiosynkratischem oder abweichendem Verhalten verbunden sind, nehmen in dem Masse zu, als sich der Akteur ihm unbekannten oder gar unkontrollierbar-wechselnden Mitbewohnenden gegenüber befindet. Diese in allen *öffentlichen Lokalisationen*, aber beispielsweise auch z. B. in *Grossraumbüros* (vgl. Fritz 1982) oder bei umfangreicheren *Cocktail Parties* vorherrschende Situation ist dadurch charakterisiert, dass jeder Akteur

- a) grosse Unsicherheit darüber verspürt, wie seine Verhaltensweisen wahrgenommen, gedeutet und beantwortet werden: und vor allem aus Unkenntnis darüber, wie der konventionellste und intoleranteste "Grenzteilnehmer" darauf reagieren wird, sich prophylaktisch zu strikter Konformität und Unauffälligkeit genötigt sieht;
- b) damit rechnen muss, dass die Mitbewohnenden sich ausschliesslich auf seine aktuellen Verhaltensweisen abstützen, um sich von seiner Persönlichkeit ein Bild zu machen: weil sie ihn ja nicht aus vergangenen Handlungen kennen und auch über seine formellen Statusmerkmale nicht Bescheid wissen können.

Aus diesen zwei Gründen ist häufig allein schon mit anwachsender Zahl von Anwesenden ein vermehrter Disziplinierungs- und Konformitätsdruck verbunden. Er kann Individuen nicht nur an der Ausführung negativ-devianter, sondern auch positiv-meritorischer Handlungen hindern: z.B. wenn sie bei einer grösseren Zahl von "bystanders" weniger geneigt sind, verunglückten Personen zu Hilfe zu eilen, weil jeder befürchtet, sich als jemand, der die Situation fehlgedeutet hat oder zur Hilfeleistung zu ungeübt ist, unvorteilhaft zu profilieren (vgl. Latané/Darley 1970).

2) Relevanz und "Sanktionsmacht" der Mitbewesenden

Der Bedarf nach Voraussicht und/oder Kontrolle der durch eigenes Verhalten evozierten Fremdbeurteilungen und Fremdreaktionen ist umso grösser, je mehr Bedeutung diese externen Zuschauer für den Akteur besitzen: z.B. wenn sie in der Lage sind, an ihr Urteil erhebliche Sanktionen anzuknüpfen oder gar das künftige Lebensschicksal EGO's mitzudeterminieren. Fast unerträglich wird die Last der Selbstdisziplinierung, wenn diese relevanten Personen (noch) unbekannt und unvertraut sind: z.B. in Anstellungsgesprächen, wo alles weitere davon abhängt, wie man eine einzige, unwiederbringliche Gelegenheit zur persönlichen Selbstdarstellung "besteht", oder beim ersten Rendez-vous mit einem Wunschpartner, dessen Ausgang mitentscheidet, ob es überhaupt noch weitere Zusammenkünfte gibt: d.h. ob man Gelegenheit erhält, die Risiken unvorteilhafter Selbstdarstellung auf verschiedene Begegnungen zu verteilen.

Nicht zuletzt dank der vielgeschmähten hierarchischen Ordnung der Gesellschaft ist aber gewährleistet, dass es sich bei derart einflussreichen Beurteilern häufig um klar identifizierbare und langfristig in denselben Rollen verharrende Personen handelt, zu denen man sich mindestens nach und nach in ein vertrauterer Verhältnis setzen kann. Nur wenige "Darstellungskünstler" brauchen sich deshalb permanent einem gleichzeitig sanktionsmächtigen und unvorhersehbar-variablen Publikum zu exponieren und jenes für Sänger, Schauspieler, aber auch Vortragsredner charakteristische "Lampenfieber" zu erleiden, das sich bei jedem Auftritt immer wieder erneuert.

3) Exponiertheit

Unter besonders ausgeprägtem Disziplinierungsdruck befinden sich Personen, die sich bereits aus Ursachen, die nicht mit ihrem konkreten Verhalten zu tun haben, im Fokuspunkt kollokaler Aufmerksamkeit befinden:

- aus *physischen* Gründen: z.B. weil sie wegen ihrer Körpergrösse herausragen oder wegen ihrer auffälligen Verkrüppelung überdurchschnittliche Beachtung erregen, oder sich durch ihr abweichendes Alter oder Geschlecht (z.B. als "einzige Frau unter Männern") gegenüber allen übrigen Anwesenden profilieren;
- aus *strukturellen* Gründen: z.B. als Tagungsteilnehmer, der die Rolle des Sitzungsleiters übernommen hat oder der gerade jetzt - aufs Mikrophon zuschreitend - die Sprecherrolle in der Diskussion übernimmt;
- aus *ökologischen* Gründen: z.B. als Kneipengast, der als einziger einsam am Tische sitzt oder als verspätet erscheinender Sitzungsteilnehmer, der die Blicke der Anwesenden wie Spiessruten empfindet, wenn er auf seinen Platz zustrebt.

Bekanntlich hat die radiale Aufmerksamkeitskonzentration Vieler auf einen Einzelnen zur Folge, dass sich das Sozialsystem insgesamt labilisiert: weil es sich in allen wesentlichen Verhältnissen dafür empfindlich macht, wie diese eine Fokalsperson agiert. Indem diese Person unter einen entsprechend hohen Deprofilierungs- und Konformitätsdruck gesetzt wird, mag es gelingen, diese Risiken wesentlich zu neutralisieren.

4) Zeitdruck

Ein grosser Vorzug der "korrekten persönlichen Erscheinung" besteht darin, dass sie praktisch keine Zeit braucht, um als Gestaltseinheit intersubjektiv übermittelt und als Ansatzpunkt für eine (allerdings nicht besonders inhaltsreiche) personale Fremdtypifikation wirksam zu werden. Wer hingegen bestrebt ist, seine Verhaltensweisen und Leistungen als Medien zu benutzen, um sich selbst auf eine selbstgewählte Art darzustellen und bei andern ein bestimmtes Bild seiner Person zu evozieren, muss daran interessiert sein, möglichst viel Darstellungszeit zur Verfügung zu haben,

- a) um durch geeignete Variation seiner Verhaltensweisen ein möglichst vielseitiges, differenziertes Bild seiner selbst vermitteln zu können,

- b) um das bei jeder einzelnen Handlung involvierte Risiko, durch zufälliges Fehlverhalten oder situationsbedingte Misserfolge einen "falschen Eindruck zu erwecken", über möglichst viele Gelegenheiten hinweg zu streuen.

Je weniger Zeit verfügbar ist, desto mehr verschärft sich

- a) der *Selektionsdruck*: unter vielen möglichen jetzt gerade die "richtigen", für die Selbstdarstellungsstrategie optimalsten, Verhaltensweisen auszuwählen;
b) der *Disziplinierungsdruck*: gerade in diesem Augenblick fehlerfrei und erfolgreich zu agieren: um folgenschwere Fehlattritionen zu vermeiden, zu deren Korrektur man vielleicht gar keine Gelegenheit mehr findet.

Die Wahl wird dann verständlicherweise meist auf gut eingeübte, konventionelle (und sicher nicht auf experimentell-innovatorische) Verhaltensweisen fallen: weil man im voraus weiss, dass diese praktisch nie misslingen und mit Sicherheit zumindest keine negative Typifizierung - meist allerdings auch keine sehr positive - nach sich ziehen (vgl. Bierhoff 1980: 156)

4. Bedarf nach habitualisierten und ritualisierten Verhaltensmustern

Wo immer Individuen (oder auch kollektive Akteure wie z.B. Organisationen) genötigt sind, auf unerwartete Ereignisse ohne Zeitverzug und möglichst erfolgssicher zu reagieren, fehlt jeglicher Spielraum um

- die spezifischen, vielleicht gar singulären Merkmale eines Ereignisses oder einer Problemsituation differenziert wahrzunehmen,
- eine auf diese Spezifitäten zugeschnittene, vielleicht sogar völlig innovative Verhaltensweise oder Problemlösungsstrategie zu konzipieren,
- noch wenig erprobte Verfahrensweisen auszutesten, deren Ausführung man nur unvollständig beherrscht und/oder über deren kausale Wirkungen oder symbolische Konnotationen man zu wenig weiss.

Vielmehr sieht sich der Akteur auf einen "eisernen Bestand habitualisierter Verhaltensroutinen" verwiesen: auf gut eingeübte Reaktionsschemata, die dank ihrer simplifizierten und stereotypisierten Struktur jederzeit mit einem Minimum an Reflexionsaufwand auf dieselbe voraussehbare Weise reproduziert werden können (vgl. Fentress 1976: 162). Autofahrer, Bergsteiger, Kriminalkommissare, Notfallärzte und Katastrophenhelfer finden sich in derselben paradoxen Lage, dass gerade die unaufhebbare Instabilität und Unvorhersehbarkeit ihrer Problemumwelt dazu nötigt, ein Repertoire äusserst rigide programmierter Reaktionsregeln und Verhaltensabläufe zu benutzen, die in internalisierter Form (als habitualisierte "Reflexe") oder im externalisierten Aggregatzustand (z.B. als Regelhandbuch für Polizeifunkstreifen) zugreifbar sein können.

Wer innerhalb einer Umwelt, in der man nicht weiss, wann was geschieht, dennoch effektiv und effizient handeln möchte, muss dies mit folgenden Einschränkungen bezahlen:

- 1) An die Stelle einer generalisierten, für beliebige Fälle gerüsteten Problemlösebereitschaft tritt ein begrenztes Spektrum sachspezifischer Reaktionsbereitschaften: je nach dem Repertoire zugreifbarer Regeln und Routinen, die (sowohl im internalen wie im externalen Speicherzustand) immer die Form eines *Arsenals separierter einzelner Verfahrensprogramme* besitzen.
- 2) Weil der unendlichen Mannigfaltigkeit und Variabilität empirischer Situationen und Problemkonstellationen nur eine starr begrenzte Anzahl von Reaktionsmustern gegenübersteht, wird es nötig, die konkreten Ereignisfälle unter einen groben Kategorienraster zu subsumieren und selbst auf offensichtlich verschiedenartige Einzelfälle dieselben Verhaltensschemata zu applizieren.
- 3) Weil sowohl institutionell gefertigte Regelhandbücher wie auch intraindividuell verfestigte Habitualisierungen auf zeitliche Stabilität hin angelegt und nur mit mühsamen Verfahrensweisen modifizierbar sind, bleiben die reaktiven Kapazitäten auf Bereiche langfristig stabiler und sich häufig wiederholender Ereigniskonstellationen einge-

schränkt: während sehr selten auftretende und qualitativ neuartige Fälle unbewältigt bleiben. Eine Ergänzung des stereotypen Reaktionsrepertoires durch zusätzliche Routinen gelingt nur, wenn die entsprechenden neuen Problemtypen vorerst *nicht* unter Zeitdruck und Erfolgszwang bewältigt werden müssen.

Kollokale Interaktionsfelder haben nun die Eigenheit, dass die Teilnehmer sich in ihnen häufig unerwarteten Ereignissen, auf die dringlich reagiert werden muss, gegenübersehen: so dass sie stärker als in translokalen oder alokalen Sozialverhältnissen darauf verwiesen sind, sich von starr programmierten (häufig in der Frühsozialisierung erworbenen und der bewussten Reflexion kaum zugänglichen) Verhaltensroutinen leiten zu lassen. Allerdings sind hier zwei Determinationsquellen der Verhaltensroutinisierung zu unterscheiden: je nachdem, ob sich das Individuum nur in *situativer* oder *auch* in *interaktiver* Hinsicht auf die Mitwesenheit Anderer bezieht.

Auf der *ersten*, rein *situativen* Ebene stellen mitanwesende Personen genauso wie unberechenbare Tiere, unübersichtliche Stromschnellen oder böenartige Segelwinde eine Quelle unvorhersehbarer Kausalwirkungen und Umweltereignisse dar, die dazu nötigen, ein Repertoire standardisierter adaptiver Gegenreaktionen in Vorrat zu halten. Dazu gehören etwa reflexartige Bewegungen des Ausweichens und Distanzhaltens, die im Strassenverkehr überlebenswichtige Bedeutung gewinnen, oder jene geradezu artistischen Fähigkeiten, die nötig sind, um sich in dichtgedrängten Zuschauermassen einen privilegierten Standort und genügend Ellbogenfreiheit zu verschaffen.

Auf der *zweiten*, *interaktionellen* Ebene findet man jene für die Sphäre interindividueller Kommunikation charakteristischen Habitualisierungen, die zwar auf denselben Mechanismen psychischer Gewöhnung und motorischer Einübung basieren, zusätzlich aber auch daraufhin ausgerichtet sind, im intersubjektiven Feld die Funktion von *symbolischen Ausdruckshandlungen* zu erfüllen. Dazu gehören z.B. jene fast perfekt automatisierten, nur mit einem Sonderaufwand an Bewusstmachung und Verhaltensdisziplin überwindbaren Inklinationen

- auf das Zusammentreffen mit einem guten Bekannten (wie zufällig und unerwartet es auch sei) mit einem stereotypisierten Ritual des *Grüssens* zu reagieren;
- bei kurzfristig sich wiederholenden Begegnungen mit derselben Person zu abgeschwächten, aber immer noch merklichen Erkennungsreaktionen überzugehen und schliesslich nur noch mit einem "stehenden Lächeln" auf dem Gesicht an ihm vorbeizugehen (Goffman 1971);
- Interaktionsverhältnisse, die durch versehentliche körperliche Übergriffe oder wechselseitige Verhaltensbehinderungen aus dem Gleichgewicht geworfen sind, durch kurze "Korrektivrituale" (Entschuldigungen, Erklärungen u.a.) zu reäquilibrieren (vgl. Goffman 1974: 138ff.)

Im Grenzfall können derartige Ritualvollzüge einen ähnlichen Grad der Zwangshaftigkeit, wie er bestimmten physiologischen Reflexen eigen ist, erhalten: mit der Folge, dass eher ihre *Unterlassung* als ihre Ausführung den Charakter einer bewussten, mit subjektiver Sinngebung ausgestatteten Intentionalhandlung besitzt:

"In unserer Gesellschaft ist diese für Erkennungsrituale charakteristische Regel normalerweise etwas so Eingefleischtes, dass ein Individuum, das diesen Akt aus strategischen Gründen zu vermeiden sucht, (geschehe dies nun einseitig, indem es so tut, als hätte es den andern nicht gesehen, oder beidseitig, indem beide so tun, als ob sie nicht in einem Grussverhältnis zueinander stünden) sich bewusst dazu zwingen muss, seine Neigung zu grüssen, zu unterdrücken. Und wenn ein Bekannter eines Individuums unmittelbar vor diesem auftaucht und darauf besteht, gegrüsst zu werden, obwohl er vorsätzlich übersehen wurde, ist eine ziemlich grosse Charakterstärke notwendig, um ihn trotzdem konsequent nicht zu grüssen (Goffman 1974: 113/114).

Wenn individuelle Habitualisierungen als Interaktionsrituale in Anspruch genommen werden, hat dies zweierlei Konsequenzen:

- 1) Die Verhaltensweisen werden teilweise oder ganz davon entlastet, als hinreichende Ursachen physischer Bewirkungen zu fungieren. Anstelle einer räumlichen Distanznahme kann eine blosser Abwendung des Blicks genügen, um einer unerwünschten Begegnung aus dem Wege zu gehen; und eine mit der Bitte um Nachsicht verbundene verbale Entschuldigung, nicht die effektive Heilung der versehentlich getretenen Zehe ist hinreichend, um das Interaktionsverhältnis zu reharmonisieren. Deshalb wird es leichter möglich, als Medien ritueller Symbolisierungen völlig voraussetzungslos (weil an keine Kraftanstrengung oder Qualifikation gebundene) Verhaltensmuster zu wählen, die von jedermann jederzeit in identischer Weise aktualisierbar sind: ganz unabhängig von den variablen psychischen Dispositionen oder situativen Umweltbedingungen, in denen sich ein zur Reaktionshandlung evozierter Akteur gerade befindet.
- 2) Die Ritualhandlungen stehen dafür umso stärker unter der Restriktion, dass nicht nur ihre *Produktion* ("Enkodierung"), sondern auch ihre *Rezeption* ("Dekodierung") den Bedingungen voraussetzungsfrei-universeller Zugänglichkeit, zeitlicher Unmittelbarkeit und beliebig häufiger, präziser Wiederholbarkeit genügt. Dementsprechend schrumpft die Sphäre geeigneter Verhaltensweisen auf den relativ begrenzten Kreis besonders prägnanter, aus dem (akustischen oder visuellen) Wahrnehmungsfeld durch klare Gestalt profilierter körperlicher Ausdruckskundgaben (Kopfnicken, Händeschütteln) oder Verbalformen zusammen, die auch von sehr verschiedenartig vorsozialisierten, ja selbst sensorisch behinderten Rezipienten auf identische Weise wahrgenommen und gedeutet werden können und auch keine besondere Fokussierung der Aufmerksamkeit erforderlich zu machen.

Zumindest im Bereich *nonverbaler, gestischer Ausdruckskundgaben* ist das Repertoire an dafür geeigneten motorischen Ablaufmustern derart gering, dass sich in praktisch allen Kulturen dieselben rituellen Verhaltensweisen finden: ohne dass es zur Erklärung derartiger Konvergenzen notwendig wäre, biologisch fundierte anthropologische Invarianzen zu postulieren (vgl. Morris/Collett/Marsh/Shughnessy 1979; Kendon 1983: 35).

Komplementär zu den übrigen Formen verhaltensmässiger Disziplinierung machen habitualisierte Rituale eine Basisebene kollokaler Systemregulation verfügbar: charakterisiert durch vier Funktionsleistungen, die nicht durch die "höheren" Niveaus intentionalen Handelns und Kommunizierens substituierbar sind:

- 1) Sie sind permanent aktualisierbar, ohne dass zu ihrer Aktualisierung Zeit (für Situationsbeurteilungen, Entscheidungen, Ausführungsplanungen) u.a. aufgewendet werden müssten. Deshalb sind sie unentbehrlich, um den ununterbrochenen Fluss wechselseitiger Kommunikationen und Kooperationen aufrechtzuerhalten, aus denen Kollokalsysteme ihre charakteristische prozessuale Fluidität (vgl. 4.3) gewinnen.
- 2) Sie sind ubiquitär verfügbar: ohne dass hinsichtlich der Individualmerkmale und Zusammensetzung der Anwesenden oder der Bedingungen ihrer äusseren Situation besondere Voraussetzungen notwendig wären. Deshalb sind sie dafür mitverantwortlich, dass die zeitlich-räumliche Kopräsenz mehrerer Personen fast unvermeidlicherweise zur Initiierung sozialer Beziehungen führt (vgl. 3.2), und dass kollokale Interaktionssysteme relativ unabhängig von externalen oder internalen Stabilisierungsfaktoren und Konsensualitäten in Gang gehalten werden können.
- 3) Dank der "Robustheit" der verwendeten Enkodierungs- und Dekodierungsverfahren und der äussersten Standardisiertheit ihrer Symbolgehalte konstituieren sie die zuverlässigste und erwartungssicherste Ebene intersubjektiver Verständigung, die es gibt. So dienen Akte der Begrüssung der *"Einklammerung von Zeitphasen erhöhter wechselseitiger Zugänglichkeit"* (Goffman 1974: 116ff.): weil durch ihren Vollzug eine völlig zweifelsfreie Verständigung darüber geschaffen wird, dass jetzt gerade eine Situation

wechselseitiger Zuwendung und Kommunikationserwartung besteht (die durch einen ebenso unmissverständlichen Akt des Abschiednehmens einen ähnlich prägnanten Abschluss findet). So konstituieren Interaktionsrituale (ähnlich wie formale Regeln bei Organisationen) eine Art "Ausgangsplattform", von der dann die problematischeren, weniger erfolgssicheren sozialen Kommunikationen anspruchsvollerer Natur ihren Ausgang nehmen können.

- 4) Sie ermöglichen es, die für die kollokale Systemregulation nötigen Verhaltensdisziplinierungen auf einen residualen "Nebenschauplatz" abzudrängen: d.h. auf Prozesse, die praktisch keine Aufmerksamkeitsleistungen oder Handlungsressourcen beanspruchen und deshalb den Fortgang der viel wichtigeren thematischen Interaktion (z.B. die Durchführung eines Gesprächs oder die kooperative Erzeugung eines Produktes) nur wenig behelligen. Hingemurmelte "sorries", um Verzeihung heischende Blicke oder entlastende Scherzworte können ganz beiläufig eingestreut werden, um so eben erfolgte "Störfälle" zu neutralisieren oder um im voraus sicherzustellen, dass intendierte Normverstösse oder sonstige Irritationen klaglos hingenommen werden.

Wenn es einerseits zutrifft, dass Kollokalsysteme dank ihrer interaktionellen Fluidität zu besonderen Flexibilitäts- und Innovationsleistungen befähigt sind (vgl. 4.3), so ist es andererseits ebenso zutreffend, dass Sozialsysteme mit derartigen Eigenschaften paradoxerweise auf ganz besonders rigiden und irreversibel verfestigten Strukturprinzipien und Funktionsweisen beruhen. Ähnlich wie es gelingt, die revolutionärsten mathematischen Theorien oder philosophischen Argumentationen mit primitivsten technischen Mitteln (Papier und Bleistift) zu verfertigen, werden die innovativsten Leistungen in Politik, Kunst, Wissenschaft etc. von informellen Kollokalgruppen (z.B. Regierungskabinetten, Diskussionszirkeln, Forscherteams u.a.) erzeugt, in denen archaische rituelle Verhaltensweisen und atavistische Formen nonverbaler Kommunikation grösste funktionale Bedeutung haben. Sie beruhen auf universell verbreiteten, selbst von "asozialen" Menschen mit erstaunlicher Virtuosität beherrschten Verhaltens- und Interpretationsregeln, die in unbeeinflussbaren, teilweise nicht einmal identifizierbaren Sozialisationsprozessen zuverlässig übermittelt werden (vgl. Goffman 1974: 9ff.), und die jene fundamentalste generative Konstitutionssphäre aller sozialen Erscheinungen bilden, um deren Erhellung sich Soziologen (bzw. Ethnomethodologen) erst in jüngerer Zeit bemühen.

6. Aussegregation zwischen "Vorderbühnen" und "Hinterbühnen"

In dem Masse, wie sich ein Sozialsystem nach seiner eigenen Logik entfaltet und seinen Teilnehmern eine an seinen eigenen Integrationsbedürfnissen und Leistungsimperativen orientierte Verhaltensdisziplin aufzwingt, wird es in ein gewisses Spannungsverhältnis zu (a) den andern sozialen Einbindungen und (b) den psychischen und physiologischen Systemregulationen und Bedürfnissen seiner individuellen Mitglieder geraten.

Entsprechend sehen sich insbesondere die an Kriterien zweckrationaler Effektivität und Effizienz orientierten Betriebsorganisationen gezwungen, sich im vornherein auf ein (in zeitlicher und sachlicher Hinsicht) streng partialisiertes Engagement ihrer Mitglieder zu beschränken und ihnen als Kompensation für diese "Dienstloyalität" zu einer besseren Entfaltung ihrer ausserorganisationellen Entfaltungschancen (vor allem durch finanzielle Entschädigungen) zu verhelfen. Insofern eine Organisation unselektiv verschiedenste Lebensbezüge eines Individuums einbegreift und sich dem Idealtypus der "totalen Institution" annähert, bekundet sie regelmässig grosse Mühe, ihre formalen Regeln gegen die allorts wuchernden Praktiken "informeller Organisation" und "devianter Subkulturen" durchzusetzen (vgl. z.B. Goffman 1973: passim; Lang 1965; Berk 1966 u.a.).

Auch für kollokale Interaktionsfelder gilt das Dilemma, dass eine wachsende Binnendisziplinierung des Teilnehmergehaltens eine schärfere Abgrenzung des Sozialsystems gegenüber seiner Umwelt und seine striktere Limitierung auf bestimmte Zeiträume, Sachthe-

men oder Situationsbedingungen (bzw. auch eine selektivere Zusammensetzung der Mitglieder) erzwingt. Die Aussegregation konstituiert sich dann auf die doppelte Weise, dass

- 1) Kollokalfelder mit hohem Disziplinierungsniveau inselbändig separiert werden gegenüber Phasen und Situationen zwangloseren Zusammenseins, wo die übrigen sozialen Rollen und die psychisch-physischen Bedürfnisse der Mitglieder besser zur Geltung kommen;
- 2) gegenüber dem Gesamtbereich kollokaler Interaktion eine "Privatsphäre" abgespalten wird, innerhalb der das Individuum - von Fremdwahrnehmungen geschützt - unbelastet von kommunikativen Implikationen und interaktiven Disziplinierungszwängen agiert.

Goffmans an der Metaphorik des Theaters orientierte Unterscheidung zwischen "frontstage" und "backstage" ist geeignet, beiden Modi sozialer Systemdifferenzierung Rechnung zu tragen. Die "frontstage" stellt einen meist sowohl in zeitlicher wie in sachlicher und sozio-struktureller Hinsicht scharf ausgegrenzter Situationsrahmen dar, innerhalb dem kollokale Interaktionsprozesse von überdurchschnittlich hoher Diszipliniertheit, Berechenbarkeit und Normentreue stattzufinden pflegen. Die Limitierungen derartiger Sozialsysteme ergeben sich aus den allen Beteiligten abverlangten Anstrengungen, die notwendig sind, um den Interaktionsablauf vor den mannigfachen Wechselwirkungen unkontrollierter und unvorhersehbarer Art, die mit kollokalem Beisammensein unvermeidlich verknüpft sind, zu schützen und auf jenen streng geordneten Bahnen zu halten, die beispielsweise durch ein *dramaturgisches Skript* oder eine *formell institutionalisierte Statusordnung* vorgezeichnet sind. Es sind vor allem drei Bedingungen, unter denen sich eine derartige Konstellation häufig ergibt:

- 1) Wenn eine Kollokalgruppe sich im Aufmerksamkeitsfokus eines Publikums befindet, das von ihr einen nach bestimmten Regeln ablaufenden und/oder in bestimmten Produktionsleistungen terminierenden kooperativen Interaktionsablauf (z.B. die Aufführung eines Theaterstücks, die Abhaltung einer Podiumsdiskussion, das Servieren einer Mahlzeit oder die Zelebration eines standardisierten Ritus) erwartet.

Vor allem bei unvertrautem und/oder unkontrolliert fluktuierendem Publikum (d.h. in öffentlichen Räumen) müssen die Akteure davon ausgehen, dass das Bild, das sie den Zuschauern von ihrer Persönlichkeit und ihren Qualifikationen vermitteln, sich praktisch ausschliesslich aus den von ihnen vorgezeigten "Darstellungskünsten" ergibt: so dass sie unter dem doppelten Disziplinierungsdruck stehen, zu einer erfreulichen Gesamtaufführung des "Ensembles" beizutragen und sich selbst dabei auf günstige Weise zu profilieren. Die Spannungen und Widersprüche, die zwischen beiden Darstellungsrollen möglich sind, werden beispielsweise in manchen Mannschaftssportarten (Fussball, Handball u.a.) sichtbar, wo offensichtlich ist, dass die Siegeschancen eines Teams durch die Profilierungssucht ihrer einzelnen Mitglieder schwer beeinträchtigt werden können. (vgl. Cachey/Fritsch 1983).

Die sich korrelativ zu derartigen "Inszenierungen" konstituierenden Hinterbühnen („backstages“) haben dann die doppelte Funktion

- a) unbelastet von kritischen Fremdwahrnehmungen die prosaischen Vorbereitungen (Herrichtung der Kulissen, Kostümierung u.a.) und oft sogar peinlich kompromittierend wirkenden Erprobungen (von Gesangsstimmen, Mikrofonen u.a.) zu ermöglichen die zur Gewährleistung eines tadellosen Publikumseindrucks und zur Sicherung eines planmässigen, fehlerfreien Aufführungsablaufs unerlässlich sind;
- b) nach dem anstrengenden "Bühnengeschehen" als ein kompensativer Entspannungs- und Erholungskontext zu dienen, wo es gelingt, aufgestaute physiologische und psychische Bedürfnisse sowie die in Latenz versetzten sozialen Beziehungsaspekte (z.B. geselliger oder sozio-emotionaler Natur) zu ihrem Recht kommen zu lassen. Sicher sind auch die kollokalen Interaktionen "hinter der Bühne" nicht völlig von kommunikativen Darstellungszwängen befreit, und häufig genug kommt es vor, dass

auch das dort aktualisierte Verhalten eine - wiederum anstrengende und vielleicht die Ausdifferenzierung einer sekundären "backstage" erfordernde - Stilisierung zur "theatralischen Pose" erfährt (Goffman 1983: 123)

Das "Disziplinierungsgefälle" gegenüber der Vorderbühne scheint zentral davon abzuhängen, dass die Mitglieder des Ensembles auf Grund wechselseitiger Vertrautheit bereits stabilisierte Typifikationen voneinander besitzen und deshalb davon dispensiert sind, auch ihr Verhalten untereinander als Medium des "Impression management" zu benutzen.

- 2) Wenn kollokale Interaktionssysteme von den Beteiligten als Vehikel benutzt werden, um institutionalisierte (bzw. gar formalisierte) Strukturverhältnisse oder Prozessabläufe zu aktualisieren. Ein unaufhebbares Dilemma besteht darin, dass

- einerseits immer das Medium kollokaler Interaktion vonnöten ist, um institutionell fixierten Statusordnungen (z.B. zwischen Lehrern und Schülern, Soldaten und Offizieren) Realitätsgehalt zu verleihen oder um vorprogrammierte Prozessabläufe (z.B. Gerichtsverfahren oder organisatorische Produktionsvorgänge) in *statuum operandi* überzuführen;
- diese selben Kollokalfelder aber mannigfache Gefahren der Relativierung und Erosion derartiger Schemata in sich tragen: Risiken, die nur im limitierten Rahmen einer disziplinierten "Vorderbühne" unter Kontrolle gehalten werden können.

Das Durchhalten vorgezeichneter Statusordnungen, Rollenspezialisierungen oder Verhaltenskoordinationen erweist sich deshalb als schwierig, weil den hohen Differenzierungen individueller Identitäten und Verhaltensweisen meist keine ähnlich grossen faktischen Unterschiede persönlicher Motivationen oder Qualifikationen entsprechen, und weil die *ex ante* stabilisierten Schemata unvermeidlicherweise durch "informelle", aus der Eigendynamik interpersoneller Wahrnehmungen und Kommunikationen hervorgehende Muster überlagert werden.

Systematisch bereitgestellte Nischen für Informalität (in der Form von Pausen, geselligen Mahlzeiten, Betriebsausflügen u.a.) geben dann Gelegenheit, jene Gleichartigkeiten (bzw. ganz andersartigen, z.B. auf Persönlichkeitsmerkmalen beruhenden Differenziertheiten) zwischen den Mitgliedern zur Geltung kommen zu lassen, die in der institutionellen Vorderbühnensituation latent gehalten werden müssen. Soll aber "der Schein gewahrt werden", bleibt den Angehörigen verschiedener Statuskategorien oft nicht anderes, als sich auf separate Hinterbühnen zurückzuziehen - und dort ohne kompromittierende Fremdwahrnehmung einander ähnlich zu werden:

"Wenn die Schüler das Klassenzimmer verlassen und der Vertraulichkeit und dem schlechten Benehmen freien Lauf lassen, merken sie oft nicht, dass sich ihre Lehrer ins Lehrerzimmer zurückgezogen haben, um auf ihrer Hinterbühne sich ganz ähnlich zu verhalten, zu fluchen und zu rauchen." (Goffman 1983: 121)

Ebenso muss sich das Servierpersonal meist in die Küche zurückziehen, um seinen Bedürfnissen nach Speise, Trank und geselliger Konversation, die denen der zu bedienenden Gäste völlig vergleichbar sind, zur Befriedigung zu verhelfen.

- 3) Wenn Individuen der Kontrolle ihrer Verhaltensweisen und Ausdruckskundgaben besonders hohe Beachtung schenken müssen, weil ihre kollokalen Partner geneigt sind, solche Äusserungen dispositionale zu attribuieren und ihr Urteil über die Persönlichkeit des Akteurs (seine Charaktermerkmale, Qualifikationen, Interessen u.a.) daran festzumachen. Diese Konstellation kommt besonders häufig bei jenen Individuen vor, denen man auf Grund ihrer hohen Statusposition oder aus anderen Gründen die Möglichkeit zuschreibt, autonom zu entscheiden und zu handeln: so dass es unausweichlich wird, die Art ihrer Beschlüsse oder Verhaltensweisen ihrer Person (anstatt den von ihnen nicht zu verantwortenden *Situationsbedingungen*) zuzurechnen. Daraus ergibt sich das bisher selten beachtete Paradoxon, dass Akteure jeden Zuwachs an äusserlicher

Handlungsautonomie damit bezahlen, dass sie mehr Verhaltensdisziplin aufwenden müssen, um keine ihnen missliebigen oder schädlichen Fremdbeurteilungen zu erwecken.

Diese Problematik wird allerdings in der Masse abgeschwächt, als diese selben Personen

- auf Grund ihrer sozialen Macht- und Autonomieposition es sich eher leisten können, sich um die Meinung, die andere, niedriger Gestellte von ihnen haben, zu kümmern;
- anderen erfolgreich suggerieren, dass ihr Verhalten *situationsbedingt* (z.B. durch die "Gesetzeslage" oder die "geschäftliche Konkurrenzsituation determiniert) sei und deshalb nicht als Ausdruck ihrer Person gewertet werden dürfe.

Dennoch scheint es zutreffend, dass hochrangige Personen - schon weil sie auf Grund ihrer Statusprominenz viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen - besonders viel dispositionale Verhaltenszurechnungen erfahren und infolge der damit verknüpften Disziplinierungszwänge auch eine umfangreichere "Backstage" benötigen (vgl. Meyrowitz 1985). So mag es nicht nur auf Gründe der Statusrepräsentation zurückzuführen sein, dass hochrangige Personen normalerweise stärker auf einer umfangreichen und gut abgeschirmten Privatsphäre (z.B. in der Form von doppeltürig gesicherten Büroräumen, alleinstehenden Villen oder von Einzelbettzimmern in Hotels oder Kliniken) insistieren. Vielmehr mag auch der sachlichere Wunsch mitspielen, sowohl zur Vorbereitung ihrer "Auftritte" wie auch zur Entspannung genügend Raum und Zeit für kommunikativ unbelastetes, privates Verhalten verfügbar zu haben.

Weitere Voraussetzungen für diese dritte Art von Disziplinierungsdruck bestehen darin, dass

- a) aktuelle Verhaltensäußerungen tatsächlich dazu benutzt werden, um Personen zu beurteilen und zu typifizieren: z.B. weil ALTER keine anderen (z.B. aus früheren Begegnungen stammende oder aus der objektiven Positionsrolle hergeleitete) Kriterien zur Verfügung hat, um sich über EGO ein Bild zu machen;
- b) ALTER's Beurteilung für EGO besonders wichtig ist: z.B. weil bedeutsame Konsequenzen (z.B. die Zuweisung einer Stelle, die Gewährung von Geldkrediten oder die Vergabe eines lukrativen Geschäftsauftrags) davon abhängen können.

Daraus ergibt sich beispielsweise, dass sich Angehörige mobiler bürgerlicher Eliten unter weit umfassenderen Disziplinierungszwängen als etwa die Mitglieder des Feudaladels befinden, weil sie

- a) ihren Status nicht im Sinne einer zugeschriebenen genealogischen Qualifikation (und auch nicht als einen vom Monarchen verliehenen Amtstitel) sichtbar und unangreifbar mit sich tragen, sondern gezwungen sind, ihn unter Einsatz all ihrer persönlichen Fähigkeiten (worunter auch verschiedenste Fertigkeiten des "Impression Management" gehören) *ad personam* zu erwerben und durch ständig neue Anstrengungen aufrechtzuerhalten;
- b) dank ihrer räumlichen und sozialen Mobilität sehr häufig mit neuen, noch unvertrauten Partnern in (meist spezifische und transitorische) Beziehungen treten, bei denen es darauf ankommt, gerade jetzt durch kontrolliertes Benehmen, sorgfältige Wortwahl und tadellose äussere Erscheinung einen vorteilhaften Eindruck zu erwecken.

Wiederum erweist sich hier das Dilemma, dass gesteigerte Handlungsfreiheiten ein Anwachsen individueller Selbstdisziplinierungszwänge nach sich ziehen: denn in der Masse, wie ich autonom immer wieder neue Interaktionspartner wähle, häufen sich die kritischen Initialstadien sozialer Beziehungen, in denen es darauf ankommt, durch diszipliniertes Verhalten einen günstigen "ersten Eindruck" zu erwecken, der das Bild, das sich der Partner von mir macht, und seine Entscheidung, ob und wie er weiter mit mir umgeht, grundlegend determiniert.

So ist es gut verständlich, warum das Aufkommen des Bürgertums eng mit einer Ausweitung und schärferen Ausdifferenzierung der Privatsphäre korreliert, und warum sich

Wohnungseinrichtungen mit einer ausgeprägten Differenzierung zwischen "frontstage" (Wohnzimmer) und "backstage" (Küche, Schlafzimmer) vor allem in Mittelschichtmilieus finden, in denen es üblich ist, gegenüber variablen Freunden und Bekannten das Ritual der "Gastlichkeit" zu zelebrieren (vgl. Goffman 1983: 112).

Private Refugien, in denen man mit sich selbst und den vertrautesten Familienangehörigen allein ist, können als "institutionalisierte Hinterbühnen" betrachtet werden, die Gelegenheit bieten, sich unbelastet von kommunikativen Darstellungszwängen auf die anstrengenden täglichen "Vorderbühnenauftritte" vorzubereiten und sich von ihren Mühseligkeiten zu erholen.

Literatur

- Abrams, Ph./McCulloch, A.** Commune, Sociology and Society. Cambridge University Press, Cambridge, Mass. 1976.
- Adams-Webber, J.** Construing Persons in Social Contexts (in: Stringer, P./Bannister, O. (eds.) *Constructs of Sociality and Individuality*, Academic Press, London/New York, 1979: 195-219)
- Andrew, R.J.** The Origin and Evolution of Calls and Facial Expressions of the Primates (*Behavior*, 20, 1963: 1-109)
- Anderson, N./Hubert, S.** Effects of Concomitant Recall on Order Effects in Personality Impression Formation (*Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 2, 1963: 379-391)
- Argyle, M./Dean, J.** Eye Contact, Distance and Affiliation (*Sociometry*, 28, 1965, 289-304)
- Arzberger, K.** Bürger und Eliten in der Kommunalpolitik. Kohlhammer, Stuttgart 1980.
- Ash, S.E.** Effects of Group Pressures upon Modification and Distortion of Judgments (in: Guetzkow, H. (ed.) *Groups, Leadership and Men*. The Carnegie Press, Pittsburgh, 1951)
- Babad, E.Y./Birnbaum, M./Benne, K.D.** The Social Self. Group Influences on Personal Identity. Sage Publications, Beverly Hills, 1983.
- Backman, C.W.** Attraction in Interpersonal Relationships (in: Rosenberg, M./Turner, R.H. (eds.) *Social Psychology. Sociological Perspectives*, Basic Books, New York, 1981: 235-268).
- Bates, E.** The Emergence of Symbols. Academic Press, New York, 1979.
- Bateson, G.** Redundancy and Coding (in: Sebeok, Th. (ed.) *Animal Communication; Techniques of Study and Results of Research*, Indiana University Press, Bloomington/London 1968)
- Beattie, G.** Contextual Constraints of the Floor Apportionment Function of Gaze in Dyadic Conversation (*British Journal of Clinical and Social Psychology*, 18, 1978: 391-392)
- Bem, D.J.** Self-perception: an Alternative Interpretation of Cognitive Dissonance (*Psychological Review*, 74, 1967, 183-200)
- Ben David, J.** The Scientist's Role in Society. Basic Books, New York, 1971.
- Berger, K.W./Popelka, G.R.** Extra-Facial Gestures in Relation to Speech Reading (*Journal of Communication Disorders*, 3, 1971: 302-308).
- Berk, B.B.** Organizational Goals and Inmate Organization (*American Journal of Sociology*, 71, 1966, 534-552)
- Bernstein, B.** Elaborated and Restricted Codes (*American Anthropologist*, 66, (6), 1964, 55-69)
- Bierhoff, H.W.** Hilfreiches Verhalten. Dietrich Steinkopff Verlag, Darmstadt 1980.
- Birdwhistell, R.L.** Kinesics (*International Encyclopedia of the Social Sciences*, Chicago 1968, Vol. 8, 379-385).
- Blauner, R.** Alienation and Freedom. University of Chicago Press, Chicago 1964
- Bond, C.F./Titus, L.J.** Social Facilitation. A Meta-Analysis of 241 Studies (*Psychological Bulletin* 94, 1983, 265-292)
- Braver, L./Rohrer, V.** Superiority of Vicarious over Direct Experience in Interpersonal Conflict Resolution (*Journal of Conflict Resolution*, 22, 1978: 143-155)
- Brewer, M.B.** In-group Bias in the Minimal Intergroup Situation: A cognitive-motivational analysis (*Psychological Bulletin*, 86, 1979: 307-324)
- Brinkmann G./Pippke, W./Rippe, W.** Die Tätigkeitsfelder des öffentlichen Verwaltungsdienstes. Arbeitsansprüche, Ausbildungserfordernisse, Personalbedarf. Westdeutscher Verlag, Opladen 1973.

- Bryan, J.H./Test, M.A.** Models of Helping: Naturalistic Studies in Aiding Behavior (Journal of Personality and Social Psychology, 22, 1967: 400-407)
- Burling, T.** Essays on Human Aspects of Administration (New York, State School of Industrial and Labor Relations, Cornell University, Bulletin Nr. 25, August 1955)
- Burns, T./Stalker, G.M.** The Management of Innovation. Tavistock Publications, London, 1961.
- Burton, R.V.** Honesty and Dishonesty (in: Lickona, Th. (ed.) Moral Development and Behavior, Holt, Rinehart and Winston, New York 1976: 173-197)
- Cachey, K./Fritsch, W.** Ueberlebensprobleme von Gruppen im Hochleistungssport (in: Neidhart, F. (Hrsg.) Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, Sonderheft Nr. 25 der "Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen 1983: 510-531)
- Canetti, E.** Masse und Macht. Fischer, Frankfurt, 1980.
- Carithers, M.W.** School Desegregation and Racial Cleavage 1954-1970 (Journal of Social Issues, 26, 1970: 25-47)
- Cheyne, J.A./Efran, M.G.** The Effect of Spatial and Interpersonal Variables on the Invasion of Group-Controlled Territories (Sociometry, 35, 1972: 477-489)
- Christian, J.J.** The Pathology of Overpopulation (Military Medicine, 1963, 128: 571-603)
- Clifford, M./Walster, E.** The Effect of Physical Attractiveness on Teacher Expectation (Sociology of Education, 46, 1973: 248ff.)
- Coenen, H.** Diesseits von subjektivem Sinn und objektivem Zwang. Fink Verlag, München, 1985.
- Collett, P./Marsh, P.** Patterns of Public Behavior. Collision Avoidance on a Pedestrian Crossing (in: Sebeok, Th.A./Umiker-Sebeok, J. (eds.) Nonverbal Communication, Interaction and Gestures, Mouton, The Hague, 1981: 199-217)
- Crockett, W.H.** Cognitive Complexity and Impression Formation (in: Mather, B. (ed.) Progress in Experimental Personality Research, Academic Press, London/New York, 1965: 65ff.)
- Dahl, R.A.** Und nach der Revolution? Campus, Frankfurt, 1975.
- Darley, J.M./Teger, A.I./Lewis, L.D.** Do Groups Always Inhibit Individuals' Responses to Potential Emergencies? (Journal of Personality and Social Psychology, 26, 1973: 224-232)
- Delia, J.G./Gonyea, A.H./Crockett, W.H.** The Effects of Subject-Generated and Normative Constructs upon the Formation of Impressions (British Journal of Social and Clinical Psychology, 10, 1970: 413-429)
- Dion, K./Berscheid, E./Walster, E.** What is Beautiful is Good (Journal of Personality and Social Psychology, 24, 1972: 285-290)
- Drewe, P.** Methoden zur Identifizierung von Eliten (in: Koolwijk, J./Wieken-Mayser, M. (Hrsg.) Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Oldenbourg, München, 1974, 171ff.)
- Duck, S.W.** Personal Relationships and Personal Constructs: A Study of Friendship Formation, Wiley, New York/Chichester, 1973.
- Duncan, S.** Some Signals and Rules for Taking Speaking Turns in Conversations (Journal of Personality and Social Psychology, 23, 1972: 283-292)
- Dunckelmann, H.** Lokale Öffentlichkeit, Kohlhammer, Stuttgart, 1975.
- Dunphy, D.C.** The Primary Group. A Handbook of Analysis and Field Research. Appleton-Century-Croft, New York, 1972.
- Edney, J./Jordan-Edney, N.** Territorial Spacing on a Beach, Sociometry, 37, 1974: 92-104)
- Efran, M.G./Cheyne, J.A.** Shared Space: the Cooperative Control of Spatial Areas by two Interacting Individuals (Canadian Journal of Behavioral Sciences, 5, 1973, 201-210)

- Efran, M.G./Cheyne, A.** Affective Concomitants of the Invasion of Shared Space: Behavioral, Physiological and Verbal Indicators (Journal of Personality and Social Psychology, 29, 1974, 219-226)
- Eibl-Eibesfeldt, I.** Ethology. The Biology of Behavior. 2nd edition. Holt, Rinehart & Winston, San Francisco, 1975.
- Ekman, P./Friesen, W.V.** The Repertoire of Nonverbal Behavior Categories: Origins, Usage and Coding (in: Sebeok, Th.A./Umiker-Sebeok, J. (eds.) Non-verbal Communication, Interaction and Gestures, Mouton, The Hague, 1981: 57-105)
- Elias, N.** Die höfische Gesellschaft, Suhrkamp, Frankfurt, 1983.
- Ellsworth, P./Carlsmith, J.** Effects of Eye Contact and Verbal Content on Affective Response to a Dyadic Interaction (Journal of Personality and Social Psychology, 10, 1968: 15-20)
- Epstein, Y.M./Woolfolk, R.L./Lehrer, P.M.** Physiological, Cognitive and Nonverbal Responses to Repeated Exposure to Crowding (Journal of Applied Social Psychology, 11, 1981, 1-13)
- Euler, H.P.** Das Konfliktpotential industrieller Arbeitsstrukturen. Westdeutscher Verlag, Opladen, 1977.
- Exline, R.V./Thibaut, J./Brannon, C./Gumpert, P.** Visual Interaction in Relation to Macchiavellism and an Unethical Act (American Journal of Psychology, 16, 1961: 396ff.)
- Fentress, J.C.** Dynamic Boundaries of Patterned Behavior: Interaction and Self-Organization (in: Bateson, P.G./Hinde, R.A. (eds.) Growing Points in Ethology. Cambridge University Press, Cambridge Mass., 1976: 135-169)
- Flavell, J.H.** The Developmental Psychology of Jean Piaget. Van Nostrand, New York, 1963.
- Faunce, W. A., & Smucker, M. J.** (1969). Industrialization and Community Status Structure. (American Sociological Review, 31, 390-399).
- Freedman, J.** Crowding and Behavior. Viking Press, New York, 1975.
- Freedman, N.** Toward a Mathematization of Kinetic Behavior: A Review of Paul Bouissac's 'La Mesure des Gestes' (in: Sebeok, Th.A./Umiker-Sebeok, J. (eds.) Nonverbal Communication, Interaction and Gesture, Mouton Publ., The Hague, 1981: 151-164)
- Friedrich, W.** Methoden der marxistisch-leninistischen Sozialforschung. VEB, Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin, 1970.
- Fritz, H.J.** Menschen in Büroarbeitsräumen. Heinz Moos Verlag, München, 1982.
- Fröbel, F./Heinrichs, J./Kreye, V.** Die neue internationale Arbeitsteilung. Rowohlt, Reinbek, 1972.
- Gehlen, A.** Der Mensch. Athenäum, Bonn, 1950.
- George, A.L.,** Primary Groups, Organization and Military Performance (in: Little, R.W. (ed.) Handbook of Military Institutions. Sage Publ. Beverly Hills 1971: 293-318).
- Geser, H.** Paradigmatischer Konsens in Forschungsorganisationen (in: Stehr, N. (Hrsg.) Wissenschaftssoziologie - Studien und Materialien. Sonderheft 18/1975 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen, 1975: 305-324)
- Geser, H.** Forschungsinfrastruktur und Organisationsform von Universitätsinstituten (Zeitschrift für Soziologie, 6, 1977:150-173)
- Geser, H.** Eine funktional-morphologische Theorie der Berufsqualifikationen (Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 7, 1981, 399-434)
- Geser, H.** Bevölkerungsgrösse und Staatsorganisation. Peter Lang Verlag, Bern, 1981.
- Geser, H.** Strukturformen und Funktionsleistungen sozialer Systeme. Westdeutscher Verlag, Opladen, 1983.

- Geser, H.** Regionalisierungstendenzen bei (staatlichen und nichtstaatlichen) transnationalen Assoziationen (in: Heintz, P. (Hrsg.) *Endogene Entwicklung: Wirklichkeit und Ideologie*. Rüegger Verlag, Diessenhofen, 1984: 181-204)
- Geser, H.** Milizverwaltung und professionelle Verwaltung auf Gemeindeebene (in: Germann, R.E. et. al. (Hrsg.) *Politisches Handbuch der Schweiz*, Band 3, Haupt Verlag, Bern/Stuttgart, 1986: 171-200)
- Geser, H.** Elemente zu einer soziologischen Theorie des Unterlassens (*Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38, 1986, 643-669)
- Geser, H. et. al.** Gemeindepolitik zwischen Milizorganisation und Berufsverwaltung. Haupt Verlag, Bern, 1987.
- Gillespie, D.F./Birmbaum, Ph.H.** Status Concordance, Coordination and Success in Interdisciplinary Research Teams (*Human Relations*, 33, 1980: 41-56)
- Giordano, C.** Soziale Bewegung oder Identitätsmanagement? (*Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 7, 1981: 179-198)
- Givens, D.** Greeting a Stranger: Some Commonly Used Nonverbal Signals of Aversiveness (*Semiotica*, 22, 1978: 351-367)
- Goffman, E.** Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 1971.
- Goffman, E.** *Encounters*. Allen Lane Penguin Press, London, 1972.
- Goffman, E.** *Asyle*, Suhrkamp, Frankfurt, 1973.
- Goffman, E.** *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Suhrkamp, Frankfurt, 1974.
- Goffman, E.** *Forms of Talk*. Basil Blackwell, Oxford, 1981.
- Goffman, E.** *Wir alle spielen Theater*. Piper, München, 1985.
- Gouldner, A.W.** *Patterns of Industrial Bureaucracy*. Free Press, Glencoe, 1954.
- Guggenberger B.** *Bürgerinitiativen in der Parteiendemokratie*. Kohlhammer, Stuttgart, 1980.
- Greverus, I.M.** Ethnizität und Identitätsmanagement (*Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 7, 1981: 223-232)
- Hahn, A./Schubert, H.A./Siewert, H.J.** *Gemeindesozilogie*. Kohlhammer, Stuttgart, 1979.
- Hall, E.T.** The Psychology of Manners (*Scientific American*, Vol. 192, 1955: 84-90)
- Havelock, E.A.** Preface to Plato. Cambridge, Mass., 1963
- Heslin, R./Alper, T.** Touch (in: Wiemann, J.M./Harrison, R.P. (eds.) *Nonverbal Interaction*, Sage, Beverly Hills, 1983: 47-75)
- Hickson, D.J.** A Convergence in Organization Theory (*Administrative Science Quarterly*, 11, 1966, 224-237)
- Hoffman, E.L.** Empathy, Role Taking, Guilt and Development of Altruistic Motives (in: Lickona, Th. (ed.) *Moral Behavior and Development*. Holt, Rinehart & Winston, New York, 1976: 124-143)
- Husserl, E.** Vorlesungen zu einer Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (*Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, Bd. IX, Halle 1928)
- Husserl, E.** *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie* (Husserliana Bd. III/I, Martinus Nijhoff, Den Haag 1976)
- Jäger, C./Bieri G./Dürrenberger G.** *Telearbeit. Von der Fiktion zur Innovation*. Verlag der Fachvereine, Zürich, 1987.
- Jennings, M.K./Niemi, R.G.** Party Identification at Multiple Levels of Government (*American Journal of Sociology*, 72, 1966, 86-101)

- Jones, E.E./Harris V.A.** The Attribution of Attitudes (Journal of Experimental Social Psychology 3, 1967: 1-24).
- Jones, E.E./Nisbett, R.E.** The Actor and the Observer: Divergent Perceptions of the Causes of Behavior (in: Jones, E.E. (ed.) Attribution: Perceiving the Causes of Behavior. General Learning Press, Morristown N.J. 1972).
- Katz, E.** The two-step Flow of Communication: an up-to-date Report on a Hypothesis (Public Opinion Quarterly, 21, 1957, 61-78)
- Katz, E.** The Two-Step-Model of Communication (in: Schramm, W. (ed.) Mass Communications. University of Illinois Press, Urbana, Ill, 1960 (2. Aufl.)
- Katz E./Lazarsfeld, P.F.** Personal Influence, Free Press, Glencoe, Ill. 1955.
- Kelly, G.A.** The Psychology of Personal Constructs. Norton, New York, 1955.
- Kelly, G.A.** A Brief Introduction to Personal Construct Theory (in: Bannister, D. (ed.) Perspectives in Personal Construct Theory, Academic Press, London 1970)
- Kelly, H.H.** Attribution in Social Interaction (in: Jones, E.E. (ed.) Attribution, Perceiving the Causes of Behavior. General Learning Press, Morristown N.J. 1972)
- Kendon, A.** Some Functions of Gaze-Direction in Social Interaction (Acta Sociologica, 26, 1967: 22-47)
- Kendon, A.** Introduction: Current Issues in the Study of "Nonverbal Communication" (in: Sebeok, T.A./Sebeok, J.A. (eds.) Nonverbal Communication, Interaction and gesture. Mouton, The Hague, 1981: 1-53)
- Kendon, A.** Gesture and Speech (in: Wiemann, J.M./Harrison Randall P. (eds.) Nonverbal Interaction, Sage, Beverly Hills, 1983:13-45)
- Knapp, M.L.** Dyadic Relationship Development (in: Wiemann, J.M./Harrison, R.P. Nonverbal Interaction, Sage Publ. Beverly Hills 1983:
- König, R.** Grundformen der Gesellschaft: die Gemeinde, Rowohlt, Hamburg, 1958.
- König, R.** Die Grosstadt (in: ders. (Hrsg.) Handbuch der empirischen Sozialformen, Bd. 10, Enke, Stuttgart 1974: 42-145)
- Kummer, H.** Primate Societies. Aldine, Chicago 1971.
- Lawrence, P.R./Lorsch, J.W.** Organization and Environment, Harvard University Press, Boston, 1967.
- Lang, K.** Military Organizations (in: March, J.G. (ed.) Handbook of Organizations, Chicago, 1965: 838-878)
- Latané B./Darley, J.M.** The Unresponsive Bystander: Why doesn't he help? Appleton-Century-Crofts, New York, 1970.
- Lee, R.B./ DeVore, I. (eds.)** Man the Hunter, Chicago, Aldine, 1968.
- Leeds, A.** Locality Power in Relation to Supralocal Power Institutions (in: Southall A. (ed.) Urban Anthropology, Oxford University Press, New York, 1973: 15-41)
- Lemon, N./Warren, N.** Salience, Centrality and Self-Relevance of Traits in Constructing Others (British Journal of Social and Clinical Psychology, 13, 1974: 119-124)
- Lewin, K.** Group Decision and Social Change (in: Maccoby, E.E./Newcomb, Th.M./Hartley, E.L. (eds.) Readings in Social Change (in: Maccoby, E.E./Newcomb, Th.M./Hartley, E.L. (eds.) Readings in Social Psychology, New York, 1958 (3.Aufl.) 197-211)
- Lindesmith, A.R./Strauss, A.L./Denzin, N.K.** Social Psychology. The Dryden Press, Hillsdale, Illinois, 1975 (4th edition).
- Lipsky, M.** Toward a Theory of Street-Level Bureaucracy (in: Hawley, W.D. (ed.) Theoretical Perspectives on Urban Politics (Prentice-Hall, Englewood Cliffs, N.J. 1976: 196-213).

- Little, R.** Buddy Relations and Combat Performance (in: Janowitz, M. (ed.) *The New Military; Changing Patterns of Organization*. Wiley, New York, 1964: 195-223)
- Little, B.R.** Factors Affecting the Use of Psychological versus Non-Psychological Constructs on the Rep Test (Bulletin of the British Psychological Society, 21, 1968: 34ff.)
- Lodahl, J.B./Gordon, G.** The Structure of Scientific Fields and the Functioning of University Departments (American Sociological Review, 37, 1972: 57-72)
- Losanchuk, T.A./Lightstone, J.** Canned Laughter and Public and Private Conformity (in: Journal of Personality and Social Psychology, 29, 1974: 153-156)
- Luchins, A.** Primacy-Recency in Impression Formation (in: Hovland, C. et. al (eds.) *The Order of Presentation in Persuasion*. Yale University Press, New Haven, 1957: 33-61)
- Luhmann, N.** Funktionen und Folgen formaler Organisation. Duncker & Humblot, Berlin, 1964.
- Luhmann, N.** Einfache Sozialsysteme (Zeitschrift für Soziologie, 1, 1972: 51-64)
- Luhmann, N.** Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen (in: Otto, H.U./Schneider, S. (Hrsg.) *Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit*, Erster Halbband, Luchterhand, 1973: 21-43)
- Luhmann, N.** Vertrauen. Enke, Stuttgart, 1973.
- Luhmann, N.** Interaktion, Organisation, Gesellschaft (in: Luhmann, N. *Soziologische Aufklärung* 2., Westdeutscher Verlag, Opladen 1975: 9-20).
- Luhmann, N./Schorr, K.E.** Reflexionsprobleme im Erziehungssystem, Klett-Cotta, Stuttgart 1979.
- Marcus, Ph.M.** Unions Conventions and Executive Boards: A Formal Analysis of Organizational Structure (American Sociological Review, 31, 1966, 61-70)
- Markowitz, J.** Die soziale Situation, Suhrkamp, Frankfurt, 1979.
- Martin, B.** A Sociology of Contemporary Cultural Change. Oxford, 1981.
- Mauss, M.** Seasonal Variations of the Eskimo: A Study in Social Morphology. Rutledge & Kegan, London, Boston, 1979.
- McBride, G./King, J./James, J.** Social Proximity Effects on GSR in Adult Humans (Journal of Psychology, 61, 1965, 153-157)
- McCarthy, J.D./Zald, M.N.** Social Movements in an Organizational Society. Transaction Books, New Brunswick 1987.
- Mead, G.H.** Mind, Self and Society (ed. by C.W. Morris, University of Chicago Press, Chicago/London, 1934)
- Merleau-Ponty, M.** Phänomenologie der Wahrnehmung. De Gruyter, Berlin, 1965.
- Merleau-Ponty, M.** Résumés de Cours. College de France, 1952-60, Gallimard, Paris, 1966.
- Merleau-Ponty, M.** Die Struktur des Verhaltens. De Gruyter, Berlin/New York, 1976 (dt. Ausgabe).
- Meyer, J.W./Rowan B.** The Structure of Educational Organizations (in: Meyer, M.W. (ed.) *Environments and Organizations*. Jossey-Bass San Francisco 1978: 78-109).
- Meyrowitz, J.** No Sense of Place. Oxford University Press, New York 1985.
- Middlebrook, P.N.** Social Psychology and Modern Life (Alfred A. Knopf, New York, 1980)
- Milgram, St.** Das Milgram-Experiment. Rowohlt, Reinbek/Hamburg, 1974.
- Miller, D.C./Form, W.H.** Industrial Sociology. Harper & Row, New York, 1964.
- Moore, B.S./Sherrod, D.R./Liu, T.J./Underwood, B.** The Dispositional Shift in Attribution over Time (Journal of Experimental Social Psychology, 15, 1979: 553-569)
- Morley, I.E./Stephenson, G.M.** Interpersonal and Interparty Exchange: a Laboratory Simulation of an Industrial Negotiation at the Plant Level (British Journal of Sociology, 60, 1969: 543-545).

- Morris, D./Collett, P./Marsh, P./O'Shaughnessy, M.** Gestures: their Origin and Distribution, Stein & Day, New York, 1979.
- Müller, W.** Die Relativierung des bürokratischen Modells und die situative Organisation (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 25, 1973, 719-750)
- Nielsen, E.** Toward a Theory of Ethnic Solidarity in Modern Societies (American Sociological Review, 50, 1985: 133-149).
- Noelle-Neumann, E.** Umfragen in der Massengesellschaft. Rowohlt, Reinbek/Hamburg 1963.
- Ogden, C.A./Richards, I.A.** The Meaning of Meaning. Routledge & Kegan, London, 1947.
- Osmond, H.** Function as Basis of Psychiatric Ward Design (Mental Hospitals, April, 1957, 23-29).
- Palen, J.J.** The Urban World, MacGraw Hill, New York, 1975.
- Pessin, J.** The Comparative Effects of Social and Mechanical Stimulation on Memorizing (American Journal of Psychology, 45, 1933: 263-270)
- Piaget, J.** La Formation du Symbole chez l'Enfant. Delachaux & Niestlé, Neuchatel, 1945
- Piaget, J.** Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde. Klett, Stuttgart 1969.
- Piore, M.J./Sabel, Ch.F.** Das Ende der Massenproduktion. Wagenbach, Berlin, 1984.
- Plutchik, R.** The Emotions: Facts, Theories and a New Model. Random House, New York, 1962.
- Priest, R.T./Sawyer, J.** Proximity and Peership. Bases of Balance in Interpersonal Attraction (American Journal of Sociology, 72, 1967, 633-649)
- Proust, M.** Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Suhrkamp, Frankfurt, 1979.
- Rauch, H.** Partizipation und Leistung in Grossgruppen-Sitzungen (in: Neidhart, F. (Hrsg.) Gruppensoziologie. Sonderheft 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen, 1983: 256-274).
- Rittner, V.** Zur Soziologie körperbetonter sozialer Systeme (in: Neidhart F. (Hrsg.) Gruppensoziologie. Sonderheft Nr. 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen 1983: 233-255)
- Rommeveit, R.** On Message Structure: a Framework for the Study of Language and Communication. Wiley, New York, 1974.
- Ruesch, J./Kees, W.** Nonverbal Communication: Notes on the Visual Perception of Human Relations. Berkeley, University of California Press, 1956.
- Ruesch, J.** Nonverbal Language and Therapy (Psychiatry, 18, 1955, 323-330)
- Rutter, D.R./Stephenson, G.M.** The Role of Visual Communication in Synchronic Conversation (European Journal of Personality and Social Psychology, 7, 1977, 29-37)
- Sacks, H./Schegloff, E.A./Jefferson, G.** A Simplest Systematics for the Organization of Turn Taking for Conversation (in: Schenkein, J. (ed.) Studies in the Organization of Conversational Interaction. Academic Press, New York, 1978, 7-56)
- Sahlins, M.D.** The Segmentary Lineage. An Organization of Predatory Expansion (American Anthropologist, 63, 1961, 322-343)
- Sanders, G.S./Baron, R.S./Moore, D.L.** Distraction and Social Comparison as Mediators of Social Facilitation Effects (Journal of Experimental Social Psychology, 14, 1978, 409-416)
- Scarlett, H.H./Press, A.N./Crockett, W.H.** Children's Description of their Peers. (Child Development, 42, 1971: 439-453)
- Schefflen, A.** Body Language and the Social Order. Prentice-Hall, Englewood Cliffs, N.J. 1972.
- Schwarz, N.** Stimmung als Information. Untersuchungen zum Einfluss von Stimmungen auf die Bewertung des eigenen Lebens (Habilitationsschrift, Heidelberg, 1985)

- Schütz, A.** Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Suhrkamp, Frankfurt, 1974.
- Schwinger, Th.** Gerechte Güterverteilungen: Entscheidungen zwischen drei Prinzipien (in: Mikula, G. (Hrsg.) *Gerechtigkeit und soziale Interaktion*. Huber, Bern/Stuttgart, 1980: 107-140)
- Sebeok, Th.A.** Coding in the Evolution of Signalling Behavior (*Behavioral Sciences*, 7, 1962: 430-442)
- Selznick, Ph.** Institutional Vulnerability in Mass Society. (*American Journal of Sociology*, 56, 1951, 320-331)
- Service, E.R.** Primitive Social Organization. Random House, New York, 1971 (2. Aufl.)
- Sheleff, L.** The Bystander, Lexington Books, Toronto, 1978.
- Shapiro, E.G.** The Effect of Expectations of Future Interaction on Reward Allocation in Dyads: Equity and Equality. *Journal of Personality and Social Psychology*, 31, 1975, 873-880.
- Short, J.A.** Effect of Medium of Communication on Experimental Negotiations (*Human Relations*, 27, 1974, 225-234)
- Shortell, St. M.** The Role of Environment in a Configurational Theory of Organizations (*Human Relations*, 30, 1977, 275-302)
- Sillars, A.L.** Attributions and Interpersonal Conflict Resolution (in: Harvey J.H./Ickes, W./Kidd, R.F. (eds.) *New Directions in Attribution Research*, Lawrence Erlbaum Associates, Hillsdale, N.J., 1981, Vol. 3, 279-305)
- Simmel, G.** Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Duncker & Humblot, Berlin, 1908.
- Simmel, G.** Soziologie der Geselligkeit (Verhandlungen des 10. Deutschen Soziologentages. Tübingen 1911: 1-16).
- Simon, H.A.** The New Science of Management Decisions. Harper, New York, 1960.
- Smith, J./Chase, J./Lieblich, A.** Tongue Showing. *Semiotica* II, 1974: 201-246.
- Sommer, R.** Sociofugal Space (*American Journal of Sociology*, 72, 1966/67, 654-660)
- Soskin, R.F./John, P.V.** The Study of Spontaneous Talk (in: Barker, R.G. (ed.) *The Stream of Behavior*, Appleton-Century-Crofts, Chicago, 1963)
- Steinzor, B.** The Spatial Factor in Face to Face Discussion Groups (*Journal of Abnormal and Social Psychology*, 45, 1950: 552-555)
- Stephenson, G.M./Kniveton, B.K.** Interpersonal and Interparty Exchange: An Experimental Study of the Effect of Seating Position on the Outcome of Negotiations between Teams Representing Parties in Dispute. (*Human Relations*, 31, 1978: 551-566)
- Stern, D./Bender, E.** An Ethological Study of Children Approaching a Strange Adult (in: Friedman R. et al. *Sex Differences in Behavior*, Wiley, New York, 1974: 233-258)
- Strauss, A. et. al.** *Psychiatric Ideologies and Institutions*, Free Press, New York, 1964.
- Touraine, A.** L'organisation professionnelle de l'entreprise (in: Friedman, G./Naville, O. *Traité de Sociologie de Travail*, Vol. 1, Colin, Paris, 1964, 387-427)
- Treinen, H.** Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. (*Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 17, 1965: 254-297)
- Uppendahl, H.** Responsive Demokratie (in: Thränhardt, D./Uppendahl, H. (Hrsg.) *Alternativen lokaler Demokratie*. Anton Hain Verlag, Königstein/Ts., 1981, 95-111)
- Van de Ven, A.E./Delbecq, A.L./König, R.** Determinants of Coordination Modes within Organizations. (*American Sociological Review*, 41, 1976, 322-338)
- Vine, I.** Communication by Facial-Visual Signals (in: Crook, J.M. (ed.) *Social Behavior in Birds and Mammals*. Academic Press, London, 1970)

- Vygotsky, L.S.** Thought and Language, MIT-Press, Cambridge, Mass., 1962.
- Waldenfels, B.** Der Spielraum des Verhaltens. Suhrkamp, Frankfurt, 1980.
- Walster, E.** Assignment of Responsibility for an Accident (Journal of Personality and Social Psychology 3, 1966:73-79).
- Warner, L.W./Low, J.O.** The Social System of the Modern Factory. New Haven, Conn., 1947.
- Warren, D.I.** The Effects of Power Bases and Peer Groups on Conformity in Formal Organizations. (Administrative Science Quarterly, 14, 1969, 544-556)
- Watson, M./Graves, Th.D.** Quantitative Research in Proxemic Behavior. American Anthropologist, 68, 1966, 971-985.
- Watzlawick, P./Beavin, J.H./Jackson, D.D.** Pragmatics of Human Communication. Norton, New York, 1967.
- Weber, M.** Wirtschaft und Gesellschaft. J.C.B. Mohr, Tübingen, 1972 (5. Aufl.)
- Wieken, K.** Die schriftliche Befragung (in: Koolwijk, Jürgen van. (Hrsg.) Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Erhebungsmethoden, Die Befragung. Oldenbourg Verlag, München/Wien, 1974: 146-161)
- Wilden, A.** Analog and Digital Communication. (Semiotica 21, 1977: 50-82)
- Wilder, D.A./Cooper, W.E.** Categorization into Groups: Consequences for Social Perception and Attribution (in: Harvey, J.H./Ickes, W./Kidd, R.F. New Directions in Attribution Research, Vol. III, Lawrence Erlbaum Associates, Hillsdale, N.J., 1981: 247-277)
- Wilson, E.O.** Sociobiology. The New Synthesis. Belknap Press, Cambridge, Mass./London, 1975.
- Wortmann, C.B.** Causal Attributions and Personal Control (in: Harvey, J.H./Ickes W.J./Kidd, R.F. (eds.) New Directions in Attribution Research, Vol. 1, Lawrence Erlbaum Ass. Hillsdale New Jersey 1976: 19-52).
- Wurzbacher, G./Pflaum, R.** Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Enke Verlag, Stuttgart, 1954.
- Wyer, R.S.** An Information-Processing Perspective on Social Attribution (in: Harvey, J.H./Ickes, W./Kidd, R.F. (eds.) New Directions in Attribution Research, Vol. 3, Lawrence Erlbaum Associates, Hillsdale, N.J. 1981: 359-404)
- Yengoyan, A.A.** Demographic and Ecological Influences on Aboriginal Australian Marriage Selections (in: Lee, R.B./ DeVore, I (eds.) Man the Hunter, Aldine, Chicago, 1968: 185 ff.)
- Yung-mei, Tsai** Effect of National Status on Delegate Participation and Influence in an International Organisation (Human Relations, 32, 1979: 347-356)
- Zajonc, R.** Social Facilitation (Science, 1965, 149, 269-274)
- Zald, M.N.** The Future of Social Movements (in: Zald, M.N./McCarthy, J.D. (eds.) Social Movements in an Organizational Society. Transaction Books, New Brunswick, N.J., 1987: 319-336)
- Zimbardo, Ph.G.** Social Psychology and Modern Life. Alfred A. Knopf, New York, 1980: